

Liquide oder stabil?
Arbeits- und Berufsidentitäten in Zeiten von
Flexibilisierung und Kreativitätserwartungen

Eine Analyse von Arbeits- und Berufsbiografien
hinsichtlich eigener Identitätsbildungsprozesse

Dissertation
zur Erlangung des akademischen Grades
Doktor der Sozialwissenschaften (Dr. rer. soc.),

genehmigt durch die
Fakultät für Humanwissenschaften
der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg

von Christian Ziemis
geb. am 18.12.1974 in Neubrandenburg

Gutachterin/Gutachter: Prof. Dr. Heike Ohlbrecht
Gutachterin/Gutachter: Prof. Dr. Michael Dick

Eingereicht am: 17.05.2024
Verteidigung der Dissertation am: 18.06.2025

Inhaltsverzeichnis

<i>Abbildungsverzeichnis</i>	<i>VI</i>
<i>Tabellenverzeichnis</i>	<i>VII</i>
<i>Abkürzungsverzeichnis</i>	<i>VIII</i>
Einleitung	1
Reflexionsbogen I	11
<i>1.0 Singularisierung und Ästhetisierung der (Arbeits-)Gesellschaft</i>	<i>13</i>
1.1 Ausformung und Wesen der Spätmoderne	14
1.2 Im Spannungsfeld der Logiken des Allgemeinen und des Besonderen.....	21
1.3 Umriss der postindustriellen Entwicklung	26
1.4 Nuancierung einer singularistischen Arbeitswelt	29
1.5 Hybride Subjekte und ihre Diskontinuität	36
1.6 Lebensführungstechniken des spätmodernen Subjekts.....	47
1.6.1 Subjekte als Lebenskuratoren	49
1.6.2 Das Lebensstilpotenzial der Kultur	51
1.6.3 Der Statusgewinn und seine Erhaltung	52
1.7 Die spätmoderne (Arbeits-)Gesellschaft im Diskurs	54
1.7.1 Projektbezogenes Arbeitskraftunternehmertum.....	54
1.7.2 Die Expressivität des Individualismus und der Statuserwerb	57
1.7.3 Kritische Betrachtung von Ausblendungen und Rückschlüsse.....	60
Erstes Zwischenfazit.....	64
Reflexionsbogen II	67
<i>2.0 Identitätsdiskurs</i>	<i>69</i>
2.1 Vom Subjekt zur Identität.....	69
2.2 Identitätstheorien entlang klassischer Strömungen.....	72
2.2.1 Psychoanalytische Perspektive.....	73
2.2.2 Perspektive des symbolischen Interaktionismus.....	75
2.2.3 Patchwork-Identitäten als sozialpsychologischer Blick.....	83
2.3 Näherungsversuche an ein synthetisches Identitätsverständnis	91
2.3.1 Gedankenexperimenteller Modellvergleich	91

2.3.2	Identitätskern	93
2.3.3	Identitätsrahmen	95
2.3.4	Skizzierung eines synthetischen Identitätsmodells	98
	Zweites Zwischenfazit	104
3.0	<i>Arbeit und Beruf</i>	107
3.1	Variationen des Arbeitsbegriffes	107
3.2	Erläuterung des Berufsbegriffes	110
3.3	Wertebezogene Dimension von Arbeit und Beruf	112
3.4	Verhältnis von Beruf und Job	116
3.5	Bedeutung von Arbeits- und Berufsidentitäten	119
	Drittes Zwischenfazit	121
	Empirie	123
4.0	<i>Die empirische Untersuchung der Berufsbiografien</i>	125
4.1	Theoretische Methodologie	125
4.1.1	Grounded Theory als methodologischer Rahmen	125
4.1.2	Methodologie der Objektiven Hermeneutik	127
4.1.3	Methodologische Symbiose als Grundlage des Forschungsdesigns ...	130
4.2	Forschungsdesign	132
4.2.1	Ablaufschema	132
4.2.2	Forschungsziel, Forschungsfragen und Forschungsstand	135
4.2.3	Sampling	139
4.2.4	Datenerhebung und Auswertung	147
4.2.5	Gütekriterien qualitativer Sozialforschung	153
4.3	Forschungsprozess: Datenanalyse und Auswertung der Interviews	159
4.3.1	Fall Michael Arndt (IP1): Memo, Kurzportrait, Fallstrukturhypothese	160
4.3.2	Fall Insa Behrend (IP2): Memo, Kurzportrait, Fallstrukturhypothese	174
4.3.3	Fall Frank Clausen (IP3): Memo, Kurzportrait, Fallstrukturhypothese	195
4.3.4	Fall Christiane Darre (IP4): Memo, Fallbeschreibung	215
4.3.5	Fall Sophie von Ewall (IP5): Memo, Fallbeschreibung	220
4.4	Forschungsprozess: Fallvergleich und Kategorienbildung	224
4.4.1	Herkunftsmilieu (IP1 bis IP5): Soziale Herkunft, Beruf der Eltern, Schulbildung	225

4.4.2	Werdegang (IP1 bis IP5): Ausbildung, Studium, Beruf und Erwerb..	228
4.4.3	Kategorienbildung (IP1 bis IP5)	234
4.4.4	Vergleich und Typisierung der Fallstrukturen, der Identitätskerne- und Rahmen (IP1 bis IP3)	238
4.4.5	Allgemeine Betrachtung (IP1 bis IP3)	243
4.5	Generalisierung	245
4.5.1	Behandlung der Forschungsfragen.....	246
4.5.2	Diskursive Anknüpfung der Ergebnisse und Schlussfolgerung.....	249
4.6	Kritische Reflexion	253
5.0	<i>Gesamtfazit und Ausblick</i>	257
	<i>Literatur</i>	261
	<i>Ehrenerklärung</i>	273

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1:	Sequenz moderner Subjektordnungen (Reckwitz 2012a: 75).....	18
Abb. 2:	Modell der Identitätsarbeit (Höfer 2002: 60).....	88
Abb. 3:	Skizzierung eines Rahmen-Kern-Modelles der Identität	100
Abb. 4:	Sampling der Berufscharakteristika unter Berücksichtigung der Handlungsmodi und Berufstransformationen (IP1 bis IP5).....	141
Abb. 5:	Gütekriterien und ihre projektbezogene Anwendung, modifizierte Darstellung des Pentagramms qualitativer Gütekriterien (vgl. Strübing u.a. 2018: 97)	154
Abb. 6:	Zweck-Ästhetik-Kontinuum mit Vergleich der Tätigkeiten und ihrer Transformation (IP1 bis IP5)	229
Abb. 7:	Gegenüberstellung des Zweck-Ästhetik-Kontinuums der Tätigkeiten und der Charakteristik der Verlaufslinien (IP1 bis IP3).....	242

Tabellenverzeichnis

Tab. 1:	Aufgliederung des Forschungsdesigns in Form eines Ablaufschemas.....	133
----------------	--	-----

Abkürzungsverzeichnis

Abb.....	Abbildung
ABM.....	Arbeitsbeschaffungsmaßnahme
AG.....	Aktiengesellschaft
betriebl.	Betrieblich
BIZ	Berufsinformationszentrum
BMAS	Bundesministerium für Arbeit und Soziales
BWL.....	Betriebswirtschaftslehre
e.V.....	eingetragener Verein
HWK	Handwerkskammer
HTW.....	Hochschule für Technik und Wirtschaft
Hrsg.....	Herausgeber
IAB.....	Institut für Arbeitsmarkt und Berufsforschung
inkl.	inklusive
IHK.....	Industrie- und Handelskammer
IP	Interviewpartner:in
Jg.....	Jahrgang
schul.	schulisch
Tab.	Tabelle
u.a.....	und andere
vg.....	vorrangig
vgl.....	vergleiche

Einleitung

*„Probleme sind nur dann Probleme,
wenn sie nicht isoliert,
nicht Stück für Stück bearbeitet
und gelöst werden können.
Gerade das macht ihre Problematik aus.“*

(Luhmann 1984: 84)

Wäre unsere westliche Gesellschaft durch eine metaphorische Brille aus der Vogelperspektive beobachtbar, erschiene sie wohl als stilvoll, farbenfroh und viskos, wobei sich ihre Ströme aus Verzweigungen, Mündungen und Wirbel fließend wandeln würden.

Bei näherem Hinschauen kämen dann Menschen zum Vorschein, die mit diesen Gegebenheiten umgehen. Geschmackvoll sind sie gekleidet, auch ihr Gestus wirkt anmutig. Während die einen grazil in diesem Fluss treiben, treiben ihn die anderen unter energischen Bemühungen schneller voran. Beide Zustände gehen ineinander über: So werden manches Mal die einen zu den anderen und andersherum. Sie zeigen sich untereinander, welche besondere Werke sie vollbracht haben und tragen ihre Werkzeuge zur Schau, mit deren Hilfe sie das Bessere oder das Neue haben erwirken können. So empfehlen sie sich und bieten sich feil, die benötigten Instrumente und ihre Könnerschaft für jede Situation im Strom des Flusses zu verfeinern.

Weniger aus einem metaphorischen, sondern aus einem gesellschaftshistorischen Blickwinkel betrachtend, erleben wir seit einem halben Jahrhundert eine zunehmend anspruchsvolle, kulturzentrierte spätmoderne Epoche (vgl. Reckwitz 2017), die einem Steigerungs- und Beschleunigungsparadigma (vgl. Rosa 2005) unterliegt und neben stetigen (wirtschafts-)politischen Krisen sich verkürzende Innovationszyklen aufweist.

Die Stabilität, die noch die technokratische Idee der Moderne des 20. Jahrhunderts vermittelte, formiert sich zu einem stetigen Wandel, der mit Flexibilisierung und Kreativitätserwartungen einhergeht. Zunächst nuancenhaft in den späten 1960ern, deutlich dann ab den frühen 1970er Jahren, wird die standardisierte industrielle Produktion in Frage gestellt und zunehmend den individuellen Kundenwünschen angepasst. Um sich auf den dynamisierten Märkten behaupten zu können, mussten die Organisationen mit ihren Prozessen fortan flexibler strukturiert werden als bislang (vgl. Jessop 1986: 11 ff.; vgl. auch Brinkmann/Dörre/Röbenack 2006: 13).

Die Verbindungen zwischen den Organisationen und ihren Mitgliedern wandelt sich durch diese Erwartung der Flexibilisierung (vgl. Dick 2009: 11). Diese Ansprüchlichkeit im Hinblick auf dynamische und bedarfsorientierte Anpassungen schlägt sich neben den Güter- und Dienstleistungsmärkten auch auf den Arbeitsmarkt nieder. Bezugnehmend auf das Arbeitssubjekt zeigt sich die Forderung nach Mobilität, sowohl in der Beweglichkeit zwischen Orten als auch zwischen Berufen, Tätigkeitsfeldern und Arbeitsstellen. So gestalten sich die Karriereverläufe oft diskontinuierlich (vgl. Dick 2009: 13).

Der Fokus auf das Ästhetische, was die Spätmoderne im Wesentlichen mitträgt, ist ebenfalls keine Gegebenheit und muss stetig erarbeitet werden. So ist die Produktion von Kunst und Kultur sowie das Design von industriellen und handwerklichen Erzeugnissen an (betriebliche) Arbeit gebunden. Dieser Anspruch der kulturzentrierten Gesellschaft spart kaum Bereiche des Wirtschaftssystems aus. Zugunsten der Wettbewerbsfähigkeit werden nun die Organisationsstrukturen und ihre Prozesse an sich kreabel. Begründet durch die Annäherung künstlerischen und wirtschaftlichen Handelns, unterliegt das Arbeitssubjekt demnach einem Gestaltungsparadigma, welches sich auf die beruflichen Biografien auswirkt und auf die Arbeitswelten Einfluss nimmt. Kreativität wird fortan zu einer Selbstverständlichkeit und ist weniger als besondere Schöpferkraft zu verstehen (vgl. Reckwitz 2012b; vgl. Manske 2016a).

Neben seinen kulturellen und affektiven Leiteigenschaften kann dem Kapitalismus der Spätmoderne aus einem kritisch-soziologischen Blickwinkel im Allgemeinen eine kognitive Charakteristik zugeschrieben werden, wobei das Arbeitssubjekt durch den Zwang zum Neuen zu einer Haltung des Ideenreichtums angehalten wird. Kommunikation, Wissen und Netzwerkarbeit sind die entscheidenden Parameter zur Umsetzung (vgl. Hardt/Negri 2003).

Zur Übersetzung der Typik der Spätmoderne in die Arbeitswelt erscheint es mit dem ersten Ansatz eines Problemaufrisses als sinnvoll, dem „süßlich-romantischen“ Texteingang beispielhafte und konkrete Wirklichkeitsausschnitte¹ aus einem ethnografischen Blickwinkel kontrastiv gegenüberzustellen:

Das Arbeitsverhältnis einer 27jährigen Game-Designerin mit einem Master-Abschluss musste von dem Arbeitgeber betriebsbedingt gekündigt werden. Die Freisetzung sei dadurch begründet worden, dass die KI auf dem Markt der Spieleentwicklung bereits Einzug gehalten hat und daher der Bedarf an Spezialist:innen mit der Ausrichtung ‚Game-Design‘ gesunken sei. Die leidenschaftliche Spieleentwicklerin und -gestalterin zeigt sich betroffen und ratlos, denn sie hat anhand ihres erst jüngst abgeschlossenen Studiums auf diesen Beruf hinzugearbeitet. Sie könne sich nichts anderes vorstellen, als Spiele zu entwickeln und sie habe viele Jahre investiert, sich in diesem Bereich zu professionalisieren. Zudem habe sie Bedenken, in ihrem Netzwerk und vor sich selbst als „nicht Fisch -nicht Fleisch“ wahrgenommen zu werden.

¹ Dazu werden alltagsweltliche Beobachtungen aus meiner Praxis der alltäglichen Arbeitsvermittlung, die unter anderem auch berufsorientierende Anteile enthält, eingebunden.

Ein 56jähriger selbstständiger Taxifahrer hat sein Geschäft aufgegeben, denn sein Unternehmen musste aufgrund der sinkenden Auftragslage Insolvenz anmelden. Er erzählt, dass sich zurzeit immer weniger Menschen eine Taxifahrt leisten können. Weiterhin würden auch international agierende Konkurrenzanbieter die Marktlage erschweren. Er könne sich auch nicht vorstellen, für einen dieser Anbieter zu arbeiten. Die äußerst flexible Vorgehensweise dieser Firmen wäre ihm zu riskant. Eher sähe er sich als Schulbusfahrer für körperlich behinderte Kinder, die täglich gebracht und abgeholt werden müssen. Diese Tätigkeit erscheine ihm sinnvoller.

Eine 32jährige Köchin und Mutter hat sich dazu entschlossen, ihr berufliches Leben zu verändern. Die Schicht- und Wochenenddienste könne sie mit zwei Kindern zurzeit nicht bedienen. Daher kam sie auf die Idee, eine neue Ausbildung als Tischlerin in Angriff zu nehmen. Zugunsten der Kinderbetreuung hätte sie auf diese Weise eine geregelte arbeitszeitliche Struktur und einen besser entlohten Beruf. Wenn die Kinder größer seien und sie dann ausgelernt habe, könne sie mit jenem Handwerk ihren Traum finanzieren: eine eigene Cocktail-Bar. Als Tischlerin hätte sie die Fertigkeiten erworben, die dem Innenausbau einer solchen Stätte zugutekämen. Anhand der gastronomischen Kenntnisse aus ihrem alten Beruf, könne sie die Bar professionell betreiben. Der Tischlerberuf biete ihr dann die Sicherheit, finanzielle Engpässe auszugleichen.

Diese alltagsweltlichen Beispiele offerieren einerseits unterschiedliche schicksalhafte Lebenssituationen von Individuen, die kurzfristig bewältigt werden müssen, perspektivisch aber in ein gefestigtes berufliches Verhältnis führen sollen. Unter anderem dienen Anpassungsfähigkeiten und Einfallsreichtum als jene Kompetenzen, welche zu Lösungen führen können, mit denen sich die Individuen langfristig identifizieren. Andererseits werden anhand dieser Beispiele Dynamiken der Märkte angesprochen, welche sowohl Gelegenheiten als auch destabilisierende Disruptionen mit sich führen können.

Es entsteht jedoch der Eindruck, dass Individuen durch die Erfüllung dieser arbeitsmarktlichen Erwartungen, welche an ein Selbstverwirklichungsparadigma² gebunden sind, regelmäßig in Erklärungsnot und Zugzwänge eigener Legitimation führen. Dies kann damit zusammenhängen, dass die entstandene biografische Vielseitigkeit und die Diversität an Kom-

² Siehe Abschnitt 1.2.

petenzen kaum kommunikable Komprimate beruflicher Rollen bietet. Durch die Uneindeutigkeit beruflicher Verortung dürfte die Anschlussfähigkeit zwischen Betrieben und Individuen erschwert werden.

Empirisch belegt ist zumindest, dass seitens der Individuen ein differenzierter Umgang mit der Unsicherheit über zukünftige Berufsentwürfe stattfindet, wobei diskontinuierliche Arbeitsbiografien mittlerweile keine Besonderheit mehr darstellen (vgl. Brinkmann/Dörre/Röbenack 2006: 60 f.). Wenngleich einige ein Arrangement mit den arbeitsmarktlichen Bedingungen anstreben, welche sich seit 2006 ohnehin wieder verändert haben, könnte jedoch diese Unsicherheit über die eigene berufliche Verortung häufig bestehen bleiben.

Bei der Betrachtung des aktuellen Arbeitsmarktes ist herausstellbar, dass trotz des oft zitierten *Fachkräftemangels* eine signifikant hohe Anzahl an offenen Stellen unbesetzt bleibt (vgl. Statistik der Bundesagentur für Arbeit 2022: 12). Dieses widersprüchlich anmutende Phänomen könnte ein Indikator dafür sein, dass die komplexen gegenseitigen Erwartungen die Integrationsfähigkeit von arbeitgebenden Organisationen beeinträchtigt:

Zum einen wären diese Erwartungen in sich gegenläufig, wenn gelebte Vielseitigkeit und Mobilität, Selbstverwirklichung und Kreativität mit Leistungsbereitschaft, Zuverlässigkeit, stetigem Kompetenzerwerb sowie dem Anspruch der hohen Arbeitsqualität vereinbar sein sollen. Zum anderen zeigen sich die strukturellen Bedingungen des Individuums – die Identität – so komplex bis diffus, dass das Verständnis über das eigene Selbst irritiert wird.

Aus diesen Entwicklungen lassen sich auf mikrosoziologischer Ebene Fragen ableiten, welche die Individuen innerhalb ihrer Arbeitswelt adressieren: Wie entwickeln sich ihre Identitäten unter den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen beziehungsweise wie sind diese konstituiert? Wie gestaltet sich die biografiebezogene berufliche Entwicklung unter den volatilen Bedingungen? Welche Möglichkeiten ergeben sich aus den Erkenntnissen für die Identitätsarbeit?

Der Terminus *Identität* findet sich in der geistes- und sozialwissenschaftlichen Literatur als weitgefächerter Begriff wieder und gewinnt auch im alltagsweltlichen Sprachgebrauch beziehungsweise in den Medien an Bedeutung. So sind bestimmte Alltagspraktiken identitätsstiftend – auch in der politischen Sphäre spielt Identität beispielsweise als Staaten- oder Parteilichzugehörigkeit eine wichtige Rolle. Weiterhin geht es bei diesem Begriff sowohl um die

wahrnehmbaren Merkmale von Personen als auch darum, wie sich diese selbst erleben und definieren.³

Mit dem populärwissenschaftlichen Werk „Wer bin ich – und wenn ja, wie viele?“ von Richard David Precht (2008) ist im Mainstream eine Fragestellung aufgeworfen worden, die für die Adressaten Anregung genug war, sich näher mit der Komplexität des eigenen Selbst und seiner Außenwirkung auseinanderzusetzen. So ist es in der Alltagswelt zu einer Entdeckung geworden, dass sich Personen und ihre Beziehung zur sozialen Umwelt vielfältig gestalten.

Ausgehend von interdisziplinären Strömungen innerhalb des wissenschaftlichen Diskurses hat sich allerdings schon seit den frühen Ausarbeitungen über Identität (Mead 1973 [1934]) eine Debatte um diesen Terminus entsponnen, die als „Wildwuchs“ (Keupp 1998: 28) umschrieben wird: Ob die Betrachtung des Selbst oder im Kontext der sozialen Bindungen und Zugehörigkeiten, der Begriff schließt ein weites Spektrum an Sichtweisen und Modellen auf, die dem zeitgeistlichen gesellschaftlichen Geschehen entsprechen.

Fokussiert man auf die Arbeits- und Berufswelt, kommt dem *Werdegang* oder dem *Lebenslauf* eine besondere Bedeutung zu, da dieser eine leicht erfassbare Historie der Genese von beruflicher Identität ermöglichen soll. Auf funktionaler Ebene ist es darstellbar, Kompetenzen hieraus abzuleiten – doch sind Verschriftlichungen von Stationen des beruflichen Erwerbs nicht hinreichend, um das Wesen der Identitäten und ihre Entwicklung zu beschreiben.

Die Herausbildung des Verständnisses über sich selbst sowie der Einbettungsprozess in die Lebenswelten mit seinen Facetten geschieht über Interaktionen mit der sozialen Umwelt und kann nur über die methodische Erfassung und Analyse von Biografien nachvollzogen werden (vgl. Straub 2000: 172). Und zwar beansprucht die Methode eine Tiefe, die eine Aufschlüsselung hintergründiger Strukturen der Erzählung erreicht und anhand von vorgefundenen Markern Verläufe der Identitätsentwicklung von Individuen nachvollziehbar macht.

Problemstellungen ergeben sich aus den aktuellen dynamischen Entwicklungen der spätmodernen, volatilen Arbeitswelt, die zudem Besonderheitswerte vom Arbeitssubjekt abfordert.⁴ Nach der Gesellschaftsdiagnose von Andreas Reckwitz handelt es sich um Besonderheiten, die Originalität meinen und Individualität übertreffen. Diskontinuitäten werden mittlerweile

³ Zur Begriffsklärung finden sich variierende Erläuterungen vor Allem im Abschnitt 2.1 und 2.2.

⁴ Im ökonomischen Zusammenhang beschreibt das VUCA-Modell die Bedingungen der Märkte: *Volatility, Uncertainty, Complexity, Ambiguity* (Vgl. Mack u.a. 2016: 5 ff.).

weniger als Defizit, sondern vielmehr als Kompetenz angesehen (vgl. Reckwitz 2012a; 2017). Demnach gestalten sich Identitäten eigenkomplex und es besteht per se die Frage nach dem Vorhandensein von Substanz und Stabilität. Daraus ableitbar ergeben sich Herausforderungen für die Identitätsarbeit im Sinne der Herstellung von Reflexivität.

Das Ziel der vorliegenden Dissertation untergliedert sich in drei Teilziele:

1. Auf empirischem Wege soll ergründet werden, wie sich Berufs- und Arbeitsidentitäten unter den beschriebenen spätmodernen Bedingungen konstituieren.
2. Im Rahmen der Methodologie der Grounded Theory steht am Ende des Prozesses die Bildung eines theoretischen Ansatzes. Die Erkenntnisse aus der Empirie werden unter Berücksichtigung der theoretischen Bezüge zu einer Generalisierung der Ergebnisse geführt.
3. Aus diesen theoretischen Erkenntnissen sollen perspektivisch Vorschläge abgeleitet werden können, welche die Identitätsarbeit unter den Gegebenheiten der aktuellen Mentalitäten der Arbeits- und Berufswelt konzeptuell unterstützen.

Um diese Thematik systematisch bearbeiten zu können, teilt sich die Dissertation zunächst in die zwei Bereiche *theoretischer Rahmen* und *Empirie* in insgesamt fünf Abschnitten auf. Der theoretische Rahmen strukturiert sich wiederum in die beiden Reflexionsbögen I und II. Beginnend mit dem Reflexionsbogen I und zugleich dem Abschnitt 1, beziehe ich mich vornehmlich auf die aktuellen Ausarbeitungen des Kulturosoziologen Andreas Reckwitz, der den strukturellen gesellschaftlichen Blick einzunehmen sucht, wobei ich dann detaillierter auf die Praxen der Arbeitssubjekte überleite. Um auch das zeitgeistliche Arbeitssubjekt und seine Praxen verstehen zu können ist es angezeigt, die Entwicklung der Spätmoderne mit ihrer Kultur nachzuzeichnen. Bei jenen Ausführungen spannt sich zunehmend eine kritische Diskussion mit den Erkenntnissen anderer themenrelevanter Autoren auf, was eine Auseinandersetzung mit angrenzenden Theorien mit sich führt.

Da die Betrachtung des Arbeitssubjektes nicht ausreicht, um das Thema der Identitäten zu durchdringen, beleuchtet der Reflexionsbogen II mit dem Abschnitt 2 Theorien der Identitätsentwicklung. Hierbei werden nun diskursiv weitere sozialwissenschaftliche Strömungen einer Betrachtung unterzogen, wobei der Fokus der mikrosoziologischen Ebene es erlaubt, das Individuum und seine Identität in der spätmodernen Gesellschaft zu diskutieren.

Schließlich mündet dieser Teil in einer synthetischen Skizze von Identität, die auf dem „Patchwork-Modell“ (Keupp u.a. 2013 [1999]) aufbaut und weitere Faktoren, wie die spätmodernen Entwicklungen des 21. Jahrhunderts, berücksichtigt. Um die Identitätsthematik

zu konkretisieren, geht es in Abschnitt 3 um die Auseinandersetzung mit den Begriffen *Arbeit*, *Beruf* und *Job* sowie um arbeits- und berufsethische Erörterungen. Diese theoretische Grundlegung dient als Basis für den empirischen Teil und leitet zu den Forschungsfragen über.

Der zweite Teil der Dissertation, die *Empirie*, beinhaltet ein qualitatives Forschungsprojekt (Abschnitt 4) zum Thema berufsbiografischer Verläufe, die auf die Freilegung von Indikatoren der Konstitution von Arbeits- und Berufsidentitäten verweisen. Der methodologische Rahmen der Grounded Theory (Strauss/Corbin 1996; auch Strübing 2014) bildet hierfür ein strukturierendes Gerüst des Forschungsprozesses.

Die Interviewanalyse selbst wird mit der Methode der Objektiven Hermeneutik (Oevermann 2002; Wernet 2009; auch Ohlbrecht 2013) durchgeführt, welche zur Offenlegung verborgener Strukturen konzipiert wurde, die zur Klärung der Forschungsfragen dienen.

Dazu wird diskutiert, ob und wie ein synthetisches Konstrukt zwischen beiden Formen der qualitativen Sozialforschung funktionieren kann.

Anhand der Methode der Objektiven Hermeneutik werden von den fünf Fällen drei Interviews einer tieferen Untersuchung unterzogen, wobei sich die Verjüngung aus den Prämissen der Gütekriterien ergibt. Die ausgewerteten Daten aller Befragten werden sodann zueinander in Beziehung gesetzt und es werden Kategorien gebildet. Dabei werden auch immer wieder Bezüge zum theoretischen Rahmen hergestellt und anschließend Ableitungen aus der empirischen Untersuchung im Hinblick auf einen Theorieansatz im Zuge der Generalisierung implementiert⁵.

Schließlich erfolgt eine reflexive Auseinandersetzung mit dem Verlauf der Erstellung der Dissertation und ihren Inhalten, sodass Anknüpfungspunkte für mögliche fortführende Forschungsprojekte deutlich werden.

In Abschnitt 5 schließt die Dissertation mit einem Fazit und einem Ausblick, wobei die gewonnenen Erkenntnisse komprimiert vorgetragen werden und damit eine Perspektive eröffnet wird.

Primär ist diese Dissertation als eine soziologisch verortete Forschungsarbeit zu verstehen, die jedoch weitgefächert auf andere Disziplinen der Sozialwissenschaften einzugehen sucht.

⁵ Siehe Abschnitt 4.2.

Ausgehend von einer mikrosoziologischen Fragestellung finden auch Themenfelder der Sozialpsychologie, Arbeits- und Organisationspsychologie, Berufspädagogik sowie Erkenntnisse aus der Volks- und Betriebswirtschaftslehre ihre Berücksichtigung.

Reflexionsbogen I

*„Wenn man einen Gegenstand in ein Museum stellt,
wird dieser Gegenstand deshalb ein Kunstwerk?
Wenn wir zum Beispiel ihre Tasche hier hinstellen,
würde sie das zu Kunst machen?“*

*Kurator Christian zur Journalistin Anne im Interview
(Film „The Square“ 2017, Ruben Östlund)*

1.0 Singularisierung und Ästhetisierung der (Arbeits-) Gesellschaft

Der Titel dieser Dissertation verweist auf einen mikrosoziologischen Blickwinkel mit resultierenden Problem- und Fragestellungen, die das Individuum an sich fokussieren. Dass es sich im ersten Kapitel vorrangig um eine Thematisierung der gesamtgesellschaftlichen Perspektive handelt, ist der Notwendigkeit geschuldet, die Epoche der Moderne und ihren Wandel zu beschreiben, der letztendlich einen aktuellen Einfluss auf die Entwicklung von Arbeits- und Berufsidentitäten nimmt. So werden ihre Merkmale und Differenzen herausgearbeitet, welche dann eine Anschauung der Bedeutungszusammenhänge erlauben.

Hauptsächlich will ich hierzu drei Kernwerke des Kulturosoziologen Andreas Reckwitz (2012a [2006]; 2012b; 2017) beiziehen, die in der Fachliteratur und auch in der Öffentlichkeit als bedeutende gesellschaftliche Diagnosen der Moderne und Spätmoderne diskutiert werden. Sie spannen zunächst einen reflexiven Bogen auf, welcher Basis für eine diskursive Auseinandersetzung bietet, um dann in den weiteren Kapiteln komplementäre Theorieströmungen und kritische Argumente einzuflechten und einen Diskurs entfalten zu können.

Demnach vergleiche ich zunächst die Epoche der Moderne mit der der Spätmoderne, wobei die daraus extrahierten Merkmale in einen Subjekt-Diskurs eingewoben werden. Sodann erfolgt ein Herabsenken des Blickes von der makrosoziologischen Perspektive zur speziellen praxeologischen Sicht auf das Subjekt⁶ im Kontext der Arbeitswelt. Dies wird die erste Gelegenheit dazu sein, sich dem Identitätsdiskurs anzunähern und erste Fragestellungen aufzudecken.

Das Werk „Die Erfindung der Kreativität“ (Reckwitz 2012b) bietet aus einem poststrukturalistischen Blickwinkel eine Analyse sowie die Darlegung der Entstehungsgeschichte einer ästhetisierten Gesellschaft, die Kreativität in besonders bedeutsamer Form abfordert. Dabei dient das „Kreativitätsdispositiv“ (Reckwitz 2012b:15) als Leitfigur und die „zentrifugale Kunst“ (Reckwitz 2012b: 90) als Metapher der Einflussnahme ästhetischer Praxis auf jedwede gesellschaftlichen Bereiche (vgl. Reckwitz 2012b: 90 ff.).

Die darauffolgende Gesellschaftsstudie „Die Gesellschaft der Singularitäten“ (Reckwitz 2017) hebt neben der Hegemonie des Kreativen insbesondere die stringente Bedeutsamkeit

⁶ Das Subjekt wird als Form bezeichnet, die sich durch ihre Charakteristik in das kulturelle Gefüge einbettet, wobei jene Eigenschaften mit sozialem und geschichtlichem Bezug inkorporiert werden. Dies führt zur gesellschaftlich legitimierten Geltung (vgl. Reckwitz 2021a: 13). Eine nähere Beschreibung des Subjektbegriffes findet sich im Abschnitt 1.5.

des *Besonderen* hervor und stellt sie dem *Allgemeinen* gegenüber. Ähnlich wie das vorangegangene Werk untersucht diese Analyse die Wirkungsweisen der Sozialstrukturen auf das Subjekt, sie befasst sich jedoch auch mit einem hergeleiteten gesellschaftlichen Klassenmodell (vgl. Reckwitz 2017).

Das dritte Werk „Das hybride Subjekt“ (2012a [2006]) zeigt die Historie der Wandlung des Subjekts in seinen Formen im Übergang von der Moderne zur Spätmoderne auf. Dabei wird die Beschaffenheit der Subjekttypen einzelner Kulturen und gesellschaftlicher Strömungen über die Epochen hinweg beleuchtet (vgl. Reckwitz 2012a). Diese Publikation wurde aus chronologischer Sicht als erste der drei Arbeiten verfasst, doch eignet sie sich dazu, nach der gesellschaftlichen Fokussierung das Detail zu betrachten und Fragen nach der Identitätsentwicklung aufzuwerfen.

1.1 Ausformung und Wesen der Spätmoderne

Zur Beschreibung der Entwicklung und des Zustandes der zeitgeistlichen Epoche der Spätmoderne beginne ich den Diskurs mit der Behandlung der drei Hauptwerke. Zur Herstellung historischer Bezüge des komplexen Themas sowie zur Ergründung der Problematik nutze ich die wissenssoziologische Ausrichtung des Autors zunächst nahezu exzerptenhaft.

Um einen Einstieg in diesen gesellschaftlichen Diskurs zu ermöglichen, vollziehe ich eine erste abstrakte Setzung, indem ich eine Unterscheidung zwischen der zweckrationalen und der ästhetischen⁷ Praktik⁸ aufzeige. So stellt der eine Pol den „Weltbearbeitungsmodus“ (Reckwitz 2012b: 25) dar, der das rationalistische zweckbezogene Handeln innerhalb von Gesellschaften beschreibt und sich durch die Orientierung an normengeleiteten oder technischen Regeln charakterisiert. Hierbei dient die sinnliche Wahrnehmung allenfalls der Informationsverarbeitung (vgl. Reckwitz 2012b: 25 f.).

⁷ Um den Begriff der *Ästhetik* zu umreißen, verzichte ich auf eine ausgiebige Ausarbeitung des Begriffs, der ein Teilgebiet der Philosophie oder der Kunstwissenschaft für sich beansprucht. Eine vereinfachte, dennoch eingängliche Erklärung findet sich bei Alexander Gottlieb Baumgarten (1717-1762), der die „Aesthetica“ (1750) als Komplementär zur rationalen Logik sieht. Demnach kann die sinnliche Wahrnehmung auch zu einer sinnlichen Erkenntnis führen (vgl. Baumgarten 1983: 79, 82). Ähnlich bezieht sich Immanuel Kant (1724-1804) auf die Ästhetik als Prinzip sinnlicher Wahrnehmung, welche als Voraussetzung für das ästhetische Urteil als Teil der Erkenntnis gilt (vgl. Kant 1986 [1790]). Reckwitz definiert die ästhetischen Praktiken als „Praktiken, in deren Zentrum die Hervorbringung ästhetischer Wahrnehmung steht.“ (Reckwitz 2015: 22). Die künstlerische Praktik ist Teil der ästhetischen Praktiken, jedoch stellt sie eine besondere Kategorie dar.

⁸ „Eine Praktik stellt sich in diesem Sinne als ein körperlich verankerter Komplex von implizit sinnhaft organisierten, routinisierten Verhaltensweisen dar, der in der öffentlichen Performanz auch als intelligibel wahrgenommen wird.“ (Reckwitz 2008: 44). Da diese Handlungskomplexe als nur beschränkt sinnlich erschließbar sind, ist die theoretische Auseinandersetzung zur Analyse unabdingbar.

Der Gegenpol hierzu wird als „Weltverarbeitungsmodus“ (Reckwitz 2012b: 26) gefasst, welcher das ästhetische Handeln zur Produktion zweckfreier Ereignisse in den Mittelpunkt stellt. Die sinnliche Wahrnehmung wird dazu übergeordnet und dient der Erzeugung von Affekten (vgl. Reckwitz 2012b: 26 f.).

Während Reckwitz (2012b) auf die zwei benannten Modi verweist, unterscheidet Max Weber (1864-1920) weitere Kategorien: Expliziert werden vier Idealtypen des sozialen Handelns, wobei Weber das „traditionale“, das „affektuelle“, das „wertrationale“ und das „zweckrationale“ untergliedert (vgl. Weber 1980 [1921] § 2: 12). Dabei charakterisiert sich die „affektuelle“ Form als emotional, ohne dass das Handeln durch einen bewussten Vorgang gesteuert wird. Hingegen ist die „zweckrationale“ Weise als jener Typus zu verstehen, der die Absicht beziehungsweise das Ziel des Handelns nebst seinen Konsequenzen reflektiert (vgl. Weber 1980: 12 f.). Im Vergleich bezieht Reckwitz (2012b) mit dem „Weltbearbeitungsmodus“ die Teleologie mit ein, also einen zielorientierten Regelbezug, bei dem auch Ethiken Berücksichtigung finden können. Eine wertrationale Nuance ist deshalb nicht auszugrenzen. Komplementär hierzu verhält sich das „affektuelle Handeln“ zu den „ästhetischen Affekten“ (Reckwitz 2012b: 24) äquivalent.

Im Vergleich untergliedert Weber (1980) die benannten Handlungstypen, um das Handeln an sich zu verstehen. Reckwitz (2012b) hingegen bezieht sich mit den Modi aus sozialstrukturanalytischer Sicht auf gesellschaftliche Aufgabengebiete, welche durch Praktiken bearbeitet werden. Dabei geht es weniger um die Analyse des Handelns an sich.

Zugunsten der Einfachheit will ich im Folgenden den „Weltbearbeitungsmodus“ als *zweckrationalen Handlungsmodus* und den „Weltverarbeitungsmodus“ als *ästhetischen Handlungsmodus* bezeichnen. Erstes meint damit in erster Linie Reckwitz' Ausführung hinsichtlich des rational-teleologischen Bezuges. Zweiteres bezieht sich entsprechend auf den zweckfernen, wahrnehmungsbezogenen Modus.

Da es sich bei diesen beiden Modi um Extrema handelt, bilden sie dazwischen ein Spannungsfeld sozialer Praktiken, ein Kontinuum, in dem sich zweckrationale und ästhetische Praxis synthetisieren und sich als variierende Ausprägungen wiederfinden. So enthält das

Ästhetische zweckrationale Elemente und umgekehrt⁹ (vgl. Reckwitz 2012b: 28 f.). Hingegen kann eine zweckrationale Praxis ästhetisiert und eine ästhetische Handlungsweise entästhetisiert, also verzwecklicht werden (vgl. Reckwitz 2012b: 29 ff.).¹⁰ Als erste Rahmung bietet das so erzeugte Spannungsfeld einerseits einen theoretischen und abstrakten Blick auf das gesellschaftliche Geschehen und andererseits kann es als empirisches Instrument zur Einordnung beruflichen Handelns¹¹ dienen.

Entwicklungsphasen der Spätmoderne

Dieses abstrakte Kontinuum zwischen dem zweckrationalen und dem ästhetischen Handlungsmodus steht zunächst als unabhängige Konstante vom epochalen Wandel in der Welt, der an dieser Stelle vorgreifend auf den folgenden Abschnitt erwähnt wird. Bei einem engeren Blickwinkel auf die Moderne kann allerdings eine auffallende Verdichtung attestiert werden:

Der Umschwung hin zu einer spätmodernen Gesellschaft und auch die Spätmoderne selbst erwecken den Eindruck, sie seien von einer stetigen Krise gekennzeichnet, welche sich als ambivalenter Zustand zeigt (vgl. Reckwitz/Rosa 2021: 119 f.). Zygmunt Bauman (1925-2017), dessen Arbeiten Reckwitz in seine Analyse mit einbezieht, beschreibt die Moderne anhand der Metapher der Flüssigkeit: Die liquide Eigenschaft führt einen sich stetig ändernden, unverbindlichen Zustand der Gesellschaft mit sich (vgl. Bauman 2022 [2003]: 8).

Die Autoren verweisen somit darauf, dass sich aus diesen Bedingungen destabilisierende Wirkungsweisen und damit Folgen für das soziale Zusammenleben und für das Subjekt selbst ergeben. Zur Untersuchung dieses Zustandes bedarf es eines historischen Blickes auf die Entwicklungsprozesse der Moderne.

⁹ Zur Veranschaulichung jeweils ein Beispiel: Eine Industrie-Designerin übt einen künstlerischen Beruf aus. Ihre Tätigkeit dient allerdings neben der Gestaltung äußerlich ansprechender Objekte einer praktischen Funktion, also einem Zweck. Ein Mathematiklehrer kann wiederum ansprechende und unterhaltsame Präsentationsfolien gestalten, damit der Lernstoff mit Verständnis durch Freude von den Schüler: innen aufgenommen wird.

¹⁰ Auch an dieser Stelle dient zur Veranschaulichung jeweils ein Beispiel: Von einer Professorin wird zunehmend erwartet, dass sie neben einer forschenden, organisierenden und lehrenden Funktion, in der Rolle der Gastgeberin, Netzwerktreffen nach der Manier eines Events auf eine gewinnende Art moderiert. Auch sonst soll sie auf professionellem Niveau medienpräsent sein. Im gegenteiligen, also entästhetisierenden Sinne soll sich ein Künstler selbst administrieren und so auch die Rechnungslegung übernehmen. Weiterhin muss sein Antrag auf ein förderfähiges Kunstprojekt auf alle Kriterien einer Ausschreibung formal zutreffend sein. Diese Prozesse beanspruchen einen erheblichen Anteil der Arbeitszeit, die sonst dem künstlerischen Schaffen vorbehalten war.

¹¹ Im empirischen Teil (Abschnitte 4.2.3, 4.4.2, 4.4.5) finden sich Anwendungsbezüge des Kontinuums.

Weit gefasst sieht Reckwitz aus kultursoziologischer Perspektive den Zeitraum ab dem 18. Jahrhundert als *erste Phase* der „klassischen Moderne“ (Reckwitz 2017: 41). Dieser schreibt er der „bürgerlichen Moderne“ zu, wobei die Adelsgesellschaft allmählich vom Bürgertum verdrängt wird (vgl. Reckwitz 2017: 41). Die *zweite Phase* beginnt ab dem 20. Jahrhundert, die auch als „organisierte Moderne“ beziehungsweise als „industrielle Moderne“ betitelt wird (vgl. Reckwitz 2017: 41 f.). Auf der ökonomisch-gesellschaftlichen Ebene rahmt der Autor die Phase vom Ende des 19. Jahrhunderts bis in die 1970er Jahre als „industrielle Ökonomie“ (Reckwitz 2017: 111). Diese hebt zunächst die Orientierung am Standard hervor, was die massenmäßige Produktion von Gütern ermöglichte (vgl. Reckwitz 2017: 111). Die *dritte Phase* der Moderne ist die „Spätmoderne“, welche nach Reckwitz die kulturelle Qualität nuanciert und seit den 1970er Jahren die industrieökonomische in den Hintergrund drängt (vgl. Reckwitz 2019: 18). Der Typus der postindustriell geprägten Ökonomie tritt nunmehr in den Vordergrund, welche sich nicht mehr am Standard, sondern an Gütern mit Besonderheitswert orientiert (vgl. Reckwitz 2017: 113).

Um die gesellschaftliche Transformation innerhalb der Moderne mit ihren Einflussfaktoren und dem Blick auf die Entwicklung des Subjektes dedizierter verstehen zu können, soll zur Veranschaulichung mit der folgenden Abbildung 1 jenes Schema aufgegriffen werden, welches bei Reckwitz (2012a) die Entwicklung der „Subjektkulturen“ (Reckwitz 2012a: 44) in Verbindung mit den Phasen „materieller Kulturen“ sowie der „ästhetischen Strömungen“ widerspiegelt (vgl. Reckwitz 2012a: 75).

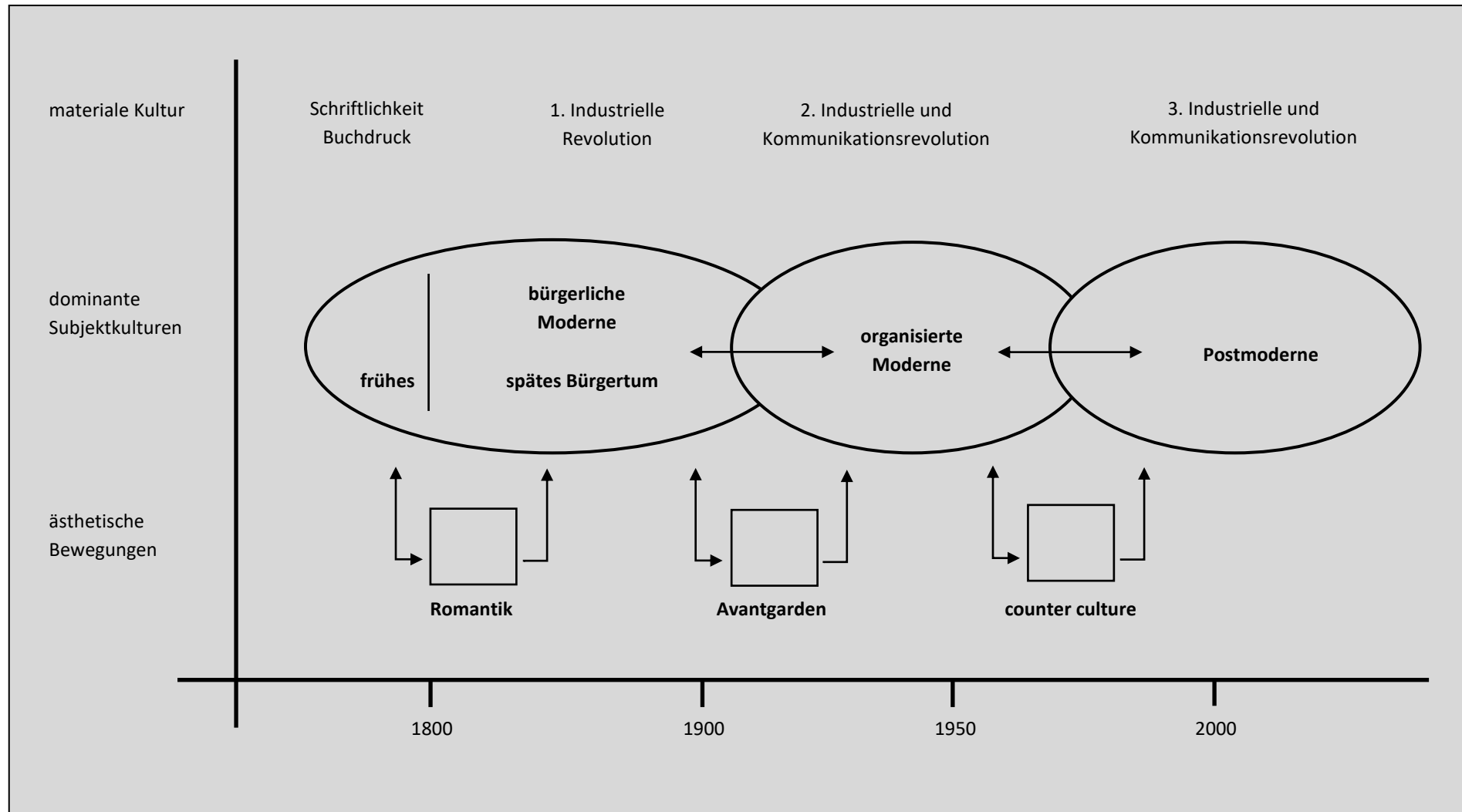


Abb. 1: Sequenz moderner Subjektordnungen (Reckwitz 2012a: 75)

Die Abbildung 1 veranschaulicht, dass die Subjektkultur des frühen Bürgertums auf der Ebene der „materialen Kultur“ mit der Erfindung des Buchdrucks in Zusammenhang steht. Der diagrammartige Aufbau der Grafik verdeutlicht neben der zeitlichen Dimension, dass die Subjektkulturen mit dem materiellen Fortschritt in Verbindung stehen und somit unterschiedliche ästhetische Strömungen hervorbringen (Vgl. Reckwitz 2012a: 75).

Von der ersten industriellen Revolution beeinflusst, wird circa ab dem 17. Jahrhundert das „späte Bürgertum“ mit seinem Aufstieg zur Kultur der „bürgerlichen Moderne“ geklammert. Sie übernimmt die Rolle der bis dahin dominierenden „Adelskultur“. Die ästhetische Bewegung der Romantik steht hierzu in gegenseitiger Beziehung und nimmt seinen Einfluss auf die weitere Entwicklung (vgl. Reckwitz 2012a: 73 f., 75).

Ab der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert bildet die „bürgerliche Moderne“ bis zum Verlust ihrer gesellschaftlichen Bedeutung in den 1920er Jahren eine Schnittmenge mit der industriell geprägten „organisierten Moderne“, die fortan bis in das letzte Quartal des 20. Jahrhunderts bestimmend war. Jene Phase prägten vor allem revolutionierte Arbeitstechnologien, neuartige Formen des Konsums und innovative audiovisuelle Kommunikationsformen im Sinne der zweiten industriellen Revolution. Reflektiert wurde der Wandlungsprozess vorrangig durch die avantgardistische Bewegung (vgl. Reckwitz 2012a: 74, 75).

In den 1970er Jahren erfährt die nächste Subjektkultur ihren Aufgang, nämlich die ‚Postmoderne‘¹². Auch hier gestaltet sich der Übergang fließend, sodass die „organisierte Moderne“ noch ihren Einfluss behielt. Die „creative class“, begleitet durch den gesellschaftlichen Gegenentwurf der „counter culture“, gibt den Impuls für den Wandel (vgl. Reckwitz 2012a: 74, 75).¹³ Dieser geht mit der dritten industriellen Revolution einher, wobei sich auch die Mittel der Kommunikation maßgeblich innovieren. Abermals gestalten sich die Arbeitsformen, die Konsumtion, Formen sozialer Beziehungen und die selbstreferenziellen Praktiken neu (vgl. Reckwitz 2012a: 74, 75).

Auf der Ebene des Subjektes und seiner Kulturen verhält sich die Entwicklung der Moderne demnach differenziert und ihre Teilepochen erscheinen jeweils mit weiteren interdependen-

¹² Der Terminus *Postmoderne* gehört in Reckwitz (2012a) noch zum begrifflichen Repertoire. In weiteren Werken verwendet der Autor hierzu den Terminus „Spätmoderne“ als weitere Phase der Moderne. Grundsätzlich finden beide Bezeichnungen eine synonyme Verwendung (vgl. Reckwitz 2019: 18).

¹³ Siehe Abschnitt 1.2 ff.

ten Faktoren verflochten. Zudem gehen die jeweiligen Merkmale der Subjektkulturen ineinander über, womit auch Synthesen zu vermuten sind, die weniger radikale Ausprägungen ausbilden und als Rudimente erscheinen.

Parallel zur oben beschriebenen Entwicklung der Moderne ist bereits ab dem Aufkommen der Romantik und dem Beginn der bürgerlichen Moderne ein Bedeutungsgewinn der Ästhetik zu verzeichnen (vgl. Reckwitz 2012a; 2012b; 2016: 230). Explizit gliedert Reckwitz den Verlauf der gesellschaftlichen Ästhetisierung in drei Phasen auf (vgl. Reckwitz 2016: 230-238). Da auch sie auf die Entwicklung des Subjektes Einfluss nehmen, stehen sie mit dem Schema der „Subjektordnungen“ in Abbildung 1 in Verbindung.

Die *erste Phase* wirkt ab dem Ende des 18. Jahrhunderts als „Exklusivästhetisierung“, die sich durch eine Distinktionskultur auszeichnet, Kunsterfahrungen sind demnach nicht jedem zugänglich (vgl. Reckwitz 2016: 231 ff.).

Die *zweite Phase* sieht sich ab Ende des 19. Jahrhunderts als „Inklusivästhetisierung“ (Reckwitz 2016: 34) von der Massenproduktion beeinflusst. Innerhalb der industriellen Moderne können Medien und künstlerische Formate wie der Film, nun in einer neuen Qualität zum Zwecke der Konsumtion reproduziert werden, womit Subjekte jedweden sozialen Milieus inkludiert werden (vgl. Reckwitz 234 ff.).

Die *dritte Phase* fällt in den Rahmen der Spätmoderne, wobei die Subjekte außerhalb ästhetischer, singularistischer Formate und Objekte im Fokus stehen. Kreativität wird zu einer gesellschaftlichen Forderung an das Subjekt (vgl. Reckwitz 2016: 236 ff.).

Während des gesamten Ästhetisierungsprozesses war im gegenläufigen Sinne allerdings eine Ökonomisierung des Kunstmarktes zu verzeichnen. So transformierte sich das Modell des von der Bohème geprägten Künstlers in eine des *Stars*¹⁴ (vgl. Reckwitz 2012a: 52).

Wie durch die gesellschaftlichen Ästhetisierungsphasen deutlich wird, inkludieren diese schubartigen Veränderungen das Subjekt und fordern in der Spätmoderne zunehmend Kompetenzen ab, die sich durch eine Qualität des Besonderen auszeichnen.

Reckwitz sieht mit dieser Transformation zur Spätmoderne einen zugespitzten Trend hin zum Singulären, welcher die Ästhetisierung einschließt: Das *Besondere* erfährt in seiner gesellschaftlichen Bedeutung einen Auftrieb und wird zunehmend zur allgemeinen Erwartung

¹⁴ Weitgefasst erläutert der Autor die Figur des *Stars*, indem er medienpräsente Subjekte anführt, die Singularitäten generieren (vgl. Reckwitz 2017: 134 f.).

(vgl. Reckwitz 2017). Bedingt durch diese Verschiebung würde sich, in der Lesart Reckwitz, auf der gesamtgesellschaftlichen Ebene eine „neue Mittelklasse“ (Reckwitz 2017: 275) formieren, welche der alten, von der industriellen Moderne geprägten Klasse gegenübersteht oder sie gar ablöst und zudem eine prekäre „neue Unterklasse“ (Reckwitz 2017: 279) herausbildet (vgl. Reckwitz 2017: 277-284). Auslösend hierfür sei *erstens* die Priorisierung von Wissensarbeit und Dienstleistungen. *Zweitens* würden die Absolventen akademischer Abschlüsse beträchtlich zunehmen, was zu einer Expansion von Bildung führt. *Drittens* bedeute das eklatante Streben nach Selbstverwirklichung einen Wertewandel (vgl. Reckwitz 2019: 77-85).

Der beschriebene Wandel, der die Spätmoderne begründet, bedingt demnach eine Transformation gesellschaftlicher Schichten. Noch in der vorhergegangenen Teilepoche der „industriellen Moderne“ bestand eine Mittelklasse, die sich unter anderem durch den institutionalisierten Widerstreit von Bürgertum und Arbeiterklasse bedingte. Die beschriebene Neukonstellation führt zu weitreichenden Veränderungen der Lebensstilisik des Subjekts.

1.2 Im Spannungsfeld der Logiken des Allgemeinen und des Besonderen

Die klassischen Formationen der Moderne waren, wenngleich nicht in absoluter Form, von der Herstellung und Reproduktion des *Normalen* und des *Standards* geprägt, wobei die *Gleichheit* von Gütern im Fokus standen (vgl. Reckwitz 2017: 28). Diese, der „sozialen Logik des Allgemeinen“ (Reckwitz 2017: 28) entsprechenden Epoche und der damit einhergehenden Rationalisierung, resultiert aus Fragestellungen bestehender *Knappheit* von Ressourcen und mangelnder *Ordnung* durch defizitäre Strukturierung. Jenen Problemen wurde mit Normierungen begegnet, welche Wirtschaftlichkeit und Strukturierung implizieren (vgl. Reckwitz 2017: 32). Die Industrialisierung, die mit einer Verstädterung und Vermarktlichung einhergeht und eine Rationalisierung des Handelns bedingt, kann regelrecht als „Generalisierungsmaschine“ charakterisiert werden (vgl. Reckwitz 2017: 33).

Der gesellschaftliche Modus spiegelt demnach die Normalität wider, die einerseits ein stabilisierendes Gerüst an Normen, Regelwerken und Verfahrensweisen bietet. Andererseits wirkt sie determinierend auf das gesellschaftliche und gemeinschaftliche Leben, indem die zweckrationale Praxis in den Vordergrund gestellt wird. Den Subjekten werden demnach Funktionen zugeschrieben, die vor allem eine nutzenbringende Wirkung innerhalb der differenzierten gesellschaftlichen Systeme erzielen sollen.

Die Epoche der industriellen Moderne wird vom Autor nun als Epoche der Spätmoderne fortgeführt: Als ihr Entwurf eröffnet Reckwitz nun die „soziale Logik des Besonderen“ (Reckwitz 2017: 47).

Als Ergebnis des gesellschaftlichen Prozesses der „*Singularisierung*“ (Reckwitz 2017: 64) stellt er die Fokussierung von *Singularitäten* heraus (vgl. Reckwitz 2017: 50 f.). Das Wirkungsprinzip des Singulären entfaltet eine extreme Form des Besonderen – nämlich die Einzigartigkeit (vgl. Reckwitz 2017: 51). In den vorangegangenen Modernen verhalten sich das Rationale und das Singuläre antagonistisch zueinander und treten als Extrema in Erscheinung. In der Spätmoderne hingegen tritt das Rationale in den Hintergrund (vgl. Reckwitz 2017: 19).

Bedingt durch die Transformation der sozialen Logik von der Industriegesellschaft hin zur Spätmoderne führt nun die Gesellschaft der Singularitäten gegenläufige Effekte mit sich. Sie forciert zwar Gewinne von Autonomie und Zufriedenheit, jedoch generiert sie auch Probleme. Die hohen Erwartungen von Verwirklichung und Besonderheit bringen Enttäuschungen hervor, welche sich als Quell von psychischer Überanspruchung als Charakteristikum der Spätmoderne herausstellt (vgl. Reckwitz 2017: 22). Die Differenzierung neuer Arbeitsformen der postindustriellen Ökonomie bedingt zudem, dass sich soziale Klassen und Lebensstile neu, und zwar in polarisierter Form, aufstellen (vgl. Reckwitz 2017: 22).

Die Erwartung von Selbstverwirklichung und Autonomie führt zu einem Aufschaukeln von Forderungen, die durch fortwährende Singularitätsbemühungen zu Stande kommen. Sie entsprechen einem Garantieglauben, der jedoch eine Entschleierung der Erwartungen bewirkt. Die gesellschaftliche nutzenbringende Funktion des Subjektes wird somit priorisiert, da die Erwartungserfüllung maßgeblich wird.

Auf der Ebene des Subjektes wird antizipiert, sich selbst zu entfalten und seine Singularität zu leben und zu zeigen, indem das Gelingen des Lebens von außergewöhnlicher Qualität akzentuiert wird (vgl. Reckwitz 2019: 219; vgl. Reckwitz/Rosa 2021: 122 f.).¹⁵ Der Autor schält hierzu ein Sinnbild heraus: „der urbane Kreative und die Powerfrau“ (Reckwitz 2019: 219). Dieser Anspruch gipfelt in weiteren Erwartungen der Authentizität und, nach ästhetisierter Manier, der Attraktivität (vgl. Reckwitz 2019: 219 ff.).

¹⁵ Bauman beschreibt diese Erwartung als „Pflichtenheft individueller Selbstverwirklichung“ (vgl. Bauman 2022: 14).

Das selbstentfaltende Familienleben, so wie auch andere paradox anmutende Lebensformate, die das marktkonforme Kompetitive, die ökologische Bedachtheit und die selbstbezogene Achtsamkeit ineinander vereinen und dennoch in sich Besonderheiten produzieren, führen zu Enttäuschungen: Denn das Missverhältnis zwischen diesem Anspruch und der realen Welt wirkt als Triebfeder der Überbeanspruchung des Subjektes (vgl. Reckwitz 2019: 204, 206, 221; vgl. Reckwitz/Rosa 2021: 121).

Weiterhin zeichnet sich im Hinblick auf diese einleitende und generalistische Betrachtung in der Spätmoderne eine Neuartigkeit ab, die von einer „Hybridisierung“¹⁶ als Kombinationsprozess gesellschaftlicher Elemente herrührt. Trotzdem die einzelnen Elemente durchaus widersprüchlich sein können, entstehen neue gesellschaftliche Konstellationen (vgl. Reckwitz/Rosa 2021: 96).

Fortfolgend wird auf die Auswirkungen der gesellschaftlichen Transformation eingegangen, indem zunächst die „Logik des Allgemeinen“ der „Logik des Besonderen“ gegenübergestellt wird. Hierbei besteht eine Tendenz zur Fokussierung auf das Wirtschaftssystem mit seinen Organisationen, der Arbeit und der Konsumtion.

Die Logik des Allgemeinen

Der gesellschaftliche Zusammenhang des Allgemeinen unterliegt fortwährenden Rationalisierungsprozessen. Die sozialen Praktiken hierzu bezeichnet Reckwitz als „*doing generality*“ (Reckwitz 2017: 28). Diese beziehen sich insbesondere auf die Themenfelder Technologie, Bildung und Arbeit und sind auf diese Weise überblickend dargelegt:

Für die herkömmliche soziale Logik der Moderne mit seinen Standards war ein formaler Rationalisierungsprozess elementar, welcher sich vor allem durch Berechenbarkeit auszeichnete (vgl. Reckwitz 2017: 28). Praktiken wiesen sich vor allem durch Beobachtung mit dem Ziel der Messung und Differenzierung der Elemente aus, anhand dessen Bewertungen im Verhältnis zum Normalen erfolgen konnten (vgl. Reckwitz 2017: 30).

Den Problemen der Knappheit und Ordnung wurde mit wirtschaftlichem und strukturierendem Handeln begegnet, sodass Defizite weitestgehend reduziert werden konnten. Das Defizit von Ordnung besteht grundlegend zwischen Subjekten, woraufhin die Arbeitsteilung an

¹⁶ Der Terminus „Hybridität“ wurde ursprünglich von dem Kulturtheoretiker Homi K. Bhaba (2000) eingeführt (vgl. Bhaba 2000 zitiert nach Manske 2016a: 22 f.). Die „Hybridisierung“ der Gesellschaft hingegen ist Teil der Diagnose von Reckwitz (2012a). Allerdings werden Zustände der Hybridität auch von anderen Theoretiker:innen diskutiert. So unter anderem bei Alexandra Manske, die insbesondere die Situation der Subjekte in der Kultur- und Kreativwirtschaft untersucht hat (vgl. Manske 2016a: 22 f.).

Bedeutung gewann (vgl. Reckwitz 2017: 32). Bedingt durch die Industrialisierung erweiterte die Moderne die ihr immanenten Praktiken hinsichtlich des wissenschaftlichen Niveaus, der Genese von Märkten und der Verstädterung (vgl. Reckwitz 2017: 32 f.).

Somit werden die gesellschaftlichen Bereiche von Automatisierung und Technokratisierung determiniert. Die Rationalisierungsformen verdeutlichen, dass das Subjekt auf jedweder Ebene in organisierter Form regelrecht in die Struktur eingewoben wurde.

Um der Normalität zu entsprechen und diese zu sichern, werden Subjekte dazu bewegt, eine spezialisierte Ausstattung an Rollen sowie an Kompetenzen zu entwickeln. Dabei handelt es sich um standardisierte Qualifikationen innerhalb eines ‚Berufs‘¹⁷, welche durch ihre Vergleichbarkeit eine Leistungsbewertung und Arbeitsteilung überhaupt erst möglich machen. Die Standards des Berufs lassen aufeinander abgestimmte Arbeitsteilung zwischen den Tätigkeitsfeldern zu (vgl. Reckwitz 2017: 39). Die modernen Subjekte wurden dazu bewegt, spezialisierte Kompetenzen auszubilden und diese dann über berufliche Qualifikationen zu formalisieren.

Allerdings muss zwischen den beiden antagonistischen Systemen des zentralwirtschaftlich organisierten Staatssozialismus und des marktwirtschaftlich orientierten Kapitalismus unterschieden werden. Ersterer wirkt radikal entsingularisierend, während die kapitalistisch-fordistische Ausprägung zwar Individualität zulässt, dafür aber Langfristigkeit transportiert (vgl. Reckwitz 2017: 42 f.).

Die zweckrationalen gesellschaftlichen Gegebenheiten, welche auf Massenproduktion ausgerichtet waren, sind prägend für den modernen Menschen. Über Generationen hinweg wurde das Subjekt regelrecht zu einem entsprechenden funktionalen Typus¹⁸ geformt.

Die Logik des Besonderen

Die Spätmoderne grenzt sich durch ihre Strukturen von der industriellen Moderne ab. In dieser Epoche verhält sich zur „Logik des Allgemeinen“ die „Logik des Besonderen“ komplementär.

Das Besondere ist mitnichten als Bodensatz des Rationalen zu verstehen, welcher sich nicht mehr der „Logik des Allgemeinen“ zuordnen lässt (vgl. Reckwitz 2017: 48 f.). Die „Singularitäten“ bewegen sich, genauso wie der Standard, innerhalb der kulturellen Struktur, sie ist

¹⁷ Mit dem Begriff verweise ich zunächst auf Werner Dostal (2002), der dem *Beruf* die Funktion eines Beschreibungsinstrumentes zuweist, indem „Qualifikationsbündel“ komprimiert und gelabelt werden können (vgl. Dostal 2002: 463). Im Abschnitt 3.2 wird auf den Berufsbegriff tiefer eingegangen.

¹⁸ Siehe hierzu die Ausführungen in Abschnitt 1.5.

jedoch nicht auf die Wiedergabe des Allgemeinen angewiesen, sondern sie werden als besondere, einzigartige soziale Entitäten wahrgenommen (vgl. Reckwitz 2017: 50 f.). So entfaltet das Wirkungsprinzip des Singulären eine „[...] *Nichtverallgemeinbarkeit, Nichtaus-tauschbarkeit und Nichtvergleichbarkeit.*“ (Reckwitz 2017: 51).

Folglich entzieht sich das Besondere dem Gewöhnlichen und deshalb bewirkt es eine grundlegende Reformation der Gesellschaft. Diese Logik der sozialen Praxis enthält radikale Veränderungen der bisherigen Teilepochen der Moderne.

Die Praktiken der Herstellung der Singularitäten werden als „*doing singularity*“ (Reckwitz 2017: 51) bezeichnet. Innerhalb der singularistischen Logik sind gestaltete Objekte oder Kunstgegenstände, jedoch auch Subjekte einer eigenkomplexen Welt zuschreibbar, die in ihrer feingliedrigen Konstellation und Relation nach außen hin einzigartig sind (vgl. Reckwitz 2017: 51 f.).

Demnach unterscheidet sich dieser Pol konsequent von der „Logik des Allgemeinen“ und ist prägend für die anschließende Epoche nach der industriellen Moderne. Dabei ist zu vermuten, dass die Transformation Irritationen verursacht, welche sich auch als Auswirkungen auf das Subjekt vergegenwärtigen und einen entsprechenden Subjekttypus¹⁹ hervorbringen.

Ein fließender Paradigmenwechsel von der Moderne hin zur Spätmoderne seit den 1980er Jahren bedingt nun eine Art Doppelstruktur dieser beiden Logiken, wobei das Singuläre zwar in den Vordergrund tritt, es jedoch mitnichten allein Bestand hat. Die „Logik des Allgemeinen“ erfüllt eine ordnende, administrative Funktion (vgl. Reckwitz 2017: 19, 46, 103). Diese folgt also weiterhin einer rationalistisch orientierten Praktik und stellt neben der Differenzierung von Elementen auch ihre Vergleichbarkeit her (vgl. Reckwitz 2017: 39). Zudem dient dieser rationalistisch orientierte Strang der Ermöglichung des Singulären (vgl. Reckwitz/Rosa 2021: 114).

Die gegenseitige Bedingtheit der beiden Logiken macht deutlich, dass das Singuläre sich zum Allgemeinen von vornherein interdependent verhält und auch im weiteren Verlauf stetig Zusammenhänge reproduziert.

Herauszustellen ist hierbei, dass diese Doppelstruktur eben nicht nur das Konstrukt der Makroebene anbelangt, sondern sich feingliedrig bis auf die Ebene des Subjektes mit seinen sozialen Beziehungen einschreibt: Sie ist gesellschaftlich adaptiert und dennoch besonders.

¹⁹ Siehe Abschnitt 1.5.

1.3 Umriss der postindustriellen Entwicklung

In den letzten drei Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts, innerhalb der sich entwickelnden postindustriellen ökonomischen Sphäre, werden sodann Transformationen beobachtbar, die sich in den Gütern, in den Produktionsformen inklusive ihrer Strukturen der Arbeit und Organisation bemerkbar machen.

Die bislang auf Massenproduktion basierenden standardisierten Märkte sowie die damit zirkulierenden Güter wurden am Preis und an der Leistungsfähigkeit gemessen. Nun zeichnet sich der Prozess der Singularisierung vor allem durch die Produktion von Gütern und Dienstleistungen mit singulärem Charakter aus (vgl. Reckwitz 2017: 112). Aus der Kundenperspektive verändert es die Art und Weise des Konsums mit dem Anspruch der Unersetzbarkeit (vgl. Reckwitz 2017: 113).

Mit der Qualität eines radikalen und hochdynamischen Wettbewerbs – der „*Hyperkompetitivität*“²⁰ (Reckwitz 2017: 114) – entsteht eine Form der Unberechenbarkeit der Märkte. Die Akteure konkurrieren um Aufmerksamkeit und Anerkennung. Sie unterliegen einer „*Valorisierung*“²¹ (Reckwitz 2017: 66) der Attraktivität der Güter (vgl. Reckwitz 2017: 114). Diese spekulative Eigenschaft ergießt sich in eine Struktur, der eine Mentalität des „*The winner takes it all*“ (Reckwitz 2017: 114) innewohnt und Gewinner des Kapitals von seinen Verlierern trennt (vgl. Reckwitz 2017: 114).

So gestalten sich die Prozesse der Märkte hochdynamisch und volatil. Die Bedingung der Logik des Singulären ist dabei Ursache und Effekt zugleich, wobei die Individualisierung der Konsumenten einen maßgeblichen Einflussfaktor darstellt.

Beide Logiken determinieren nun auf unterschiedliche Weise jegliche gesellschaftlichen Systeme, wobei die „Logik des Besonderen“ dominierend transformatorisch wirkt. Folgendermaßen lassen diese sich zusammenfassen (vgl. Reckwitz 2017: 111 ff.):

- Auf ökonomischer Ebene wird ein singularistisch geprägter affektiver „*Kulturkapitalismus*“ wahrnehmbar (vgl. Reckwitz 2017: 113).
- Diese Kapitalismusform setzt sich in einer von Kreativität geprägten Wirtschaft um und löst den industriellen Charakter ab (vgl. Reckwitz 2017: 111).

²⁰ Der ökonomische Begriff „Hyperwettbewerb“ (D’Aveni 1995) wird als wettbewerbsfokussierte und dynamische Welt beschrieben, wo langfristige Aktivitäten und erzielte Wettbewerbsvorteile keinen Bestand haben können. Flexible Marktteilnehmer mit unkalkulierbaren Handlungsweisen besitzen demnach Vorteile (vgl. D’Aveni 1995 zitiert nach Keegan/Schlegelmilch/Stöttinger 2002: 360).

²¹ Unter „*Valorisierung*“ versteht Reckwitz einen Zertifizierungsprozess, welcher die Funktion der Wertzuschreibung einer singulären Entität zum Statusgewinn oder -verlust erfüllt (vgl. Reckwitz 2017: 66).

- Dementsprechend gestalten sich die Wertschöpfungsprozesse ebenfalls singularistisch und werden durch Spezialisierungen ersetzt, die sich flexibel gestalten lassen (vgl. Reckwitz 2017: 113).
- Konkreter stellen Kreativität²² und Ästhetik wesentliche Faktoren dieser wirtschaftlichen Funktionsweise dar. Die Produktionsmethoden, jegliche Arbeitsformen sowie die Konsumstilistik orientieren sich an denen der künstlerischen Felder. Die Figur des Künstlers wird zu einem Identifikationstypus²³ stilisiert (vgl. Reckwitz 2017: 118).
- Der einzigartige Charakter der Güter ist zu einem erwarteten Niveau geworden. Ebenso verhält es sich mit den Profilen der Arbeitssubjekte, die durch ihre „*Performanz*“ ein singularistisches Element darstellen. Im Umkehrschluss werden Konsumenten zu kokreativen Partnern, die ihre Produkte mitgestalten können und sollen (vgl. Reckwitz 2017: 113 f.).

Die Wandlung der Moderne auf den Ebenen der Objekte sowie der Subjekte zeichnet sich dadurch aus, dass das Besondere sämtliche gesellschaftliche Einheiten durchdringt, um es wiederum in das Verhältnis zum Normalen zu stellen.

Dies hat zur Folge, dass die postfordistisch geprägte Wissensökonomie singularistisch überformt wird. Auf der Mesoebene erfordert die Hervorbringung von hervorragenden und originellen Produkten entsprechende Produktionsverfahren, welche durch „Projekte“²⁴ abgewi-

²² Den Begriff *Kreativität* sieht Reckwitz (2012b) weniger als ein einzeldefinitorisches Konstrukt, sondern als Fluchtpunkt unterschiedlicher sozialer Rahmen an, die den künstlerisch-ästhetischen Bezug sowie den Kontext der Wirtschafts- und Arbeitswelt, des Konsums oder der Lebens(-raum)gestaltung einbezieht. Zudem hat dieser Begriff für den problemlösungsorientierten Denk-Verhaltens-Transfer in die Psychologie Einzug gehalten. Die gesellschaftliche Etablierung des Modells der Kreativität geht mit einem Prozess der Ästhetisierung einher (vgl. Reckwitz 2012b: 51). Enger gefasst definiert er Kreativität als Fähigkeit, „auf unberechenbare Weise Neues zu schaffen“ (Reckwitz 2016: 187). Dabei steht der Subjekttypus des Kreativen zunächst in einem beruflichen Zusammenhang (vgl. Reckwitz 2016: 187). Innerhalb des weit gefächerten Literaturdiskurses anderer Autoren bestehen dementsprechend mannigfaltige Definitionsversuche von Kreativität. Bestimmend erscheint der pragmatische, zweckbezogene Anspruch der Fähigkeit zur *Hervorbringung von Neuartigem zur Problemlösung* (vgl. Preiser 1976: 5), aber auch das *Schöpferische, nicht zweckgebundene Erschaffen* aus einer divergenten Haltung heraus (vgl. Fromm 1999: 399) spannt das Verständnis über diesen Begriff weit auf. Über eine rollenspezifische Sichtweise: „Kreativität ist das Vermögen, Urheber zu sein.“ (Popitz 2000: 98) kann zudem ein Zugang zu diesem Begriff bestehen.

²³ Auch Manske hebt den Modellcharakter des künstlerischen Arbeitsfeldes hervor, das prototypenhaft Folien für die spätmodernen Arbeitsformen bietet (vgl. Manske 2016a: 14, 37).

²⁴ Reckwitz erläutert hierbei auch die typischen Phasen des kreativen Projektes, die sich in eine „explorative Anfangsphase“, eine der „Feedbackschleifen“ und eine Schlussphase untergliedern (vgl. Reckwitz 2017: 193). Damit umschreibt er beispielsweise die agile Methode des „Design Thinking“, welche sich durch Iterationen, also jenen Feedbackschleifen, auszeichnet (vgl. Sachse/Specker 1999). Im Sinne der „*Designarbeit*“ zur Erzeugung gestalteter Güter geht er wiederum auf diesen Begriff ein (vgl. Brown 2009 zitiert nach Reckwitz 2017: 188), jedoch nicht als allgemein strukturelles Instrument von Projekten anhand von Iterationen.

ckelt werden. Innerhalb der Projektteams ist das Zulassen von Emotionalität und Individualkompetenzen nicht nur erwünscht, sondern maßgeblich (vgl. Reckwitz 2017: 193 f.). Die Deutlichkeit von kreativer Arbeit zur Hervorbringung von etwas Neuem und Einzigartigem stellt hierbei jedoch nur einen Parameter von Gelungenheit einer Performanz dar. Denn neben dem Ergebnis des Schaffens wird auch das Subjekt in den Mittelpunkt gestellt, wobei sein Sympathiefaktor über seine soziale Anerkennung entscheidet (vgl. Reckwitz 2017: 208 ff.). Neuartige kreative Arbeitsformen werden als erstrebenswertes Ideal betrachtet (vgl. Reckwitz 2017: 187). Aufgrund komplexer Aufgabenstellungen sind sie den hochqualifizierten Arbeitssubjekten vorbehalten, die sich einer prestigeträchtigen „Klasse“ zuordnen.²⁵ Antagonistisch hierzu verhält sich die immer noch bestehende, industriell geprägte dienstleistungsorientierte „Klasse“, deren Arbeitstypus ein normalisierender Charakter zugeschrieben wird (vgl. Reckwitz 2017: 111 ff.; vgl. Reckwitz 2019: 80; vgl. Reckwitz/Rosa 2021: 122 f.).

So wie die Logik des Singulären und des Allgemeinen eine Doppelstruktur darstellt, dekliniert sich das Subjekt in entsprechende Formen aus. So werden sowohl die Lebensstilstik als auch die Arbeitspraktiken mitgeformt, sodass das Subjekt in den jeweiligen Typus mündet.

Im Kern, so beschreibt Reckwitz, führt diese „*creative economy*“, zu denen bisher künstlerische, kunsthandwerkliche und mediale Berufe gehörten, zu entgrenzenden Effekten (vgl. Reckwitz 2017: 114 ff.). Traditionell galt innerhalb der „Logik des Allgemeinen“ Wissenschaft und Technik als Richtstab. Nun werden jedoch kulturelle Zugänge und ein damit verbundenes extrafunktionales Wissen vordergründig (vgl. Reckwitz 2017: 118). Die Wettbewerbslogik des Kunstfeldes tritt zutage, indem Valorisationen oder eben Entvalorisationen von kreativ gefertigten Gütern und Dienstleistungen stattfinden, womit die abendländische Produktion den Charakter einer kreativitätsgeleiteten Ökonomie annimmt (vgl. Reckwitz 2017: 116 ff.).

Die Prägung des Kulturkapitalismus durch die Strukturmerkmale des Kunstfeldes erweist sich als die radikale Ausrichtung auf Innovativität mit dem Anspruch, Erstaunen zu erzeugen.

²⁵ Vielgliedriger und teilweise dieser Auffassung widersprechend, stellen sich die Thesen von Manske über Typen von Kreativarbeitenden dar, welche sich als „Opfer“ des Marktes, seine „Komplizen“ oder gar als „Unternehmer“ typisieren lassen. Mitnichten handelt es sich per se um einen Nimbus, welcher sich in einer prestigeträchtigen Klasse widerspiegelt (vgl. Manske 2016a).

gen. Mit der Unvorhersehbarkeit des Erfolges steht die prinzipielle Überproduktion in Verbindung, der eine evolutionistische Eigenschaft²⁶ immanent ist. Die intrinsisch motivierte Getriebenheit des Künstlers erweist sich zu der Singularitätslogik des Marktes als passend (vgl. Reckwitz 2017: 118). Die damit einhergehende Überbietungsmentalität des Kunstfeldes verhält sich adäquat zur Steigerungsdynamik der Wissenschaft, die ein weiteres Element zur Generierung von Innovationen darstellt. So, wie sich im Marx'schen Sinne durch den Tausch von Geld und Ware (G-W-G') Kapital akkumuliert²⁷, so mehrt sich auch das Wissen durch die Erkenntnisse aus der Forschung (W-F-W') (vgl. Reckwitz/Rosa 2021: 189).

An dieser Stelle kann festgehalten werden, dass die Singularitätslogik nicht dem Gedanken der Gewinnmaximierung, Rentabilität und der Kapitalakkumulation entgegensteht, sondern sie forciert diese und gilt als Katalysator im Hinblick auf die Veränderlichkeit der Märkte.

Vorgreifend auf die Beschreibung des singularistisch geprägten Arbeitssubjekts der „neuen Mittelklasse“ spricht Reckwitz auch von einem „*expressiven Individualismus*“ (Reckwitz 2021b: 38). Hingegen orientiert sich das Subjekt der industriellen Moderne noch an Ordnung (vgl. Reckwitz 2021b: 50).

Der beschriebene radikale Wandel integriert außer dem Arbeitshandeln weitere im Zusammenhang gefasste Formen. Das Konsumverhalten, die technischen Produktionsverfahren sowie die allgemeine Lebensstilistik werden einbezogen und verschwimmen ineinander. Sie werden singularistisch geklammert.

Unter dieser Prämisse folgt nun im nächsten Abschnitt die nähere Betrachtung der spätmodernen, singularistisch geprägten Arbeitswelt. Es folgt demnach das „Herabsenken des Blickes“ auf detaillierte Strukturen des Subjektkosmos.

1.4 Nuancierung einer singularistischen Arbeitswelt

Obwohl sich die singularisierten, entgrenzten Felder der Konsumtion, Produktion und Arbeit²⁸ innerhalb des Wertschöpfungsprozesses allesamt miteinander verwaschen, werde ich in diesem Teil die Dimension der Arbeitswelt herauslösen und umranden, um dann die

²⁶ Schumpeter (1987[1942]) verweist auf diese evolutionistische Eigenschaft des kapitalistischen Marktes und sieht diese als Rahmenbedingung der „schöpferischen Zerstörung“, welche die zwangsläufige Generierung von Innovationen als ihr Wesen ansieht (vgl. Schumpeter 1987).

²⁷ Rosa bezieht sich genauer auf die Funktionsweise der Erzeugung des Mehrwertes als Bestandteil der Kapitalakkumulation (vgl. Marx 2023[1867]: 153).

²⁸ Weil sich die Dissertation um die Thematik *Arbeit und Beruf* bewegt, ist der Begriff Arbeit an dieser Stelle keineswegs, wie zum Beispiel bei der Hausarbeit, weitergefasst zu verstehen, sondern als Erwerbstätigkeit. Angrenzende Felder der Arbeit ergeben sich aus dem Abschnitt 3.1.

Ebene des Arbeitssubjektes näher zu beleuchten. Dabei muss auch Berücksichtigung finden, dass das Arbeitssubjekt wiederum mit seiner Lebenswelt, den Organisationen, verwoben ist und somit in seiner Beschreibung nicht vollends segregationsfähig sein kann.

Der Wandel zur postmodernistischen Epoche bedeutet für die Arbeitssubjekte eine Entwicklung von der systematischen „*Formalisierung*“ hin zu einem „*System der Singularisierung*“: Die klassische Basis aus Ausbildung, Arbeitsstelle, Leistungserwartungen und Arbeitsergebnissen wird in die Bedeutsamkeit von Potenzialen mit den sich daraus entfaltenden Kompetenzen übersetzt. Die jeweiligen Profile sowie die daraus entspringenden Performanzen runden die Besonderheitscharaktere ab (vgl. Reckwitz 2017: 201). Die intrinsische Motivation der Arbeitssubjekte ist für die Identifikation mit den Inhalten und der Güte der Arbeit charakteristisch. Wenngleich die extrinsischen Anreize nach wie vor vorhanden sind, werden sie fortan überblendet (vgl. Reckwitz 2017: 201).

Wurden nach der „Logik des Allgemeinen“ formelle Zertifikate durch Aus- und Weiterbildungen erworben, konnte das Subjekt weitestgehend verlässlich entsprechende Funktionsrollen übernehmen. Die berufliche Laufbahn war kalkulierbar und überdurchschnittliche Leistungen wurden honoriert. Jedoch war das Subjekt durch die standardisierte Qualifikation auch austauschbar (vgl. Reckwitz 2017: 202). Hingegen gewinnen in der singularisierten Arbeitswelt Kompetenzen mit informellem Charakter an Bedeutung²⁹, da sie im Vergleich zu den formal erworbenen wesentlich weiter gefasst sind. Kreativität, unternehmerisches Denken sowie emotional konnotierte Kompetenzen, wie Intuition und Empathie, fallen unter diesen Typus und sind Eigenschaften, die Marktfähigkeit von Organisationen herstellen und sichern. Die Kompetenzen arrangieren sich zu Bündeln, welche nicht ersetzbare „*Profil-Subjekte*“ generieren (vgl. Davies/Sigthorsson 2013: 107 ff. zitiert nach Reckwitz 2017: 203 f.).

Das spätmoderne, singularistisch geprägte Arbeitssubjekt hebt darauf ab, dass es sich eigenständig gestaltet. Allerdings wird es auch von außen durch die Märkte, Organisationen und Netzwerke, in denen es sich bewegt, geprägt. Auf diese Weise singularisiert sich das Arbeitssubjekt in seinem Inneren selbst und wird zugleich von außen singularisiert (vgl. Reckwitz 2017: 203).

²⁹ Dabei steht der formelle Kompetenzerwerb stets im institutionellen Zusammenhang, der informelle hingegen kann unbeabsichtigt „im Vorübergehen“ verlaufen oder er geschieht beiläufig (vgl. Reischmann 1995: 200 f.).

So gehört es zur Kreation des Selbst des Arbeitssubjektes, eine Haltung der „doppelten Diskontinuierung“ (Reckwitz 2012a: 606) zu entwickeln: Einerseits gehören zur Darstellung der eigenen Individualität berufliche Transformationen³⁰ als Komplexitätsanzeiger in der Berufsbiografie. Berufliche Diskontinuitäten³¹ werden als Mehrwert betrachtet, während das Bestehen auf Normalbiografien, also jene mit kontinuierlichem Verlauf, als unzureichend bewertet wird. Andererseits ist die Bereitschaft zur Trennung aus sozialen Bindungen, inklusive aus Arbeitsbeziehungen³², zugunsten der Flexibilität und des Umganges mit Ungewissheiten als weitere Ebene zu benennen (vgl. Reckwitz 2012a: 606 f.).

Als Parameter für diesen Singularitätsanspruch lassen sich die Elemente „*Vielseitigkeit*“ und „*Kohärenz*“³³ herausstellen. *Ersteres* wird beschrieben durch wertebezogene Eigenschaften, wie die informellen Kompetenzen, die sich durch Diversität und Integration der Fertigkeiten aus den Hobbies entfalten. Das Subjektprofil weist somit eine gesteigerte Eigenkomplexität auf (vgl. Reckwitz 2017: 204 f.). *Zweiteres* steht für die Schlüssigkeit der vielseitigen Eigenschaften³⁴. Fehlt diese, besteht die Gefahr, dass eine Zerstreuung des Subjektes antizipiert wird, wobei ihm die Fähigkeit zu einem fokussierten Handeln abgesprochen werden kann (vgl. Reckwitz 2017: 206).

Angelehnt an das Kapitalmodell von Bourdieu (1983) definiert Reckwitz das „*Singularitätskapital*“ (Reckwitz 2017: 207). Jenes leitet sich aus den Kompetenzen und der kohärenten Vielseitigkeit ab (vgl. Reckwitz 2017: 207). Auch Fähigkeiten aus Projekterfahrungen und das aktive Wirken in Netzwerken tragen zu einer solchen Akkumulation bei (vgl. Reckwitz 2017: 207).

³⁰ Der Begriff *berufliche Transformation* oder *Berufstransformation* findet in der Empirie seine Anwendung, denn dieser wirkt neutral und lässt offen, in welcher Form sich die berufliche Entwicklung gewandelt hat.

³¹ Als „diskontinuierliche Erwerbsverläufe“ (vgl. Mutz u.a. 1995) werden Biografien bezeichnet, welche durch „Erwerbsinseln“ fragmentieren und somit keiner institutionellen Normalbiografie entsprechen (vgl. Kohli 1985 zitiert nach Hardering 2015: 141). Hardering bindet allerdings die Diskontinuitäten in ihrer arbeitssoziologisch-kritischen Betrachtungsweise an die Prekarität von Arbeitsverhältnissen, was Reckwitz' Sichtweise gegenübersteht.

³² Innerhalb der Projektarbeitsgruppen, insbesondere seien hier auch die „Innovationsteams“ benannt, ist der Zerfall von Arbeitsbeziehungen durch die zeitliche Begrenzung kalkuliert (vgl. Nerdinger/Blickle/Schaper 2014: 398).

³³ Eine tiefergreifende Erläuterung des Begriffs *Kohärenz* findet sich in den Abschnitten 2.1 und 2.2.3. Reckwitz (2017) bezieht sich auf eine vergleichsweise abstrakte Sichtweise dieses Terminus, die als *Schlüssigkeit* interpretiert werden kann.

³⁴ An dieser Stelle wird von Reckwitz auch der Begriff „*Kompetenzbündel*“ verwendet. Äquivalent hierzu definiert Dostal den *Beruf* als „*Qualifikationsbündel*“ (2002: 463). Inwiefern sich damit das Verständnis über Beruflichkeit im Zuge der Singularisierung verzerrt, bleibt zu diskutieren.

Instrumente wie das *Human Resource Management* in Organisationen und Coaching als reflexives Format sollen die Potenziale und Kompetenzen offenlegen und optimieren (vgl. Reckwitz 2017: 215 f.).

Ziel der Personalwirtschaft mit dem ‚Human Resource-Ansatz‘ ist die Steigerung des messbaren Humankapitalwertes (vgl. Wöhe/Döring/Brösel 2020: 127). Das ökonomische Humankapital steht demnach mit dem Singularitätskapital transformativ in Beziehung, sodass subjektive Elemente als Beurteilungskriterien vermehrt Einzug halten.³⁵

Im Unterschied zu den erwarteten sachbezogenen Leistungsergebnissen, welche in der „Logik des Allgemeinen“ ihre Geltung finden, verkörpern die Performanzen den Output des Arbeitssubjekts. Als ursprünglich künstlerisches Arbeitsformat dienen sie zur Anwendung der Kompetenzen beziehungsweise zur Freisetzung des Potenzials. Sie wird sodann vom Adressaten in der Rolle des Publikums valorisiert (vgl. Reckwitz 2017: 208 f.).

Strukturell ist das singuläre Arbeitssubjekt in der (Unternehmens-)Organisation über das Verbindungselement *Projekt* eingewoben, welches eine klare Erfolgsorientiertheit und eine Impulsgebung des Arbeitshandelns abverlangt (vgl. Funken u.a. 2015 zitiert nach Reckwitz 2017: 209). Im Sinne der Variabilität und Erfolgsorientiertheit des Arbeitshandelns wird die klassische Bedeutung des Berufs damit regelrecht transformiert (vgl. Reckwitz 2017: 211).

Die weichen Eigenschaften des Arbeitssubjektes werden somit gezielt den formalen Kriterien des Berufsbildes gegenübergestellt und bilanziert.

Reckwitz hebt den Anspruch hervor, dass Arbeitssubjekte der von ihm benannten „neuen Mittelklasse“ unternehmerisch handeln. Der gesamte Lebensstil expliziert sich entlang dieser marktsensiblen und trendbewussten Haltung. Jedwedes Vorhaben der privaten Lebensführung, des Wohnens oder der Gestaltung der Berufsbiografie muss mit prospektivem Blick auf eine kommende Valorisierung abgestimmt werden (vgl. Reckwitz 2016: 304 f.).

So gründet er seine Argumentation auf die Ausarbeitungen von Uwe Schimank, Steffen Mau und Uwe Groh-Samberg, denn eine „investive Statusarbeit“ (Schimank/Mau/Groh-Samberg 2014) sei charakteristisch für die Mittelklasse (vgl. Reckwitz 2017: 303 f.). Dabei spezifiziert Reckwitz noch die Statusarbeit als eine Investition, welche stetig anhängig ist, da diese nur so eine Kapitalakkumulation erwartbar macht (vgl. Reckwitz 2017: 305).

³⁵ Dabei ist die Vermarktlichung der Arbeitskraft innerhalb von Organisationen maßgeblich, um Potentiale des Subjekts einfordern zu können. Hardering geht in diesem Zusammenhang auf die „Subjektivierung von Arbeit“ ein (vgl. Hardering, 2011: 62 f.).

Schlussendlich würden jegliche Kapitalformen in einem „*Singularitätskapital*“ gipfeln, wobei die Subjekte einem Zwang zur Akkumulation unterliegen, denn Kompetitivität sei dem Arbeitsmarkt immanent (vgl. Reckwitz 2017: 207). Demnach bedarf es bestimmter Ressourcen, um Konflikte austragen zu können.

Aus dem Vorhandensein der Vielzahl von singulären Profilen lässt sich ein hyperkompetitiver arbeitsmarktlischer Kampf schließen, wobei die Profilvalorisierung einen Bogen zwischen dem prognostischen und dem spekulativen Pol spannt (vgl. Reckwitz 2017: 212). Diese dauerhafte Wettbewerbssituation führt jedoch prinzipiell auch eine stetige Vagheit mit sich, welche das Subjekt in den Zwang zur Gelungenheit versetzt und seine Sicherheit durch Berufung auf Qualifikationen hinfällig werden lässt (vgl. Reckwitz 2017: 212). Die Valorisierungen erfolgen aus der Logik des Kunstfeldes, wobei sie der klassischen Leistungsbeurteilung entgegenstehen. Die ideale Performanz misst sich an den geschaffenen Werken von „Superstars“, womit jegliche Form von Fairness unbedeutsam wird (vgl. Reckwitz 2017: 221).

Somit erzeugt sich ein Aufschaukeln der Aufmerksamkeit, die ästhetisch überformt sein kann und sich an den Mechanismen der Kulturindustrie orientiert.³⁶

Für die „neue Mittelklasse“ gilt Arbeit als ein ideales Format erfüllender Selbstverwirklichung, die sich als intrinsisch motiviert und identitätsstiftend hervorhebt (vgl. Reckwitz 2017: 303), was jedoch auch Spannungen mit der gleichsam Forderung nach Statusinvestitionen mit sich führt (vgl. Reckwitz 2017: 342). Die Formen kreativer Arbeit, deren Struktur und Arbeitsmentalität einst dem künstlerischen Schaffen entnommen wurden, werden „entmythologisiert“ und zu einer neuen Normalität erklärt. Dabei wird es als desolat und defizitär angesehen, nicht kreativ produktiv zu sein (vgl. Reckwitz 2016: 196 f.).

Demnach dauern die *Kreativitätserwartungen* an, welche auch disruptive Effekte innerhalb der Organisationen und Teams mit sich führen. Daraus entstehen unter den Arbeitssubjekten reibungsgeladene dynamische Situationen, die in eine konstruktive und produktive Leistung transformiert werden müssen.

³⁶ Erkenntnisse aus der angewandten Arbeits- und Organisationsforschung finden sich beispielsweise bei der Autorin Brigitte Biehl-Missal unter dem Label „Wirtschaftsästhetik“ (2011) wieder. Zur Personalentwicklung, konzeptionistisch aufgearbeitet, befassen sich Berit Sandberg und Dagmar Frick-Islitzer mit der Anwendung künstlerischer Methoden in Unternehmen anhand der Metapher der „Künstlerbrille“ (2018). Die Autoren Klaus Heid und Rüdiger John (2003) begründen den Begriff „Transferkunst“. Dieser galt als Versuch, Kunst, Wirtschaft und Wissenschaft kooperativ miteinander zu synthetisieren (vgl. Heid/John 2003: 219-234).

Des Weiteren rückt die Austauschbarkeit der Teammitglieder aus dem Fokus, womit die diversen, singulären Charaktere zu Ideenträgern und Initiatoren von Innovationen aufsteigen (vgl. Reckwitz 2017: 189 f.).³⁷ Diese neuen Formen kreativer Arbeit bewertet der Autor als verzwecklicht: Da sie sich vollends entgrenzen und Gelegenheiten zur Distanzierung minimieren, wirken sie selbstausbeuterisch (vgl. Reckwitz 2017: 218 f.).³⁸ Um einen Aufmerksamkeitsgewinn vor dem ‚Publikum‘ erzielen zu können, wird es durch diese extrem kompetitive Ausprägung des Marktes für das Arbeitssubjekt unausweichlich, sich an dem Erfolg eines Superstars zu orientieren (vgl. Reckwitz 2017: 219 ff.). Die Paradoxie, die sich aus der inspirierenden beziehungsweise empathischen Interaktion mit Akteuren und der geforderten marktkonformen hyperkompetitiven Haltung ergibt, mündet in einem „*Künstlerdilemma*“ (Reckwitz 2017: 217), welches sich ebenfalls beim spätmodernen Arbeitssubjekt offenbart (vgl. Reckwitz 2017: 217 f.).

Wenngleich sich innerhalb dieser Ökonomieform die beschriebenen kreativitätsgeleiteten Arbeitsformen in den Vordergrund stellen, bestehen durch die Doppelstruktur der Logiken auch stabilisierende Anforderungen, die Routinen entsprechen. Somit hat sich eine Polarität herausgebildet, welche sich in den jeweiligen Arbeitsformen ausdrückt. Die Erzeugung standardisierter Güter und Dienste stellt also den Kontrast zu dem singularistisch Geprägten her (vgl. Reckwitz 2017: 183 f.). Während Reckwitz der Kreativarbeit eine intrinsische Motivation zuschreibt, wobei das eigene Wesen vollumfänglich zu integrieren ist, sieht er im Gegenpol eine Distanzierung der Persönlichkeit zum Arbeitsgegenstand, die auf einer extrinsischen Motivation fußt. Diesen zweiten Arbeitstypus bezeichnet er als „*Normalisierungsarbeit*“ (Reckwitz 2017: 184). Grundsätzlich stehen dabei einfache nutzenorientierte Dienstleistungen und Fertigungstätigkeiten im Mittelpunkt, die für die Stabilisierung des jeweiligen Zustandes einschlägig sind. Hierzu geht Reckwitz auf die Studie von Stephan Vosswinkel (2005) ein, die sich mit der Rolle der Dienstleistungsarbeit auseinandersetzt (vgl. Reckwitz 2017: 184).

Innerhalb der organisationalen Hierarchie der Spätmoderne wird bei dem singularistischen, kreativen Arbeitsstil eine Hochqualifizierung vorausgesetzt. Zudem wird ihm eine erfüllende Eigenschaft zugeschrieben, weshalb derselbe als beliebter gilt und in seinem Ansehen

³⁷ Die Arbeitssubjekte mögen unverwechselbare Eigenschaften mit sich bringen. Doch besteht stets das Risiko des Misserfolges und der damit verbundenen Abwertung eines Projektes. Eine Austauschbarkeit der Arbeitssubjekte muss also dennoch gegeben sein. Zudem ist in der flexiblen Arbeitswelt ein Personal- und Stellenwechsel eingeschlossen.

³⁸ In Abschnitt 1.7.3 gehe ich noch auf das Modell des „Arbeitskraftunternehmers“ (Pongratz/Voß 2003) ein, welches Parallelen aufweist.

als höherwertiger bewertet wird als die nutzenzentrierte, standardisierte Form. Jene wiederum wird als geringer qualifizierte Tätigkeitsgruppe eingestuft. Das Singuläre drückt sich durch seine Bindung an das Subjekt aus, woraus sich kontrastiv die Austauschbarkeit des Arbeitenden bei standardisierten Tätigkeiten ergibt (vgl. Reckwitz 2017: 185).³⁹ Dennoch besteht durch das gesellschaftliche Prestige die Überblendung der Spannweite des Kreativarbeitsfeldes, denn diese reicht von der Qualität der gut bezahlten und festen Erwerbstätigkeit bei Globalplayern bis hin zu einzelnen Freiberuflern in prekären Verhältnissen⁴⁰ (vgl. Reckwitz 2017: 185).

Die Beliebtheit der Tätigkeiten fungiert schließlich als Orientierungspunkt bei der Berufswahl, sofern eine Auswahl für das Subjekt besteht.

Die Arbeitswelt der Spätmoderne ist demnach nicht vollends von kreativer Arbeit durchzogen, sondern auch der Modus der standardisierten Arbeit ist dabei zu berücksichtigen. Die beiden Formen können jedoch nicht nur als Pole, sondern auch als Komplementäre verstanden werden: Dem prestigeträchtigen Arbeitsstil des Kreativen werden von Seiten der routinierten Tätigkeitsfelder und Branchen der „Normalisierungsarbeit“ ein erstrebenswertes Ideal zugeschrieben. Das Gestaltenkönnen von Produkten sowie das Einbringen der eigenen Phantasie und nützlicher Ideen innerhalb der Organisationen nehmen dann ihren Einfluss auf jene Strukturen und Kulturen.

Bedingt durch den variierenden monetären Erfolg der Arbeitssubjekte und Organisationen können sich allerdings der jeweilige Status dieser Arbeitsmodi und die realen Verhältnisse facettenreich differenzieren.

³⁹ Bei diesen Anführungen ist abzuwägen, ob gerade auch bei standardisierten Tätigkeiten hochqualifizierte Arbeitskräfte wirken müssen, um den vorgegebenen Standards entsprechen zu können. Was wäre die Schulmedizin ohne standardisierte Arbeit? Das Bildungssystem beschäftigt Lehrkräfte, die standardisierten Unterricht vermitteln und durch die Bewertungen der Schüler:innen den Standard aufrecht erhalten. Das Qualitätsmanagement ist damit beauftragt, einen Abgleich zwischen dem Standard und den erbrachten Leistungen zu erschaffen.

⁴⁰ Die Spannweite zwischen prekären Lebensverhältnissen und „Normalität“ bei Angehörigen der Kreativwirtschaft werden anhand von Studien, wie zum Beispiel die von Séverine Marguin und Tobias Losekandt (2017), deutlich. Hier wurde der Berliner Kultur- und Kreativsektor untersucht. So gestaltet sich die Arbeitslosenquote bei Sparten künstlerischer Berufe (Kunst 12%, Musik 15%, Darstellende Kunst 19%, Design 22%, Film 26%), im Vergleich zu anderen Sparten der Kreativwirtschaft (Software 5%, Werbung 8%, Presse und Öffentlichkeitsarbeit jeweils 8%, Buch 9%) auffallend hoch (vgl. Marguin/Losekandt 2017: 49). Insbesondere stellen die Autoren den künstlerischen Sektor als „Sorgenkind“ heraus, wobei die atypischen Arbeitsverhältnisse den üblichen Erwerbstätigkeiten überwiegen (vgl. Marguin/Losekandt 2017: 76 ff.). Reckwitz' Zuordnung der Künstler:innen zur „neuen Mittelklasse“ erscheint nach empirischer Datenlage eng gefasst, wenn es um die Betrachtung der ökonomischen Kapitaldecke geht.

Zur Verkörperung einer gelingenden Selbstverwirklichung als Indiz für die Fähigkeit des performativen Arbeitshandelns gehört die Präsentation einer schlüssigen und erfahrungsge-ladenen Biografie. Unter anderem wird jener Aspekt als Anlass gedeutet, Arbeits- und Be-rufsbioografien im Zusammenhang mit diesen gesellschaftlichen Bedingungen und Prämissen empirisch zu untersuchen.

1.5 Hybride Subjekte und ihre Diskontinuität

Um mich weiter der Mikroebene zu nähern, beleuchte ich in diesem Abschnitt die Historie der Entwicklung moderner Subjektmodelle, die letztendlich im spätmodernen kreativen Ar-beitssubjekt gipfeln. Dabei wird der Frage nachgegangen, inwiefern sich die Fragmente der Subjektmodelle aufeinander übertragen haben, und wie sich die Eigenschaften des aktuellen Typus des Arbeitssubjektes erklären lassen. Sinnvoll erscheint hierbei eine rekonstruktive Vorgehensweise, indem zunächst tiefgreifender auf den Subjektbegriff eingegangen und da-nach die Entwicklung der Teilepochen von der *bürgerlichen Moderne* über die *organisierte Moderne* hin zur *Postmoderne* hinsichtlich ihrer zugehörigen Subjektmodelle behandelt wird. Im Zuge dessen werden aus der Exploration der theoretischen Fundamente solche Fra-gstellungen abgeleitet, die die Basis der empirischen Forschungsfragen darstellen.

Der gesellschaftliche Kultivierungsprozess der beschriebenen Komplexität biografischer Er-fahrungen geht mit der Entwicklung der Moderne des 20. Jahrhunderts und seinem Übergang in die Spätmoderne einher (vgl. Reckwitz 2012a [2006]). Um sich den biografischen Ver-läufen nähern zu können, wird in diesem Abschnitt auf die Rekonstruktion der Subjekttypen und deren Transformation eingegangen.

Aus einer poststrukturalistischen Orientierung heraus scheint die Fokussierung der praxeo-logischen Sichtweise auf das Subjekt vordergründig. Zunächst sind für Reckwitz (2017) grundsätzlich Subjektausprägungen maßgeblich, die durch die Spätmoderne beeinflusst wer-den.

Tiefgehender befasst er sich in seinem Werk „Das hybride Subjekt“ (2012a) mit diesen Ter-mini und legt sein Verständnis davon dar. Da in den nachfolgenden Kapiteln, aus einer mik-rosoziologischen Perspektivierung heraus, die Begriffe *Subjekt*, *Identität* und *Individuum* von Bedeutung sein werden, beleuchte ich zunächst die Begriffe aus dieser kultursoziologi-schen Perspektive.

Subjekt – Identität – Individuum

Reckwitz hat in Bezug auf den Terminus des *Subjekts* divergierende Blickwinkel eingenommen, um unterschiedliche Bezüge herstellen zu können:

So, wie eingangs peripher erläutert, greift der Autor zwar das *Subjekt* in späteren Werken (2019; 2021) als sozial handelnde Form auf, schließt es jedoch zunächst als eine rein psychische Instanz aus. So stellt das Subjekt auch keinen inneren Kern⁴¹ von Bewusstheit dar (vgl. Reckwitz 2012a: 34). Dabei kommt der psychischen Struktur die Bedeutung einer psychosozialen gleich (vgl. Reckwitz 2019: 207).

Aus der sozialtheoretischen Entwicklung heraus ist das Subjekt ein „kontingentes Produkt symbolischer Ordnungen, welche auf sehr spezifische Weise modellieren, was ein Subjekt ist, als was es sich versteht, wie es zu handeln, zu reden, sich zu bewegen hat, was es wollen kann.“ (Reckwitz 2012a: 34).

Dieser Lesart folgend kann das Subjekt als soziale Folie gedeutet werden, die sich als Konglomerat unterschiedlicher Bedeutungsbezüge konstruiert hat und Vorgaben und gesellschaftliche Adaptionsangebote des Handelns und Verhaltens beinhaltet.⁴²

Somit versteht der Autor das Subjekt als eine Einheit, die neben der mentalen auch mit einer körperlichen Komponente in Verbindung steht und sich innerhalb seiner existenziellen zeitlichen Sequenz an Systemen aus Symbolen orientiert (vgl. Reckwitz 2012a: 34).⁴³ Zugleich können Subjekte als Arrangement erstanden werden, welche anhand von inkorporierten oder erworbenen Kompetenzen soziale Praxis vollziehen und auch niemals außerhalb des Subjekt-Schemas handeln können (vgl. Reckwitz 2012a: 39 f.).

Im Verlauf der Arbeit wird das Subjekt auch als „gesellschaftlich vollwertiges Wesen“ (Reckwitz 2019: 207) bezeichnet, welches die gesellschaftlichen Bedingungen inkorporiert hat (vgl. Reckwitz 2019: 207).

Die jeweiligen Definitionen sind also abhängig von den thematischen Zusammenhängen, in dessen Lichte die Betrachtung stattfinden soll. Kurzum: Das Subjekt gilt als gesellschaftliche

⁴¹ Eine Teilforschungsfrage dieser Dissertation stellt die nach dem Identitätskern. Reckwitz (2012a) schließt das Subjekt als die Funktion eines Kernes von Akteuren aus, was sich mit der Annahme eines Identitätskerns zunächst erst einmal nicht widerspricht.

⁴² Heiner Keupp, der eine sozialpsychologische Sichtweise einnimmt, stimmt insofern mit Reckwitz überein, dass er die historisch bedingte Abhängigkeit des Subjekts von der sich entwickelnden bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft betont (vgl. Keupp 1994a: 16). Der Autor ist ein bedeutsamer Teil des Identitätsdiskurses (siehe Abschnitt 2.2.3) und nimmt daher aus dieser Perspektive Bezug auf das Subjekt.

⁴³ Die Bedeutsamkeit von Symbolen sind auch Teil der Identitätstheorie, wie in Abschnitt 2.2.2 erläutert.

Einzelform, welche in den Handlungsweisen von den Ordnungen seiner jeweiligen Kultur festgeschrieben wird.

Davon zu unterscheiden ist die *Identität*, die hier als positive und spezifisch herausgeschälte Subjektform verstanden werden soll, die über Routinen ein Verständnis über den eigenen Sinn aufgebaut hat. Als „Selbstermeneutik“ bezeichnet, gestaltet sich dieser Prozess je Subjektkultur differenziert (vgl. Reckwitz 2012a: 46). Demnach sind die Herausbildung eines Selbstverständnisses und dessen Deutung Merkmale von Identitäten.⁴⁴

Weiterhin steht der Begriff *Individuum* im Raum, welcher aus einer kultursoziologischen Sicht umrissen werden soll. Dabei handelt es sich um „die Idiosynkrasien des einzelnen Subjekts“ (Reckwitz 2012a: 48), wobei es von der Gesellschaft hergestellt wird und deshalb nicht als autonome Entität besteht (vgl. Reckwitz 2019: 206). Die Eigenheit ist es also, worüber er das Individuum von der Identität differenziert.

Im Unterschied zur Identität lässt sich also das Subjekt als eine versachlichte, verallgemeinerte Form und als Ausdruck der jeweiligen Kultur beschreiben. Die jeweiligen Formen der Subjekte bilden durch Lern- und Erfahrungsprozesse Spezifika aus, die als Identität bezeichnet werden. Das Individuum galt nach dieser Erklärung als Rohfassung des Subjekts, welches Eigenheiten aufweist.

Die Ausdifferenzierung der unterschiedlichen Subjekttypen durch Reckwitz ist sowohl in einem zeitlichen Kontext als auch anhand der jeweiligen sozialen Ausprägungen innerhalb einer Gesellschaft zuordenbar. Dieser Prozess wird nachfolgend skizziert, um dann den Eigenheiten des spätmodernen Arbeitssubjektes nachzugehen. Als Basis allerdings wird zunächst näher auf die Stellung des Menschen in der Gesellschaft hinsichtlich seiner Umweltbeziehungen eingegangen.

Als Theoretiker dürfte sich hierfür Norbert Elias (1897-1990) eignen, nach dem sich Individuum und Gesellschaft mitnichten als Pole gegenüberstehen. Individuen existieren auch nicht einzeln für sich, sondern sie sind funktional interdependent als „Menschengeflecht“ miteinander verwoben und bilden erst die Gesellschaft, die sich stets in einem dynamischen

⁴⁴ Differenzierte Begriffsdefinitionen von Identität beziehungsweise ihre unterschiedlichen Deutungen werden ausgiebig und mehrdimensional im Abschnitt 2 beleuchtet. Maßgeblich an dieser Stelle ist die definitorische Grenzziehung zwischen Subjekt und Identität, allerdings auch die Bezüge. Die hier angeführte Definition dient als Vergleichswert nach der Sichtweise von Reckwitz (2019; 2012a), welche aus praxeologischer Sicht den Blick auf das Subjekt betont.

offenen Prozess befindet (vgl. Elias 1991 [1939]: 29-34). Allgemein werden die konstellativen Verflechtungen als „Figurationen“ (Elias 1991: LXVII). bezeichnet. Diese Verflechtungen zeichnen sich vor allem dadurch aus, dass sie auf Abhängigkeiten unter den Individuen beruhen, welche aufeinander justiert sind (Vgl. Elias 1991: LXVII).

Anhand einer Sozialstudie konnten Norbert Elias und John L. Scotson herausarbeiten, dass Individuen in ihrer reinen Form von Figurationen nicht trennbar, sondern stets in Machtgefüge eingewoben sind (vgl. Elias/Scotson 2013 [1965]).

Diese Konstellation erklärt, dass auch die Genese und das Wirken des Individuums beziehungsweise des Subjektes nicht im Einzelnen verstanden werden kann, sondern stets von der vehementen gesellschaftlichen Entwicklung gedacht werden muss.

Mit diesem Bewusstsein kann nun die historische Entwicklung der Subjektmodelle nachvollzogen werden, die sich zu neuen Konstellationen verbunden und entsprechende Praktiken und Kulturen hervorgebracht haben.

Historische Synthese der Subjektmodelle hin zum hybriden Subjekt

Die Genese des Subjektes wurde knapp umrissen und dabei aufgezeigt, dass unterschiedliche Kulturen auch differenzierte Subjektmodelle hervorrufen, die sich im Laufe der Epochen ausdifferenziert und sich an jeweilige Bedingungen angepasst haben.

Zu Beginn der Moderne ab dem 17. Jahrhundert bildeten sich unterschiedliche Praktiken heraus, die sich in den *sozialen Beziehungen*, den *Selbsttechniken* sowie der *Arbeitspraxis* zeigen (vgl. Reckwitz 2012a: 53). Bedingt durch die Aneignung und Gliederung des Wissens komprimiert und formt sich das Subjekt. Diese Subjektivation bedarf einer ständigen Wiederholung der Übungen. Dies bedeutet jedoch nicht, dass die Dauerhaftigkeit fortwährende Wandlungen verhindert. Das Anti-Subjekt hingegen verkörpert einen Mangel in der Qualität der Praktiken, an gemeinschaftlicher Bindungsfähigkeit sowie an Entwicklungsfähigkeit von Bildung (vgl. Reckwitz 2012a: 53 f.).

Die ökonomische Komponente der Praktiken von Subjekten ist die *Arbeit*. Sie stellt sich in einen Leistungsbezug und tritt als Dienstleistung oder als das Herstellen von Objekten in Erscheinung. Dabei sollte bedacht werden, dass Arbeit subjektbezogen funktioniert und nicht zwingend als ein rein zweckrationales Handeln zu betrachten ist: Denn routinierte Praxis bedingt auch intersubjektive Beziehungen zu Anderen oder zu Objekten und, in selbstreferenzieller Hinsicht, auch zu sich selbst. Die Entwicklung von Kompetenzen geschieht eben durch (programmierte) Einübung (vgl. Reckwitz: 2012a: 56).

Somit stellt Arbeit neben der ökonomischen auch eine wesentliche soziale Komponente dar, welche Bindungen anbahnen, und diese in andere Lebenswelten tragen kann.

Wie bereits eingangs⁴⁵ herausgearbeitet werden konnte, lassen sich Subjektkulturen mit den ästhetischen Epochen in Verbindung setzen und es ist prinzipiell herauszustellen, dass die jeweiligen epochalen Subjektkulturen (siehe Abb. 1, vgl. Reckwitz 2012a: 75) mit ihren heterogenen sozialen Feldern das Subjekt unterschiedlich disponieren. Sinn Grenzen sind zwar eine Bedingung dieser Differenzierung, jedoch gehen aufgrund ihrer Labilität und ergänzenden Eigenschaften syntheseartige Strukturen aus den Subjektkulturen hervor (vgl. Reckwitz 2012a: 81). Die hybriden Eigenschaften verstehen sich in diesem Zusammenhang als Überlagerungen oder auch als Kombinationen unterschiedlicher kultureller Schichten, die sich bei dem spätmodernen Subjekt sowohl in bürgerlichen als auch romantischen Anteilen wiederfinden. Auch der Subjekttypus, welcher die Angestellten- sowie die Konsumkultur verkörpert, wurde durch die Orientierung am Normalen und an der Avantgarde geprägt (vgl. Bhaba 1994 zitiert nach Reckwitz 2012a: 82). Solche Interferenzen lassen sich in allen Feldern sozialer Praxen finden, welche das Subjekt als Muster verinnerlicht. Sie lösen Irritationen aus, die Transformationen mit sich führen (vgl. Reckwitz 2012a: 83).

Wenn diese Interferenzen Effekte auf das Subjekt an sich zur Folge haben, dann sind der Logik nach auch Auswirkungen auf die interdependente Identität herleitbar, welche sich nun ebenfalls als hybride Form darstellt.

Die Identität der Subjektkulturen entsteht, wenn Differenzen zu einem anderen gezeichnet werden. Die hybriden Eigenschaften können sich ambivalent zueinander verhalten. Distinktionsartige Unterscheidungen ermöglichen zunächst die Verfestigung von Subjektformen, jedoch können sie sich durch negative Zuschreibungen auch gegenseitig destabilisieren. Diese entstandene Ambivalenz führt dazu, dass Eigenschaften des Außen als Basis des Eigensinns verstanden werden (vgl. Reckwitz 2012a: 84 f.). So hat sich das Bürgertum von den Eigenschaften der Adelskultur distanziert, obwohl zugleich das Aristokratische als Ideal beibehalten wurde. Dieser Widerspruch führte dann zur Fragilität des Bürgertums (vgl. Reckwitz 2012a: 85).

Nach Reckwitz' Verständnis generiert sich Identität also durch interaktive Differenzierung zueinander, welche sich somit als be- und abgrenzende Rahmung auszeichnet.

⁴⁵ Siehe Abschnitt 1.1.

Das romantische und das bürgerliche Subjektmodell

Die beiden Subjektmodelle werden als Quell des spätmodernen Subjektes dargestellt, denn es handelt sich hierbei um eine gewachsene Konstellation der klassischen Kulturen. Sie vermitteln zudem ein Verständnis für ihre Genese und für die Ursachen der aktuellen Identitätsformationen.

Das „romantische Subjekt“ formuliert sich über die wahrnehmungsbezogene Erfassung der Außenwelt, wobei die gewonnenen Eindrücke im Inneren reflektiert werden und ein Erleben von Individualität möglich wird. Wenn, im umgekehrten Sinne, das Handeln von innen nach außen künstlerisch-kreativ wirkt, stellt es sich dem Zwecke innerer Erfüllung dar (vgl. Reckwitz 2012a: 232). Das Selbst entfaltet sich über die Wahrnehmung seines ästhetischen Sinnes und stellt Individualität her. Auch die zeitliche Ebene der Subjekte gestaltet sich derart: Während das Bürgerliche in routinisierten, zyklischen und dennoch sich konsequent entwickelnden biografischen Verläufen lebt, orientiert sich das Romantische an der Wahrnehmung der sich ablösenden Momente, was Diskontinuität erzeugt (vgl. Reckwitz 2012a: 233 f.). Reckwitz beschreibt dieses Subjektmodell folgendermaßen:

„Der Romantiker sucht die Identität seiner Individualität, will seinen Kern auch gegen Widerstände entfalten, aber diese ‚authentische‘ Identität scheint sich durch die Temporalisierung des Ichs, die Diskontinuität zwischen den ganz verschiedenartigen Akten, die das Subjekt ausmachen, immer wieder aufzulösen.“ (Reckwitz 2012a: 235).

Dem romantischen Subjekt ist demnach immanent, in einer zeitlichen Abfolge phasenweise stabile Zustände zu produzieren und somit auch stabile Identitäten zu erzeugen. Zugleich kann es sich auf unterschiedlichen Ebenen bewegen und sich damit identifizieren. Identität hat nach dieser Ausführung einen Kern und durch das Zitat wird eine der Forschungsfragen dieser Dissertation nuanciert: Lösen sich Identitäten auf, weil sie einen temporären Charakter besitzen oder werden diese durch einen Kern zusammengehalten? Wie verhält sich dies im Speziellen im Hinblick auf Arbeits- und Berufsidentitäten?

Der Autor verdeutlicht zunächst einmal eine Konstruktionsarbeit des Ichs, welche zwar seine Fixation anstrebt, jedoch die Vermeidung der Selbstlimitation zur Folge hat (vgl. Reckwitz 2012a: 235 f.). Diese Temporalität kann als Keim für die Diskontinuität von Biografien verstanden werden, die dem Streben nach der Erfahrung eines erfüllten Lebens Rechnung trägt.

Für die *bürgerliche Subjektkultur* hingegen war zunächst diejenige Distinktion prägend, die sich von der aristokratischen Kultur abgrenzen wollte. Dennoch galt sie zudem als eine Distanzierung vom Proletariat und den Kolonialvölkern (vgl. Reckwitz 2012a: 243). Das, was als Anstand charakterisiert wird, wird durch eine gut situierte Kommunikation sowie durch

die Beherrschung des Körpers als Ausdruck von Kultiviertheit codiert. Ersteres wird durch die männlich konnotierte Arbeitswelt und zweiteres wird durch die weiblich aufgeladene Sphäre der Familie repräsentiert. Die Familie schließt das Intime mit ein und wirkt kompensierend in Bezug auf die Arbeitswelt. Der Kunst kommt innerhalb der bürgerlichen Subjektkultur eine schillernde Rolle zu, denn sie galt als Raum für die Legitimation von Emotionalität sowie als Ausdruck von Kultur (vgl. Reckwitz 2012a: 243).

Aus diesem Blickwinkel galten Künstler als spezielle Randfiguren, die durch ihre ambigen Eigenschaften und die experimentalistische Lebensweise einen Gegenentwurf zum Bürgerlichen darstellten und mit Staunen und Verehrung bedacht wurden, was in einer Art Idealisierung und Glorifizierung mündete. Diese wiederum führte zu dem Begehren, selbst solch einem Ideal zu entsprechen, weil der bürgerliche Habitus einen solche experimentierfreudige, an Ästhetik orientierte Mentalität verwerte und einer zweckrationalen und normenkonformen Praxis entsprach (vgl. Reckwitz 2016: 188).

Die beiden Subjektmodelle erscheinen als gegenläufig, doch sind sie beide ein Bestandteil der bürgerlichen Moderne. Hier steht die Diskontinuität der Kontinuität, die Wechselhaftigkeit der Stabilität sowie die ästhetische der zweckrationalen Praxis gegenüber.

Die erste Setzung des Kapitels, nämlich die Pole des zweckrationalen und ästhetischen Handlungsmodus einer Gesellschaft⁴⁶, lässt sich auf das bürgerliche und das romantische Subjektmodell übertragen, sodass eine solche Zuordnung der Identitäten denkbar wird.

Das postromantische und das postbürgerliche Subjektmodell

Die bürgerliche Moderne transformierte sich im 20. Jahrhundert zur organisierten Moderne, wobei diese Subjektkultur die Technologie und die Sozialität in den Vordergrund hebt (vgl. Reckwitz 2012a: 283). Industrielle Organisationen werden durch wissenschaftlich fundierte Managementlehren⁴⁷ editiert. Die radikalästhetisch geprägten Gegenkulturen entwerfen eine ‚Avantgarde‘, welche die bürgerlichen Mentalitäten durch Grenzüberschreitungen überwinden sollen (vgl. Reckwitz 2012a: 275 f.). Die Bewegung der Avantgarde dekliniert das moderne bürgerliche Subjektmodell zu ihrer moralischen Überwindung neu und sie zeigt sich in der Idealisierung der Wechselhaftigkeit und Selbstentwicklung sowie in Experimenten mit solchen technischen und medialen Möglichkeiten, die in dekadenten ästhetischen Überformungen münden. Jener, aus dem romantischen Subjektmodell entstandene, ästhetische

⁴⁶ Siehe Abschnitt 1.1.

⁴⁷ Siehe hierzu den Ansatz der verwissenschaftlichen Betriebsführung von Frederic Taylor (2005 [1911]), der als Ursprung innovativer Managementlehren der industriellen Fertigung zu Beginn des 20. Jahrhunderts angesehen wird.

Typus, geht über das Künstlerische hinaus, denn die Avantgarde wirkt transformierend. Über den Weg der organisierten Moderne transformiert sich das ästhetische Subjekt und vergegenwärtigt sich in einer postmodernistischen Form der „*counter culture*“ der 1960er und 1970er Jahre (vgl. Reckwitz 2012a: 280 ff.).

So, wie sich das ästhetische, „post-romantische Subjektmodell“ in der Avantgarde ausdrückt, hat sich auch ein rationales Subjektmodell etabliert, welches auf der nachbürgerlichen Kultur fußt. Als Ausformung der zweiten industriellen Revolution orientiert es sich an den technokratischen Management-Lehren und Ingenieurwissenschaften zur Herstellung von Effizienz (vgl. Reckwitz 2012a: 336 ff.). Die Loyalität zur Organisation bewirkt vor allem die Herausbildung eines Ideals langfristiger Zugehörigkeit, die sich bis hin zur vollumfänglichen Arbeitsbiografie⁴⁸ umschreiben lässt (vgl. Reckwitz 2012a: 348).

Mit dem avantgardistischen Einfluss und den damit einhergehenden Irritationen hat sich ein rationales Subjektmodell mit der Konnotation eines Gegenentwurfes entwickelt, welches die angewandten wissenschaftlichen Erkenntnisse inkorporiert hat. Bedingt durch den auch in diesem Zeitabschnitt determinierenden Innovationszwang wird dem Subjekt die Offenheit für weitere Entwicklungen und Wandlungsprozesse abgefordert.

Das Angestelltensubjekt

Diese Abforderung von mehr Offenheit sowie die zunehmende Kaufkraft und Bildung der Bevölkerung regen einen Subjekttypus an, der sich vollends in Organisationen integriert und qualifiziert. Die „Logik des Allgemeinen“ ist hierbei der treibende Kern des wirtschaftlichen Lebens.

Allerdings wurde auch über die Arbeitssphäre hinaus das soziale Leben im Allgemeinen organisational betont, wofür sich das generalisierte „Angestelltensubjekt“ (Reckwitz 2012a: 283). als adaptionsfähiger Typus konstituiert (vgl. Reckwitz 2012a: 283). Ein erfolgsorientierter Karriereverlauf im Sinne einer gelungenen Berufsbiografie wird standardisiert angestrebt, wobei das Arbeitshandeln als weitestgehend autonom angesehen wird. Hierarchien bieten Aufstiegschancen, welche mit gleichzeitigem sozialem Aufstieg und steigenden Gehältern verknüpft sind. Zunächst ist das Angestelltensubjekt nicht den unternehmerischen Risiken ausgesetzt und die Verläufe sind planbar, jedoch bildet sich seine Reputation durch

⁴⁸ Die Ausführung ist vermutlich Teil der Kernproblematik gesellschaftlicher Erwartung von Kontinuität der Arbeits- und Berufsbiografien und steht im Gegensatz zu dem diskontinuierlich geprägten romantischen Subjekttypus.

die Bewertung durch Andere. In der organisierten Moderne stellen Qualifikationen eine wesentliche Variable dar, welche dem Code technischer Effizienz und dem bürgerlichen Ethos der Leistung folgen (vgl. Reckwitz 2012a: 350).

Im Grunde konzentriert sich das Angestelltensubjekt innerhalb des Sozialen auf sein „impression management“⁴⁹, wodurch ein möglichst positives Fremdbild erzeugt werden soll. Im Unterschied zum klassisch bürgerlichen Typus, kann sich das nachbürgerliche Angestelltensubjekt nun in keine Schutzräume mehr zurückziehen, die auf innere Werte, Bildung oder Selbstdisziplin bauen (vgl. Reckwitz 2012a: 416). Emotionalität wird fortan tabuisiert, wobei jegliche Gefühlsregungen als Peinlichkeitsmomente bewertet werden. Anstelle der Äußerung von Emotionen tritt nun die Performanz als reproduzierbare Äußerung personaler Kompetenz in den Vordergrund (vgl. Reckwitz 2012a: 416 f.). Darüber hinaus bieten die industriell gefertigten, in Massen produzierten und konsumierbaren Medien, wie beispielsweise der Film, die Möglichkeit ihrer Nutzung als soziale Folien. Damit besteht die Verheißung, Identität als gestaltungsfähiges Produkt zu kultivieren (vgl. Reckwitz 2012a: 381 f.). Folgt man dieser Argumentation, gilt das Angestelltensubjekt als klar definiertes hybrides und funktionales Subjektmodell, welches den ökonomischen Entwicklungen Rechnung trägt.

Das Kreativsubjekt

Mit der Transformation von der industriellen Moderne hin zur Postmoderne hybridisieren sich die Subjektmodelle erneut. Einen wesentlichen Anteil daran trägt der Übergang in die postfordistische Epoche in den 1970er Jahren. Die Avantgarde integriert sich ab den 1960er Jahren und fungiert als Initiator der counter culture, welche sich an der postmodernen Kunst orientiert (vgl. Reckwitz 2012a: 441 f.). Daraus tritt ein neuer Subjekttypus hervor: nämlich das „konsumtorische Kreativsubjekt“ (Reckwitz 2012a: 442). Es unterscheidet sich von den anderen Subjekttypen durch die politische Forderung des Kreativen hinsichtlich entfaltender Lebensführung, wobei insbesondere der Konsum eine Ästhetisierung erfährt. Nicht nur künstlerische Mentalitäten werden eingewoben, sondern es werden auch Elemente, wie die Selbstregulation aus der Angestelltenkultur, integriert (vgl. Reckwitz 2012a: 442 f.). Dabei ist die Disposition zur Auflösung von Grenzen sowie die Fähigkeit zur ästhetischen Sensibilität tragend (vgl. Reckwitz 2012a: 473).

⁴⁹ Das „impression management“ wird von Erving Goffman beschrieben, das im Deutschen mit „Ausdrucks-kontrolle“ (Goffman 2019: 48). übersetzt wird.

Die Epoche des Postfordismus erhebt an die Organisationen sowie an das Arbeitssubjekt den radikalen Anspruch der Flexibilität und Innovativität. Dies schlägt sich in neuen Produktionsverfahren und Arbeitsmethoden nieder, wobei hier insbesondere die Projektförmigkeit dominiert. Als Kombination aus dem Ästhetischen und dem Ökonomischen prägt es sich zum einen unternehmerisch aus. Zum anderen antizipiert das Kreativsubjekt eine innovative Haltung, welche den Ansprüchen eines überaus dynamisierten Marktes gerecht wird (vgl. Reckwitz 2012a: 500). Richtschnur ist hierbei das Ideal der künstlerischen Praxis, die unter anderem eine Wandlung der Arbeitsidentitäten zur Folge hat (vgl. Reckwitz 2012a: 501).

Die Künstlerkreise, welche sich einst gegenüber anderen gesellschaftlichen Bereichen distinktierten, werden nun zu Agitatoren einer erweiterten Ästhetisierung, die sich über das Kunstfeld hinaus bewegt und jegliche Alltagswelten zu integrieren vermag (vgl. Reckwitz 2012a: 468 ff.).⁵⁰ Die Figur des Künstlers entwickelt sich zu einem pauschalen ästhetischen Subjektmodell, welches Anregungen für die Transformation des zweckbezogenen Handelns zur kreativen Gestaltung setzt (vgl. Reckwitz 2021: 158).⁵¹

Dem „Kreativsubjekt“, das Fragmente des postromantischen-avantgardistischen sowie nachbürgerlichen Subjektes in sich trägt, schreibt Reckwitz (2012a) eine Fragilität zu. So befindet es sich in einem stetigen Spannungsfeld, denn das experimentelle grenzüberschreitende Element und der Selbstentfaltungsanspruch stehen dem Anspruch der Selbstregulation und -optimierung gegenüber. Verschärfend dynamisiert sich die berufliche Instabilität dahingehend, dass sich die Wahrnehmung von mannigfaltigen Handlungsoptionen mit der Imagination stetiger Erweiterung und Verbesserung verbindet und somit dem Erleben von Sicherheit und Befriedigung widerspricht (vgl. Reckwitz 2012a: 611).

Sowohl in beruflicher Hinsicht als auch auf das Privatleben bezogen, betreibt dieser Subjekttypus eine biografische Projektierung, welche die eigenen Ressourcen akkumulieren

⁵⁰ Auch auf der Ebene des Subjektes kann das Kunstfeld als zentrifugal beschrieben werden, bei der jedwede Lebensbereiche der Kreativität geöffnet und von ihr eingefärbt werden (vgl. Reckwitz 2012b: 115-132). Ein Beispiel bietet hierbei auch der Künstler Joseph Beuys, der in den 1960ern bis 1980ern jeden Menschen zum Künstler erhebt und Kreativität als generelle Kompetenz eines jeden Individuums herausstellt (vgl. Beuys/Rappmann 1992).

⁵¹ Dieser Gesichtspunkt ist aus klassischer Sicht diskutabel, denn kunstmarktbezogene Künstler, denen ein puristisches Verständnis des Kunstschaffens innewohnt, distinguieren sich weiterhin von anderen Kreativen. Ein literarischer Bezug hierbei findet sich bei Bourdieu (2012 [1982]: 441 f.).

soll. Demnach sind die einzelnen Teilabschnitte zeitlich begrenzt und eine *gezielte Diskontinuität* wird lebensstilistisch bezeichnend (vgl. Reckwitz 2012a: 612).⁵²

Diese Eigenschaften, unter anderem auch die der Projektierung des Lebens, überträgt Reckwitz (2017) auf das singularistisch geprägte Subjekt, welches der „Logik des Besonderen“ folgt. Nachvollziehbar gipfeln solche eigenkomplexen Gebilde in unverwechselbare biographische Gestalten, welche maßgebliche Differenzen zu den Typiken der Lebensläufe innerhalb der organisierten Moderne aufweisen.

Die dargelegte Transformation des Arbeitssubjekts zeigt auf, dass sie epochalen kulturellen Einflüssen mit unterschiedlichen Modellvariationen unterliegt. Sowohl das romantische als auch das bürgerliche Subjektmodell münden über die gesellschaftlichen Auseinandersetzungen innerhalb der industriellen Revolutionen und Distinktionsbestrebungen hinaus in dem Typus des Kreativsubjekts und bilden somit ein Hybrid. Das stabile Gerüst der Lebensführung, das noch innerhalb der nachbürgerlichen Form, wie dem Angestelltensubjekt, in Erscheinung tritt, wird aufgebrochen. Es adaptiert sich nach neoliberalistischer Forderung zu einem flexiblen, projektförmigen Lebensentwurf. Bezeichnend für die Erfahrung von Ästhetik wird eine Mentalität des Erlebens des Momentes, welche sich auf die gesamte Lebensgestaltung auswirkt. Die Diskontinuität von Biografien kann mit den temporären Adaptionen der dynamisierten Bedingungen in Verbindung gebracht werden, wobei sie sich jedoch ursprünglich aus dem romantischen Subjekt heraus etabliert hat. Hierbei wäre die Sichtweise, das Arbeitssubjekt unterliege einzig den wirtschaftspolitischen Bedingungen, nicht weit genug gefasst. Auch das Subjekt an sich agiert und produziert instabile, dekonstruierte Verläufe. Diskontinuität ist ihm somit immanent und durch die Praxis wird das Arbeitssubjekt

⁵² In Verbindung mit der zeitlichen Ebene lässt sich eine biografische Betrachtungsweise herausarbeiten, die durch die Individualität eine konkrete Untersuchung am Fall notwendig macht. Bei der empirischen Untersuchung wird daher eine Methode notwendig sein, die eine fallspezifische und feingliedrige Analyse ermöglicht.

Einflussfaktor neoliberalistischer, innovationsgeleiteter Dynamik⁵³ in der Arbeitswelt. Hierbei lässt sich das *(selbst-)innovierende Subjekt*⁵⁴ herausstellen, welches die temporären Gegebenheiten der Märkte in sich aufzunehmen und sich und seine Umwelt entsprechend neu zu kreieren vermag.

1.6 Lebensführungstechniken des spätmodernen Subjekts

Die bereits beschriebene Mittelklasse neuen Typs mit akademischem Hintergrund, welche die einst nicht akademische, industriell geprägte Mittelklasse ablöst, repräsentiert durch ihre Lebensart die Gesellschaft der Singularitäten (vgl. Reckwitz 2017: 274). Vertreter dieser Gruppe sind oft innerhalb des Spektrums der ‚creative industries‘ berufstätig. Dazu gehören beispielsweise das gesamtkünstlerische Feld (inklusive Design) sowie Medien oder Marketing (vgl. Reckwitz 2017: 275). Hierbei werden Eigenschaften erwartet, die als Erfolgsgarant stilisiert werden: „Authentizität, Selbstverwirklichung, kulturelle Offenheit und Diversität, Lebensqualität und Kreativität sind Parameter dieses Lebensstils [...]“ (Reckwitz 2017: 275).

Diesen Erwartungen kann nicht jedes Individuum entsprechen, da einer solchen Lebensweise ein Distinktionsmerkmal innewohnt, welches „Kraftproben“ (Boltanski/Chiapello 2006: 311) impliziert und entsprechende Zeitkontingente voraussetzt.

So kommt Reckwitz zu dem Schluss, dass sich eine neue Klassengesellschaft konstituiert, welche sich über das ökonomische Kapital hinaus auch über das Kulturelle definiert (vgl. Reckwitz 2017: 275 ff.).

Reckwitz (2017; 2012a; 2012b) verweist unter anderem auch auf Gerhard Schulze, welcher „Die Erlebnisgesellschaft“ (1993) rezipiert und damit auch eine pluralisierende Wirkung unterschiedlicher Lebensstile der Milieus beschreibt, die eine präsingularistische Kultur im Sinne der Ästhetisierung jeglicher Lebensbereiche verdeutlicht (vgl. Schulze 1993).

⁵³ Hierbei wird auf den Begriff „dynamische Stabilisierung“ (Rosa 2019: 40; Reckwitz/Rosa 2021: 185) verwiesen, mit dem Hartmut Rosa der Steigerungslogik auch den Faktor der gesellschaftlichen „Beschleunigung“ zuteilt. Somit wird es zur gesellschaftsstabilisierenden Bedingung, beispielsweise Innovationszyklen zu raffen und die Produktivität zugunsten des Wirtschaftswachstums zu steigern (vgl. Reckwitz/Rosa 2021: 185 ff.).

⁵⁴ Diese gesteigerte marktspezifische Begrifflichkeit lässt sich mit dem „sozialen Regime des Neuen“ (Reckwitz/Rosa 2021: 118) begründen, das alle Epochen der Moderne klammert. Zwar wird durch die Entfaltung des Kreativitätsdispositivs der Spätmoderne das „kulturell-ästhetisch Neue“ (Reckwitz/Rosa 2021: 118) zugeschrieben. Jedoch ist dabei nicht zu verhehlen, dass zugleich weiterhin die Forderung der Innovationen als Triebfeder der Märkte besteht und diese sich als Kern ökonomischen Handelns auf das singularistisch geprägte Subjekt übertragen hat.

Im Gegensatz hierzu wurde Bildung der Mittelschicht der industriellen Moderne auf Normalisierung ausgerichtet, wobei die Ressourcen standardisiert wurden, welche sich an der Angemessenheit von Konsum und dem angestrebten Lebensstil orientierten (vgl. Reckwitz 2017: 277).⁵⁵

In der Spätmoderne pervertiert sich diese Normalitätslogik, was sich letztendlich auch auf die Lebensführungstechniken niederschlägt. Reckwitz (2017; 2019) beschreibt die Gesellschaft als polarisiert, die scherenartig in eine „Akademikerklasse“ und eine „neue Unterklasse“ auseinanderdriftet. Pointiert erhält das kulturelle Kapital mit einhergehender entsprechender Bildung⁵⁶ eine zentrale Bedeutung (vgl. Reckwitz 2017: 280).

Die beschriebene Differenzierung entwickelte sich dergestalt, als dass die akademisch geprägte Klasse einen Aufstieg erfuhr, während der Teil der Mittelschicht ohne akademischen Hintergrund einen Abstieg zu verzeichnen hatte. Wenngleich sich dies vorrangig in der ökonomischen Komponente der Lebensführung äußerte, kann auch als Äquivalent von einem allgemeinen kulturellen Auf- beziehungsweise Niedergang gesprochen werden (vgl. Reckwitz 2017: 282 f.). Auf diese Weise wird eine vertikal gegliederte Gesellschaftsstruktur neu definiert, ohne dass sie sich durch die Beschreibung von Milieus bei Schulze (1993) mit einem solchen Anspruch auffächert. Jedoch sind diese, so die empirischen Ergebnisse, an soziale Schichten gebunden (vgl. Schulze 1993).

Doch neben der Dimension der Bildung ist auch eine zweite entscheidend, nämlich die der Lebensführung und seiner Kulturalisierung. Hierzu bedarf es einer kosmopolitischen Haltung, wobei das Alltägliche in ästhetisierter Manier in Erscheinung tritt. Kontrastierend hierzu verhält sich das Prekariat, das seine Handlungsweisen auf das Lösen von Alltagsproblemen und das Decken von Grundbedarfen ausrichtet (vgl. Reckwitz 2017: 283). Hinsicht-

⁵⁵ Im Produktdesign finden sich hierfür Beispiele, wie die Postulate des „Deutschen Werkbund“ und des „Bauhaus“, deren Ästhetik von Gebrauchsgegenständen des täglichen Bedarfs sich auch an Schichten außerhalb des bürgerlichen Spektrums richtet und somit einer Differenzierung von Klassen entgegengewirkt wurde (vgl. Bühler u.a. 2019: 44-50).

⁵⁶ Fraglich ist hierbei, wie der Autor die Verbindung zwischen dem hohen geforderten Bildungsstand inklusive formeller Qualifikationen und dem Umstand herstellt, dass die Bedeutung der formellen Qualifikationen in den Hintergrund geraten sein soll: Auf der Ebene des Arbeitssubjektes seien die informellen Kompetenzen mit einer einhergehenden Eigenkomplexität und die erbrachte Performanz mittlerweile bedeutender. Alles in Allem sei die positive Valorisierung der Ergebnisse durch das Publikum entscheidend (siehe Abschn. 1.4). Die formellen Qualifikationen, wie auch ein Studium, unterliegen jedoch nach wie vor einer quantifizierten Bewertung mit standardisierten Verfahren, die den Zutritt zur „neuen Mittelklasse“ beziehungsweise „Akademikerklasse“ ebenen sollen. Diese beiden Darstellungen erscheinen als gegenläufig.

lich der Valorisierung wird die Lebensgestaltung der „neuen Mittelklasse“ als wertvoll erachtet, während die der „Unterklasse“ eine Entwertung erfährt. Hierbei spricht Reckwitz von einer Kulturalisierung, die sich negativ ausprägt (vgl. Reckwitz 2017: 284).

Die singularistische Lebensgestaltung trat ab den 1970er Jahren mit der Forderung nach Selbstverwirklichung und -entfaltung allerdings erst allmählich in den Vordergrund. Damit einhergehend keimten Postulate der Kreativität und der Besonderheit von Individuen und deren Artefakten auf.⁵⁷ Die Singularität von Individuen und Objekten werden somit als Korrelat zur Authentizität empfunden, womit der Wert des Authentischen und der Kreativität als gleichrangig verstanden werden (vgl. Reckwitz 2017: 286). Der einstige Antagonismus zwischen Bürgerlichkeit und gelebter Romantik synthetisiert sich und heftet sich an die „neue Mittelklasse“, welche die Umsetzung der Selbstverwirklichung als Kern der Arbeit am Selbst fordert (vgl. Reckwitz 2017: 286).

Die Lebensführungstechniken des spätmodernen Subjektes hängen nach dieser Darstellungsweise von der Klassenzuordnung ab, wobei die „neue Mittelklasse“ den singularistisch geprägten Lebensstil als Ideal definiert und sich jener der unteren Klasse auf den wesentlichen Erhalt von Ressourcen beschränkt. Zudem geht seine Entwicklung mit der Genese des spätmodernen Subjektmodells einher, indem der romantische und der bürgerliche Lebensstil miteinander verschmelzen. Der Anspruch der Selbstverwirklichung, welcher zugleich mit der Selbstregulation verbunden ist, entspricht demnach nicht nur der Arbeit am Selbst, sondern er projiziert sich auch auf Objekte, welche als prestigeträchtige Symbole von Nutzen sind und das vorhandene „kulturelle Kapital“ (Bourdieu 1983: 185) akzentuieren. Dabei ergibt sich die Frage, wie das Subjekt diese Arbeit am Selbst mit den Kulturkapitalformen arrangiert und harmonisiert.

1.6.1 Subjekte als Lebenskuratoren

Das lebensstilistische Arrangement von Formationen bewirkt einen Anspruch der stetigen Selbstorganisation des Subjektes in der Manier einer Ausstellungsgestaltung, die eine attraktive Repräsentation des Selbst garantiert. Im Folgenden gehe ich auf die Bedeutung dieser Form von Selbstarrangement ein.

⁵⁷ Boltanski/Chiapello führen mit der „Künstlerkritik“ den Wunsch der Bevölkerung der späten 1960er an, das Leben kreativ gestalten zu können, was zu Zeiten des Fordismus durch die technokratische Lebensführung kaum möglich war (vgl. Boltanski/Chiapello 2006: 81 ff.). Exemplarisch gewann Joseph Beuys im beschriebenen Zeitraum mit seinem Postulat „Jeder Mensch ist ein Künstler“ (Beuys 1992) nicht nur an Aufmerksamkeit und Akzeptanz, sondern so wurde diese Haltung zum gesellschaftlichen Grundtenor.

Die künstlerische Haltung, welche das Schaffen im Zentrum des Handelns sieht, bleibt das Gestaltungsideal des Lebens in der modernen Zeit. In der Praxis allerdings kommt das singularistisch geprägte Subjekt der neuen Mittelklasse eher einer weiteren Rolle des Kunstbetriebes gleich: nämlich der des ‚Kurators‘. Die Lebenskuration wird so zu einem Produkt des Zusammenfügens bereits bestehender Objekte und Methoden der Lebensführung (vgl. Reckwitz 2017: 295).

Lebenskuratoren transferieren das bereits Vorhandene, welches sie aus ihren Netzwerken schöpfen. Es kommt auf das Geschick an, Dinge entsprechend zu priorisieren und durch ihre kreative Verwandlung schlüssig einzubetten. So versteht es das Subjekt, eine eigene vielfältige Kunstform der Lebensfiguration zu entfalten (vgl. Reckwitz 2017: 295). Durch dieses Arrangement werden die einzelnen Aktivitäten als *Leben* gerahmt. Funktional verschränken sich das Probieren und das Organisieren zur Kurationsleistung (vgl. Reckwitz 2017: 296).

Im Gegensatz zu einem rein konsumistischen Lebensstil, bei dem das Handeln einzig auf die Priorisierung von Objekten ausgerichtet ist, besteht nun der Anspruch, die Dinge umzubilden und mit anderen Objekten zu einem stimmigen Bouquet zu verknüpfen: Konsum vergegenwärtigt sich als kokreative Erfahrung (vgl. Hohnsträter 2016 zitiert nach Reckwitz 2017: 297; vgl. Reckwitz 2012b).⁵⁸

So besteht eine augenscheinliche Paradoxie: Das so geartete kreative, konsumierende Subjekt nimmt eine antikonsumistische Haltung ein und kritisiert sogar den „Kommerz“ – anderenfalls würde es als fragwürdig oder drittklassig valorisiert werden. Das Kreativsubjekt konstituiert sich neben der Kurationsambition dadurch, dass es den Erwerbsprozess als Aktivität hervorhebt, während sich der reine Konsum eines Verbrauchers passiv gestaltet (vgl. Savage 2015: 121 ff. zitiert nach Reckwitz 2017: 297).

Die Lebenskuration meint demnach die geschickte Auswahl und Organisation von Objekten und Aktivitäten. Ihre Repräsentation gibt das entstandene Arrangement zur Valorisierung frei. Diese Kombination von ohnehin besonderen Entitäten etikettiert die jeweiligen Leben als originell und unterstreicht sie als schlüssige Einheiten.

⁵⁸ Ergänzend hierzu merke ich an, dass nicht nur im Feld der Konsumtion, also am Ende der Wertschöpfungskette, der Anspruch einer kurativen Haltung besteht. Auch nach dem zeitgeistlichen Verständnis des gründenden Unternehmertypus, dem *Entrepreneur*, wird diese Haltung in der Lehrauffassung vermittelt: Die Form der Kreativität prägt sich in der Orchestrierung der Produktionsmittel zu einem Ensemble aus, die der Entrepreneur aus seinen Netzwerken schöpft und somit einen händelbaren Produktionsaufwand erzeugt. Ein absoluter Neuheitsanspruch einer Produktinnovation ist hierbei hintergründig, das (Ko-)Kreative und Besondere drückt sich vielmehr im intelligenten Arrangement der Objekte und Produktionspartner aus (vgl. Faltin 2018).

Auch hier findet sich schlicht das Hybride wieder, das sich aus Fragmenten zusammensetzt. Hybride Objekte und Aktivitäten sind das Ergebnis und zugleich eine Projektion der Praxis des hybriden Subjektes. Eine von Diskontinuitäten gezeichnete Form fügt sich zu einem ästhetischen Ganzen zusammen, welches sich durch Erfahrungen und durch die Symbolik kultureller Gegenstände auflädt. Hierbei formuliert sich die Frage, inwiefern das Subjekt das Selbst nach außen spiegelt und auf diese Weise die Identitätsstruktur vermittelt.

1.6.2 Das Lebensstilpotenzial der Kultur

Der aus der Kuration entstandene Mehrwert gründet sich auf der Erwartung, durch die Aneignung kultureller Werte Kapital zu generieren und zu mehren.

Das Kulturelle gilt als hauptsächliche Ressource für die Umsetzung des angestrebten Lebensstils der „neuen Mittelklasse“. Hierbei ist insbesondere die globale Pointierung der Kultur herauszustellen. So wie ihr das Vergangene immanent ist, wird auch die Modernität in Form des Gegenwärtigen sowie des Zukünftigen auf gleiche Weise von ihr absorbiert (vgl. Reckwitz 2017: 298 f.). Das Subjekt bildet hierfür eine „Switching-Kompetenz“ heraus, die zur Erfassung unterschiedlicher Ausprägungen von Kulturen befähigt. Seine Intention hierbei ist es, in ihr aufzugehen, um das Singuläre und das Authentische zu finden (vgl. Reckwitz 2017: 301). Trotz dieser synthesesegenerierenden Haltung des Subjektes bildet es eine Grenze hin zur gesellschaftlich abgewerteten, der „Unterklasse“ zugeordneten Kultur (vgl. Reckwitz 2017: 302).

Die Fähigkeit des singularistischen Subjektes zur Kuration von kulturellen Elementen oder Fragmenten verschafft demselben nicht nur, so wie vom Autor beschrieben, Ressourcen zur eigenen Legitimation und Selbstverwirklichung. Vor allem verschafft es ihm Distinktionsvorteile – und zwar schon während des Kurationsprozesses. Die einzige Demarkation, nämlich die zur „Unterklasse“, würde implizieren, dass die Subjekte der (nach Reckwitz gedeuteten) unteren Klasse keine dieser Kompetenzen besitzen.

Wenngleich es sich nur um defizitorientierte Zuschreibungen handeln mag, ist dies diskutabel: Das Alltagswissen zeigt auf, dass spiegelbildlich eine ähnliche Logik wie bei der „neuen Mittelklasse“ besteht, auch dann, wenn sie eher pragmatisch und weniger expressiv anmutet. Ohnehin gehen soziologische Denkschulen wie die *Chicago School* von einem kreativen,

wenn auch problemlösungsorientierten Ansatz menschlichen Handelns zur Herstellung von Lebensordnung aus (vgl. Bulmer 1986).⁵⁹

Liegt die Vermutung bei radikal prekären Lebensumständen der Subjekte, generieren notwendige *Improvisationen* zum einen Ressourcen zur Alltagsbewältigung und für die kulturelle Praxis, zum anderen bilden auch sie Besonderheiten heraus. Diese Kreationen stellen ebenfalls Hybride⁶⁰ dar und können als Inspiration für die Kurationen des singularistischen Subjektes verzwecklicht werden.

Somit weicht die von Reckwitz eingezogene Grenze zwischen den benannten sozialen Klassen zumindest in diesem Punkt auf.

1.6.3 Der Statusgewinn und seine Erhaltung

Das über die Lebenskuration gewonnene Kapital mündet in einen Statusgewinn, der über Zeichen und Symbole das Subjekt sozial einordnungsfähig macht. Dabei gilt es, den gewonnenen Status zu erhalten.

Schlussendlich wird der singularistisch orientierte Lebensstil durch die Selbstverwirklichung zisielt, indem die Erwartung der Zielerreichung auch umgesetzt wird. Die Grundlage hierfür bildet das berufliche Tätigsein, das berufliche Identität⁶¹ hervorzubringen vermag. Als Anspruch gilt hierbei einerseits die innere Erfüllung, die durch die Tätigkeit erfahrbar gemacht werden soll. Andererseits ist die soziale Akzeptanz der Erwerbsarbeit von Bedeutung, die letztendlich den kosmopolitischen Lebensstil nährt (vgl. Reckwitz 2017: 303).⁶²

Die Funktionsweise der Investition in den persönlichen Status lässt sich, neben der unternehmerischen Einfärbung des Arbeitshandelns, auf die Folie des Kapitalmodells nach Bourdieu (1983) übertragen und modifizieren (vgl. Reckwitz 2017: 304).

Dabei ergänzt Reckwitz (2017) das herkömmliche Modell um eine Kapitalsorte: nämlich um die des „*psychophysischen Subjektkapitals*“ (Reckwitz 2017: 305). Es bildet die Arbeit am

⁵⁹ Vertreter der Strömung des *Symbolischen Interaktionismus*, wie Georg Herbert Mead und Herbert Blumer, werden der Chicago School zugeordnet. Innerhalb des Identitätsdiskurses (Abschnitt 2.2.2) wird näher auf ersteren Autor eingegangen.

⁶⁰ Dabei sei auf die Metapher des ‚Patchworking‘ hingewiesen, welche innerhalb des Identitätsdiskurses vertiefend im Abschnitt 2.2.3 behandelt wird.

⁶¹ Dieser Verweis zeigt nuancierend auf, dass sich spätmoderne Berufsidentitäten ebenfalls dem Prinzip der Hybridität unterordnen dürften und sich fragmental oder als Synthesen gestalten.

⁶² Fraglich hierbei ist, ob sich diese beiden Komponenten zwingend auf Erwerbstätigkeiten im akademischen Spektrum beschränken.

Selbst ab und ist Basis für eine gelungene Lebensführung, wobei sowohl eine stetige Verbesserung der Funktionen des Körpers sowie die Stabilität der Psyche angestrebt wird. Zudem ist in einer ästhetisierten Gesellschaft auch die Attraktivität⁶³ im Sinne der Außenwirkung des Subjektes ein unverzichtbares Element (vgl. Reckwitz 2017: 305; vgl. Reckwitz 2019: 217 f.). Das Ergebnis der Subsumtion dieser Kapitalsorten gilt als Investitionsgut für den gesellschaftlichen Status, was die Selbstverwirklichung zum Teil der Performanz werden lässt. Allerdings benötigt das Subjekt ein anerkennendes Publikum, um ein Prestige zu erreichen oder gar zu steigern (vgl. Reckwitz 2017: 305). Allen Elementen dieses Modus, die das Subjekt als eine interessante und attraktive, von Mannigfaltigkeit geprägten Persönlichkeit charakterisieren, kann letztendlich ein Singularitätskapitalwert zugeschrieben werden (vgl. Reckwitz 2017: 307).⁶⁴

Mit dem ökonomischen Ausdruck der Statusinvestition wird die Erwartung mitgetragen, dass das generierte Investitionskapital einen gesteigerten Kapitalrückfluss bedingt. Eine soziale Wertsteigerung des Selbst durch den Prestigegewinn findet folglich über die Akkumulation des Singularitätskapitals statt.

Rückschließend auf die arbeitsweltliche Dimension des Subjektes wird die Statusinvestition vermutlich zu einem Prozess, der jegliche Lebensbereiche inkludiert und somit ihre Grenzen untereinander aufweicht. Zugleich komplettiert respektive konstituiert sich dieses hybride Konglomerat aus den Erfahrungen, den Qualifikationen, dem materiellen Besitz sowie dem sozialen Umfeld zu einer beruflichen *Identitäts- und Kompetenzklaviatur*, die das Subjekt nun anhand seiner Geschicklichkeit bedienen können soll, um in der Lage zu sein, das gewonnene Singularitätskapital reinvestieren⁶⁵ zu können.

⁶³ Aus arbeitsmarktlischer Betrachtung und als Zuspitzung des Attraktivitätsbegriffes eignen sich die Ausarbeitungen von Dana Kaplan und Eva Illouz (2021): Das „Neoliberale sexuelle Kapital“ generiert sich über die Verbesserung der erotischen Attraktivität und das sexuelle Erleben. Das auf diese Weise unterstützte Selbstwertgefühl dient als Investitionsgut zur Erweiterung beruflicher Optionen und Perspektiven (vgl. Kaplan/Illouz 2021: 82-97). Dabei erweitern die beiden Autorinnen den Begriff „Erotisches Kapital“ (Hakim 2010). Diese Dimension der Attraktivität wird von Reckwitz (2017) nicht beleuchtet, ist sie doch durch seine Prägnanz bedeutsam.

⁶⁴ Gerhard Schulze (1993) beschreibt eine von Ästhetisierung geprägte Erlebnisesellschaft und bezieht sich dabei auf die Entwicklungen der 1980er Jahre. Ganz ähnlich wie bei Reckwitz charakterisiert sich das Subjekt durch die Innenkehr und setzt auch den Fokus der Selbstverwirklichung (vgl. Schulze 1993: 34-53).

⁶⁵ Um einen Akkumulationseffekt erzielen zu können, ist die ‚Reinvestition‘ folgerichtig der ‚Investition‘ nachzuschalten, um den kapitalgenerierenden Kreislauf aus Auszahlung – Produktion – Einzahlung aufrecht zu erhalten (vgl. Olfert 2021: 422). Die Berücksichtigung dieser Logik der Weiterverwertung des gewonnenen „Singularitätskapitals“ wird bei Reckwitz zwar vermutlich eine implizite Berücksichtigung finden, jedoch wäre die explizite Darlegung nur konsequent gewesen, um die „Transformationsarbeit“ (Bourdieu 1983) der Kapitalsorte in andere zu verdeutlichen.

1.7 Die spätmoderne (Arbeits-)Gesellschaft im Diskurs

Mit diesem Abschnitt werden weitere Theorien einer Betrachtung unterzogen, die sich speziell um die Thematik der Spätmoderne bewegen beziehungsweise welche sich mit den Ausführungen von Andreas Reckwitz hinsichtlich der Singularisierung kritisch ins Verhältnis setzen lassen und zudem einen diskursiven Bogen aufspannen. Diese Auseinandersetzung erweitert den theoretischen Rahmen des ersten Kapitels – weitere Diskurselemente können bei der späteren Theoriebildung anhand der empirischen Ergebnisse hilfreich sein.

Auf einige Ansätze wird bereits in den Schriften von Reckwitz Bezug genommen. Sie sollten allerdings noch einmal der Singularisierungstheorie gegenübergestellt werden, um eventuelle Kritikpunkte aufzudecken.

1.7.1 Projektbezogenes Arbeitskraftunternehmertum

Zwei Autorenschaften möchte ich anführen, welche im arbeitssoziologischen Kontext stehen und bereits in Reckwitz' (2012b, 2017) Werken benannt werden. Sie lassen sich jedoch auf diese Weise konsequenter diskursiv herausarbeiten und gegenüberstellen.

Arbeitskraftunternehmer

Als spätmoderner Arbeitstypus finden sich die Arbeitssoziologen Hans J. Pongratz und G. Günther Voß mit ihren Ausarbeitungen zum „Arbeitskraftunternehmer“ (Pongratz/Voß 2003) bei Reckwitz (2017) seine dezente Berücksichtigung. So wird zwar auf die erwarteten Unternehmereigenschaften von Arbeitnehmern oder Soloselbstständigen als Leitprinzip eingegangen (vgl. Reckwitz 2017: 181), weniger aber auf die entgrenzenden Effekte subjektivierter Arbeit, welche mit der Projektmäßigkeit und einer ressourcenaufzehrenden Ökonomisierung des Selbst mit dem postfordistischen Anspruch der Flexibilität einhergehen.

Komplementär zum ‚Entrepreneur‘ gewinnt zudem die Figur des organisationsinternen *Intrapreneur*, die durch kreatives Handeln Innovationen schafft und somit eine betriebliche Sonderstellung bezieht, an Bedeutung (vgl. Pongratz/Voß 2003: 20 ff.).

Pongratz (2000) vermutet aus zeitgemäßer Sicht, dass das Arbeitssubjekt einer Biographisierung unterliege. Es besagt, dass die Bedeutung der Erwerbslebensverläufe um die Jahrtausendwende pointiert wurde. Dies begründe sich mit ihrer Fragmentierung durch die Fle-

xibilisierungsanforderungen des Arbeitsmarktes. Da Pongratz die Gestaltbarkeit von biographischen Verläufen für begrenzt hält, stellt er seine These kritisch dem Begriff und der Metapher des *Patchworks* (Keupp 1988)⁶⁶ gegenüber (vgl. Pongratz 2000).

Auf diese grundlegende und epochale *Verschiebung der Bedeutung von Biografien* nimmt Reckwitz keinen spezielleren Bezug, obwohl in seiner Subjekttheorie die Berufsbiografien mit den hybriden, diskontinuierlichen Eigenschaften dominieren. Zudem fehlt ein Angebot, den zweckrationalistischen „Arbeitskraftunternehmer“ in seiner Rolle des innerorganisationalen Intrapreneur als Innovationstreiber in seinem Rahmen näher zu untersuchen. Ein Vorschlag wäre es deshalb, ihn als Typus der „Normalisierungsarbeit“, auch in zeitdiagnostischer Hinsicht, dem singularistischen Arbeitsfeld zugehörigen „Kreativsubjekt“ gegenüberzustellen.

Projektbasierte Polis

Weiterhin bezieht sich Reckwitz (2012b; 2017) an mehreren Textstellen auf den Beitrag von Luc Boltanski und Eve Chiapello (2006). Dabei hebt er die Projektbezogenheit als Charakteristik des zeitgenössischen Kapitalismus nach der Jahrtausendwende in jedweden gesellschaftlichen Feldern der Bildung, Arbeit oder Kultur hervor (vgl. Reckwitz 2017: 192; vgl. Boltanski/Chiapello 2006: 152-176). Grundsätzlich wirken Projekte netzwerkerweiternd, führen sie doch auch entgrenzende Effekte mit sich, die sich durch die „Projektbasierte Polis“ (Boltanski/Chiapello 2006: 152), einem entsprechenden Regelwerk, und den damit verbundenen Legitimationsanstrengungen erklären lassen. So kommen denjenigen Subjekten Distinktionsvorteile zu, denen entsprechende Ressourcen zur Befolgung der Gesetzmäßigkeiten der Polis zur Verfügung stehen (vgl. Boltanski/Chiapello 2006: 209 f., 147 ff.). Die Figuren des Künstlers und des Gelehrten werden durch ihre kreativen und sozialen Kompetenzen zum Ideal des Netzwerkers erhoben (vgl. Boltanski/Chiapello 2006: 209 f., 147 ff.).

Auffallend ist die allgemeine Bezeichnung des Künstlers und des Gelehrten, ohne besondere Sparten mit den Fachspezifika hervorzuheben, denn hierbei bestehen unterschiedliche Mentalitäten.

Vergleich und Kritik

Gemein haben die Theorien von Pongratz und Voß (2003) sowie von Boltanski und Chiapello (2006) vordergründig, dass sie sich von den Praxen des Fordismus distanzieren und

⁶⁶ Mit dem Begriff der „Patchwork-Biografie“ und der damit einhergehenden „Patchwork-Identität“ nach Keupp u.a. (2013) werde ich mich im Reflexionsbogen II in Abschnitt 2.2.3 auseinandersetzen.

die des Postfordismus akzentuieren. Zudem weisen sie Parallelen auf, welche sich in den Entgrenzungseffekten von Projekt- und Netzwerkarbeit wiederfinden. Die Kreativitäts- und Flexibilitätsabforderungen wurden von beiden Autorenschaften weit vor Reckwitz' Ausarbeitungen erkannt. Der „Arbeitskraftunternehmer“ wird zu einem spätmodernen Arbeitssubjekt, in welches sich eine entsprechend autonome und innovative Grundhaltung hineinprojizieren lässt.

Jedoch ist die Figur des „Arbeitskraftunternehmers“ von einem grundsätzlich (zweck- und selbstrationalisierenden Charakter (vgl. Pongratz/Voß 2003: 24) und weniger von einem ästhetisierten Wesen geprägt.

Boltanski und Chiapello verweisen sogar darauf, dass innerhalb der Projektwelt durch den enormen Zeitaufwand des Wirkens der Subjekte ihre individuelle Entwicklung gehemmt wird, denn die Sozialität steht dafür im Vordergrund (vgl. Boltanski/Chiapello 2006: 154, 157, 159 f.). Gelehrte und Künstler werden aufgrund ihrer Sozialkompetenzen zu Leitfiguren erhoben, wobei auch die Fähigkeit zur Intuition bei der Kommunikation auf positive Resonanz stößt (vgl. Boltanski/Chiapello 2006: 162).

Nach der Logik des Singulären, was als Superlativ des Individuellen seinen Ausdruck findet, ist das kreative Arbeitssubjekt innerhalb der Projekt- und Netzwerkarbeit dazu angehalten, sein eigenkomplexes Selbst vor Publikum im Sinne der Performanz zu inszenieren, strebt es doch nach einer möglichst positiven Valorisierung durch eine klar wahrnehmbare Selbstverwirklichung. Bedingt durch das kompetitive Verhältnis der Subjekte zueinander unterscheidet sich die „Logik des Singulären“ von der der „projektbasierten Polis“. Dennoch spielt die Figur des Künstlers bei beiden Theorien eine zentrale Rolle.

Augenscheinlich widersprechen sich die einzelnen Modelle, die Reckwitz (2017) auf einer abstrakten, generalisierten Ebene zu einem Nenner zusammenzuführen sucht. Bei näherer Betrachtung fällt jedoch auf, dass hier eine Abstufung der Künstlerpräsenz vorliegt: Beim „Arbeitskraftunternehmer“ von Pongratz und Voß (2003) findet die Leitfigur des Künstlers keine Erwähnung, sondern hierbei ist das Muster der Selbstrationalisierung entscheidend. Im Vergleich hierzu wirkt das soziale Verhalten der Künstlerfigur neben der Figur des Gelehrten bei Boltanski und Chiapello (2006) als ideales Orientierungsmuster. Bei Reckwitz (2017; 2012a) ist das „Kreativsubjekt“ zugleich Künstler und Kurator hybrider Fragmente mit unternehmerischen Kompetenzen.

Diese Abstufung lässt sich auf einer Zeitachse darstellen, wobei seit der Jahrtausendwende eine Veränderung und steigende Bedeutung des Künstlers und seines gesellschaftlichen Status deutlich wird. Folglich hat sich bei Reckwitz (2012b; 2017; 2019) die Rolle des Künstlers abgehoben und zu einem innovativen „Kreativsubjekt“ transformiert. Dabei ist sicherlich zu berücksichtigen, dass die Epoche der Spätmoderne in den 1970er Jahren ihren Beginn findet und Reckwitz dies auch so rahmt. Jedoch muss aufgrund der Argumentationskette eine Zuspitzung der Singularisierung attestiert werden.

Die Überspitzung des singularistischen Subjekttypus von Reckwitz lässt sich einerseits über die lesbaren dynamisierten Entwicklungen des frühen 21. Jahrhunderts erklären – der Künstler und seine Kunst haben sich verändert! Die Figur des Künstlers charakterisiert sich demnach weniger durch einen statischen Zustand, sondern sie stellt einen steigerungs- und damit auch einen wandlungsdynamischen Subjekttypus dar, welcher sich auch innerhalb der Spätmoderne in seinen Eigenschaften modifiziert.

Andererseits zeigen diese prägnanten Eigenschaften auf, dass die Figur des Künstlers als gesellschaftliche Projektionsfläche dient, welche den jeweiligen Zeitgeist seismographisch reflektiert und inzwischen als „Kreativsubjekt“ einen Bündelungspunkt vorrangig ökonomischer Interessen mit ihren Antizipationen darstellt. Der Idealtypus des Gelehrten hingegen wandelt sich in der singularistischen Gesellschaft zu einem Unterbau der von Reckwitz beschriebenen „neuen Mittelklasse“, welcher bisweilen ein akademisches Moment immanent ist.

1.7.2 Die Expressivität des Individualismus und der Statuserwerb

Kritischer Kommentar zur Drei-Klassen-Gesellschaft

Die beiden Autoren Nils Kumkar und Uwe Schimank befassen sich mit Reckwitz' Befund über die spätmoderne „Drei-Klassen-Gesellschaft“ (2017; 2019) und führen Kritik an dieser ins Feld (vgl. Kumkar/Schimank 2021). Dabei bringen sie Erkenntnisse aus der eigenen empirischen Studie über biografische Konzepte der Arbeit am Status ein, welche auch unterschiedliche Kategorien wie Alter, Bildung und Einkommen der Befragten berücksichtigen (vgl. Kumkar/Schimank 2021: 9).

Die Postindustrialisierung, die „Bildungsexpansion“ (Reckwitz 2017: 275) und der Wertewandel seien Impulsgeber für die Bildung neuer Klassen gewesen, wobei die untere Klasse das Prekariat darstellen würde (vgl. Reckwitz 2019). Nun kritisieren die beiden Autoren im Sinne einer fehlenden Plausibilität, dass die untere Klasse keine Aufgabe habe und deshalb aus dem aktiven gesellschaftlichen Geschehen weitestgehend ausgeblendet werde, was die

Gefahr der Zuschreibung von existenzieller Redundanz bedeute. Zudem würde die Oberklasse keine Bedeutung in dem Drei-Klassen-Konzept finden (vgl. Kumkar/Schimank 2021: 11 ff.). Durch seine empirische Verschwommenheit sei der Klassenbegriff nur schwerlich haltbar und die Grenzen kaum bestimmbar. Insbesondere ergebe sich eine Pervertierung hinsichtlich quantitativ empirischer Werte der klassischen Berufsgruppen, wobei die nicht haltbare „neue Mittelklasse“ angeblich dominiere und die „alte Mittelklasse“ zurückgedrängt würde (vgl. Kumkar/Schimank 2021: 13-16).

Aus der Studie der Autoren um Karin Gottschall (2015) und unter Beteiligung von Uwe Schimank, welche auf Erkenntnissen aus biografisch-narrativen Interviews aufbaut, können drei Lebensführungsmodi extrahiert werden (vgl. Gottschall u. a., zitiert nach Kumkar/Schimank 2021):

Den ersten Modus stellt die „*gemeinschaftszentrierte Lebensführung*“ dar, wobei das unmittelbare soziale Umfeld bestimmend ist. Hierzu gehört ein vielseitiges Spektrum von Facharbeiter:innen, über Handwerker:innen und Akademiker:innen mit Einkommen der mittleren Mittelschicht (vgl. Kumkar/Schimank 2021: 18).

Der zweite Modus vergegenwärtigt sich durch das Element der „*investiven Statusarbeit*“, wobei biografische Optionen und soziale Beziehungen zweckrational gewählt werden. Die Angehörigen dieser Gruppe liegen im oberen Einkommenssektor der Mittelschicht und die Berufsgruppen sind eher technisch ausgerichtet, wobei Hochschulabsolventen besonders zu erwähnen sind (vgl. Kumkar/Schimank 2021: 18).

Der dritte Modus wird als „*Berufsstolzlebensführung*“ bezeichnet, der sich an Meisterschaft orientiert und die eigene Selbstverwirklichung reflektiert. Die Präsentation des Singulären ist für diesen Lebensstil bezeichnend. Das berufliche Spektrum reicht hierbei vom Musiker über die Kunsthandwerkerin bis hin zum Geisteswissenschaftler. Das Einkommen lag zwischen dem des ersten und zweiten Modus (vgl. Kumkar/Schimank 2021: 18).

Die Autoren unternehmen den Versuch, die drei Modi dem Modell der Drei-Klassengesellschaft zuzuordnen: Einerseits bestünde die Möglichkeit, die Berufsstolzen in die „neue Mittelklasse“ einzugliedern, was jedoch durch ihre geringe Gesamtheit einem ebenfalls geringen Volumen der Klasse entsprechen würde. Andererseits führt die Zuordnung der Investition in den Status auf eine singularistische, selbstbezogene Ebene, die sich allerdings diffus gestaltet und die Klassen auflöst (vgl. Kumkar/Schimank 2021: 19).

Eine Synthese der Lebensführungsmodi und des Klassenmodells weicht demnach den Klassenbegriff nach Reckwitz (2017; 2019) auf, indem sie die Proportionen verändert beziehungsweise die Grenzen zwischen den vermeintlichen Klassen diffundieren.

Replik an Kumkar und Schimank

Als Reaktion auf die Kritik folgt nunmehr eine Replik durch Reckwitz, welche seine methodische Aufgabe innerhalb der Soziologie erläutert und auch auf die Zusammensetzung der „Drei-Klassen-Gesellschaft“ mit seinen Subjekten hinsichtlich der Statusarbeit eingeht (vgl. Reckwitz 2021b). Die *Sozialstrukturanalyse*, so die Erläuterung, bettet sich in die Gesellschaftstheorie ein und führt die Erkenntnisse aus bereits bestehenden Schriften und Studien zusammen, womit ein abstraktes Modell entsteht, welches gerade komplexe empirische Gebilde vereinfacht (vgl. Reckwitz 2021: 34b).⁶⁷

Zwischenräume zwischen den Klassen beziehungsweise die Unschärfen der Grenzziehungen wären seinem Klassenmodell immanent, sodass eine klare Klassenzugehörigkeit nur im Kern einer bestimmten sozialen Gruppe möglich wäre (vgl. Reckwitz 2021b: 37).

Hinsichtlich der von ihm herausgestellten „neuen Mittelklasse“ lässt sich ein „*Wertcluster eines expressiven Individualismus*“ (Reckwitz 2021b: 38) hervorheben, welches die Akkumulation des singularistischen Kapitals beziehungsweise die Investition in den Status erst ermöglicht und in einer gelungenen Selbstverwirklichung mündet. Gemeinsam mit dem erhöhten kulturellen Kapital generiert sich ein Einfluss auf jedweden gesellschaftlichen Bereich (vgl. Reckwitz 2021b: 38 f.).

Somit wird auch die neue von der „alten Mittelklasse“ unterscheidbar, denn ein „*expressiver Individualismus*“, der mit Investitionen in den Status verbunden ist und als Charakteristikum der „neuen Mittelklasse“ gilt, grenzt sich von der ausgeprägten Orientierung an Ordnungsprinzipien der „alten Mittelklasse“ ab, wenngleich auch mit dieser Klasse eine Statusinvestition als ausgeprägt erscheint (vgl. Reckwitz 2021b: 38 f.). Der Autor greift den Vorschlag von Kumkar und Schimank auf, die „neue Mittelklasse“ den „Berufsstolzen“ und die „alte Mittelklasse“ den „Gemeinschaftsorientierten“ zuzuordnen sowie die Statusarbeit an sich als Klammer der Klassenkonstellation anzusehen (vgl. Reckwitz 2021b: 52).

Somit stellt die Replik weniger die Verteidigung seiner Werke dar: Sie ist ein Versuch, sich der Kritik von Kumkar und Schimank zu nähern und die starren Grenzverläufe zwischen den

⁶⁷ Reckwitz beschreibt seine Vorgehensweise der Sozialstrukturanalyse und verweist auf die Probleme der Unschärfe, die auch Schulze (1993: 382-386) feststellt. Zur näheren methodischen Auseinandersetzung sind die Erläuterungen von Christoph Weischer (2011) hilfreich.

Klassen aufzuweichen. Dies kann gelingen, indem die empirisch basierten Kategorien eine Synthese mit dem gesellschaftsstrukturanalytischen Modell eingehen oder zumindest eine Anschlussfähigkeit zwischen den beiden Methodologien hergestellt wird.

1.7.3 Kritische Betrachtung von Ausblendungen und Rückschlüsse

Dass die Sozialstrukturanalyse die Funktion hat, durch Synthese aus unterschiedlichen Quellen und empirischen Erkenntnissen eine abstrakte Gesellschaftstheorie zu generieren und weniger detaillierte Ausprägungen zu spiegeln, hat Reckwitz eingänglich verdeutlicht. Auch dass sein Modell als keine klar abzugrenzende Demarkation der Klassen zu verstehen ist, sondern zwischen jenen Ausprägungen Übergangszonen existieren müssen, hat der Autor begründet.

Allerdings findet bei der allgemeinen Beschreibung der Moderne die gesellschaftskritische Erkenntnis der „Risikogesellschaft“ nach Beck (1986) nur teilweise Beachtung. Reckwitz (2017) geht auf Begriffe wie die „Bastelbiografie“ (Gross 1985 zitiert nach Beck 1986: 217) als Ausdruck der diskontinuierlichen Lebensverläufe oder den „Fahrstuhleffekt“ (Beck 1986: 122) als Metapher des sozialen Aufstiegs und Gegenentwurf zum spätmodernen „Patanostaeffekt“ ein (vgl. Reckwitz 2017: 277-285). Der Umstand der „*halbierten Moderne*“ innerhalb der klassischen Moderne, welche die geschlechtsspezifische Rollenverteilung und insbesondere die Ausblendung der weiblichen Beruflichkeit meint (vgl. Beck 1986: 118), bleibt bei der Beschreibung der „Logik des Allgemeinen“ der Industriegesellschaft weitestgehend unbeachtet. Sie trägt jedoch einen wesentlichen Anteil an der Formung dieser Epoche und somit auch an der der Subjektkulturen.

Seine Kenntnis über die Halbierung der Moderne kommt zunächst in einem Aufsatz über „Antony Giddens“ (2007) zum Ausdruck, als er auch bei ihm entsprechende Indikatoren für solche Ausblendungen hervorhebt und eine Parallele zu den Ausführungen von Beck (1986) feststellt (vgl. Reckwitz 2007: 327). Bei der Beschreibung der Kultur des „*bürgerlichen Subjekts*“ versteht er zwar die weiblich konnotierte Familiensorge als komplementär zur männlichen Berufsarbeit (vgl. Reckwitz 2012a: 243), spart aber andere Subjektkulturen aus, die nicht der bürgerlichen Schicht angehören.

Die Akzentuierung der Beruflichkeit von Männern und Frauen wird bei der postmodernistischen Wende dann doch beschrieben (vgl. Reckwitz 2012a: 530 f.). Die Ausblendungen sollten dennoch zur Kenntnis genommen werden, denn sie können eine erhebliche Wirkung innerhalb des weiteren Diskurses entfalten. Ohnehin bleibt die Entwicklung der Kulturen

der Arbeiterklasse sowie der der ländlichen Bevölkerung während der klassischen und industriellen Moderne aus.

Weiterhin ist die Beschreibung der spätmodernen Epoche auf die westliche Kultur zugeschnitten: Hinsichtlich der Industriemoderne geht Reckwitz (2017) zwar auf die Unterscheidung der Wirkung der zentralwirtschaftlich organisierten Volkswirtschaften in sozialistischen Staaten insofern ein, als dass dort eine Entsingularisierung zum Tragen kommt (vgl. Reckwitz 2017: 43 f.). Hinsichtlich der Beschreibung des westlichen spätmodernen „Kulturkapitalismus“ bleibt jedoch eine Charakterisierung „der Logik des Besonderen“ in anderen nicht-westlichen Kulturen offen, obwohl deren Volkswirtschaften teilweise ein hoher Grad an Innovativität zugeschrieben werden kann.

Auf der Mikroebene werfen die Ausführungen von Reckwitz Fragen über die Substanz der Subjekte unter Berücksichtigung der Zeitverhältnisse, ferner nach jenen des Arbeitssubjektes, auf. Die Kommentatoren Kumkar und Schimank (2021) betreiben Biografieforschung, wobei auch die Ausprägung des Alters der Befragten eine Rolle spielt. Dies bedeutet die Betrachtung des lebenszyklischen Zeitverlaufs.

Reckwitz geht in mehreren Textstellen seiner Replik auf die Analyse von Gerhard Schulzes „Die Erlebnisgesellschaft“ (1993) ein, wobei er sich auf die empirischen Ergebnisse sowie die Modellierung der Theorie stützt (vgl. Reckwitz 2021b: 34, 37, 41). Die Struktur der *Lebensphasenabhängigkeit* einer Handlungsmotivation eines Subjektes, so auch des Kreativsubjektes, findet in Reckwitz` Ausführungen (2012a, 2017) keine Aufmerksamkeit. Jedoch betrachtet Schulze (1993) das Subjekt in seiner altersbezogenen Entwicklung: Er sieht die Altersschicht als milieubestimmend. So ist das Alter bis 40 Lebensjahre von Selbstverwirklichung, im Sinne von „Trips“ geprägt (vgl. Schulze 1993: 312-322), ab dieser Grenze geht es um die Erreichung eines bestimmten Niveaus bis hin zu einer hochkulturellen Entwicklung (vgl. Schulze 1993: 283-292).

Diese Differenzierung ist ein Indiz einer *programmatischen Lebensführung*, welche sich auch auf die Tätigkeits- und Berufsfindung auswirkt.⁶⁸ Ableitbar ist hierbei, dass die Diskontinuitäten innerhalb der Berufsbiografien eben nicht nur durch das jeweilige Subjektmodell an sich bestimmt werden, welches konsequenzenreichen individuellen Situationen unterlegen ist – es wird auch schlicht durch *Lebensphasen* beeinflusst, die strukturell angelegt sind.⁶⁹

Hierzu müsste die psychophysische Konstitution der jeweiligen Phasen Berücksichtigung finden, welche durch eine Semantik gesteuert wird (vgl. Schulze 1993: 415).

Dieser Argumentation weiter folgend bestünde auch eine Lebensphasenabhängigkeit des Statusbegehrens. Die „investive Statusarbeit“ hat somit ihren Inhalt und Charakter verändert. Das singularistische Kreativsubjekt wäre also flüchtig und einem Transformationsprozess unterlegen. Demnach müsste die Akkumulation des „Singularitätskapitals“ ebenfalls als temporär angesehen werden und sie wäre veränderlich.

Denkbar und diskutabel wäre andererseits, dass sich nicht das Subjekt an sich verändert, sondern dass das Individuum nach seinen altersspezifischen Bedürfnissen oder Zwängen das Subjektmodell wechselt. Dies hätte zur Folge, dass sich Identitäten immer wieder neu aufbauen. Würde somit die Bildung eines Identitätskernes unmöglich?⁷⁰

Das Changieren zwischen unterschiedlichen Berufsgruppen sind anhand eines ethnographischen Blickes durchaus wahrnehmbar, wenn beispielsweise Angehörige künstlerischer Berufe aufgrund ihrer Familienplanung und des damit verbundenen aufkommenden Sicherheitsbedürfnisses eine Arbeitsstelle mit einem routinierten Setting und gesicherten Einkommen anstreben. Das ist dann damit verbunden, die Form der Arbeit zu standardisieren. Die

⁶⁸ Anschlussfähig an diese These ist die quantitative Studie von Fitzenberger u.a. (2022) zur psychologischen Untersuchung von Einflussfaktoren, wie das Lebensalter und soziale Gruppen (Kohorten), auf die Veränderlichkeit von Persönlichkeitsmerkmalen innerhalb der Lebenszyklusprofile. Dabei wurde herausgestellt, dass mit zunehmendem Alter Merkmale wie Risikobereitschaft, Extraversion, Erfahrungsoffenheit und die interne Kontrollüberzeugung abnehmen. Hingegen werden die Eigenschaften der Gewissenhaftigkeit und der externen Kontrollüberzeugung begünstigt (vgl. Fitzenberger u.a. 2022: 2169). Somit ist zu vermuten, dass sich altersgebunden das arbeitsmarktbezogene beziehungsweise das berufliche Handeln verändert, was Berufswechsel und somit auch eine Sozialisation in neuen Gruppen forciert.

Hinsichtlich der voraussetzenden Merkmale für proaktiv-kreatives und unternehmerisches Handeln (vgl. Schuler 2010; vgl. Preiser 1976) wäre insbesondere ihre Abnahme naheliegend.

⁶⁹ Die Autoren und Herausgeber Duane Brown und Linda Brooks (1984) gehen explizit auf die altersbezogenen Entwicklungsstufen der Berufswahl innerhalb des Lebenszyklus ein, indem sie Donald E. Super anführen (vgl. Super 1984: 192-234). Seine Modelle mögen sich hinsichtlich der Aktualität inzwischen verschoben haben, jedoch belegt das Werk ein abstraktes Modell dieser lebenszyklusbezogenen Berufsorientierung. Ferner sind auf psychoanalytischer Ebene die „Stufen des Lebenslaufes“ (Erikson 2020) zu benennen, die eine regelmäßige strukturierte Abfolge des Lebenszyklus herausstellen und aus denen sich Handlungsmotive ableiten lassen (vgl. Erikson 2020).

⁷⁰ Dieser Frage wird im Rahmen des theoretischen Diskurses im Abschnitt 2.3.2 nachgegangen.

Wichtigkeit der kreativen Ausprägungen der Tätigkeit gerät in den Hintergrund. Planbarkeit wird durch den Ausschluss von Ungewissheit priorisiert und die Erwerbstätigkeit erhält einen stabilisierenden Charakter.⁷¹

Die Unschärfen zwischen den berufsrelevanten Klassenzuordnungen, von denen Reckwitz (2021) spricht, nehmen Konturen der Veränderlichkeit von Arbeitssubjekten an, die auch hinsichtlich ihrer Berufsgruppe eine Instabilität aufweisen – auch, wenn diese durch eine arbeitsmarktliche oder lebenspraktische Adaption verursacht werden.

Die beschriebenen biografischen Diskontinuitäten lägen dann hintergründig in der hybriden Eigenschaft des spätmodernen Subjekts begründet, so wie von Reckwitz (2012a; 2017) erläutert. Vordergründig würden sie sich klassenunabhängig innerhalb einer flexibilisierten Arbeitswelt den externen arbeitsmarktlichen Anforderungen anpassen, um überhaupt ihre monetäre Erwerbsfähigkeit beizubehalten.

⁷¹ Die lebenssituativen Bedürfnisse führen zu entsprechenden Handlungsmotiven, wie dem „Sicherheitsbedürfnis“ (vgl. Maslow 1978 [1954]: 52-61).

Erstes Zwischenfazit

Bei der Betrachtung der gesellschaftlich strukturellen Ebene lässt sich aus Reckwitz' (2017; 2019) Beschreibung zunächst schließen, dass der „Kulturkapitalismus“ eine Entgegnung im Sinne des Umgangs mit einer radikal innovationsgetriebenen, von Disruption geprägten Wirtschaftskultur darstellt. Der von der Moderne geprägte Individualismus genügt nun nicht mehr, um ein globales Wirtschaftswachstum zu gewährleisten. Der so begründbare Aufstieg einer singularistischen Kultur, welche sich am künstlerischen Feld orientiert, führt nun zu einer ganz eigenen Qualität von Aushandlung ökonomischer Bedürfnisse und den damit einhergehenden Produktionsbedingungen. Die methodisch-systematische Wahrnehmung günstiger Zeitfenster marktstrategischen Handelns wandelt sich in eine Suche nach tagesaktuellen Gelegenheiten, von denen sich die jeweiligen Marktteilnehmer affizieren lassen. Sie müssen Informationen volatil aufnehmen und auf die sich ergebenden Chancen hyperflexibel reagieren (im Allgemeinen wird diese Charakteristik auch als Agilität bezeichnet). Jedoch arbeitet Reckwitz (2017) letztendlich das Besondere am Besonderen heraus: Die singularistische Logik verweist auf einen Originalitätsanspruch in jeglicher Hinsicht, welcher jedoch wieder zur Normalität kippt.

Daraus ergibt sich ein zirkulärer Verlauf, denn mit der Bedarfsdeckung an singulären Produkten werden auch dem angepasste, also von Besonderheit geprägte Produktionsmethoden, notwendig. Dies stellt wiederum entsprechende Anforderungen an die Organisation des Wertschöpfungsprozesses, wobei die singularistischen Ausprägungen innerhalb des Projekts und der Netzwerke gestaltet werden. Das Arbeitssubjekt hat dieser Logik sowohl mit seiner Arbeitsweise, seiner Profilentwicklung, seiner beruflichen Entwicklung als auch mit seinem Lebensstil zu folgen. Es soll sich entsprechend unternehmerisch, selbstverwirklichend und kreativ einbringen. Und das schafft wiederum Bedarfe an singulären Produkten und Dienstleistungen. Somit wird das Besondere produziert und reproduziert.

Es ist zwar zu vermuten, dass sich hieraus eine Immanenz dieses Zyklus ergibt. Bedingt jedoch dadurch, dass neben der „Logik des Besonderen“ auch die „Logik des Allgemeinen“ weiterhin bedeutsam bleibt, hat sich dieser Kreislauf jedoch nicht vollends entkoppelt. Die singularistische Logik fußt historisch auf der allgemeinen Logik. Das Allgemeine fungiert in der Spätmoderne als zweckrationale Normalisierungsinstanz, welche strukturierend und ressourcenspendend sowie stabilisierend wirkt. Somit bleibt das Besondere an das Allgemeine gebunden, womit es sich um eine Verschränkung beider Strukturen handelt.

Beispielsweise hat sich jedes singularistische Subjekt den Regeln der Verwaltungsinstitutionen zu unterwerfen, indem es seine Lohnsteuern zu zahlen hat oder es Sozialversicherungsleistungen beantragen muss, um diese in Anspruch nehmen zu können. Auch Bauvorhaben müssen behördlich genehmigt werden und selbst singularistische Produkte werden auf die Erfüllung von Sicherheitsstandards oder anderer Normen überprüft.

Die Aufgabe der „Logik des Allgemeinen“, der gesellschaftlichen Stabilisierung, gilt allenfalls als Understatement, denn die Dominanz der Standardisierung im Sinne eines allumfassenden Qualitätsmanagements und der auch in der Spätmoderne bestehende Bürokratismus verweisen auf die gesellschaftliche Erwartung von Normalität. Somit geriet diese Logik weniger in den Hintergrund, so wie von Reckwitz dargelegt, sondern sie stellt sich komplementär zur „Logik des Besonderen“ dar. Aus einem ökonomischen Blickwinkel ist es denkbar, dass die „Logik des Besonderen“ impulsiv Innovationen begünstigt, die letztendlich in einem zweckrationalen Zusammenhang stehen und dann wieder der standardisierten Wertschöpfung unterliegen.

Allerdings muss hierbei angeführt werden, dass es sich, wie von Rosa beschrieben, um eine steigerungsdynamische Stabilisierungsform handelt, die auf Wachstumserwartungen und Wandlung aufbaut und demnach keinesfalls einem linearen Prozess unterliegt. Denkbar ist dabei, dass die Wechselwirkung zwischen dem Allgemeinen und dem Besonderen, also dem Standard und der Innovation, als Treiber der beschriebenen Steigerungsdynamik fungiert.

Bei der konkreten Fragestellung nach der Bedeutung für die Identitätsentwicklung des Arbeitssubjekts ist zu erwägen, ob es sich bei dem beschriebenen Kreislauf geradezu um eine *biografische Diskontinuierungsmaschine* handelt. Denn der Zwang zur Affektivität der Märkte führt interdependent zu einer affektiven beruflichen Entwicklung, die nach Reckwitz Distinktionsvorteile mit sich führen kann. Neben der postfordistischen Forderung nach Flexibilität ist hierbei die Differenzierungskompetenz maßgeblich. Die Arbeitssubjekte unterscheiden sich nicht nur durch ihre besonderen Ausprägungen voneinander, sondern sie unterscheiden sich innerhalb des biographischen Prozesses von sich selbst. Wird diesem Argumentationsstrang weiter gefolgt, wäre eine Diffundierung der Berufsbilder nur konsequent. Dabei wäre ebenso herauszustellen, dass sich das Arbeitssubjekt innerhalb eines Balanceaktes klassenunabhängig mit dieser verschränkten Doppelstruktur der Logiken konfrontiert sieht, bei der kreative Arbeit rationalistisch begründet und standardisierte Arbeit kreativ aufgebrochen werden muss. Es könnte sich über das Modell des Kreativsubjektes hinaus um einen in Richtung Zweckrationalität nochmalig gesteigerten Entwurf handeln:

Das *(selbst-)innovierende Subjekt* klammert den Anspruch des Neuheitsgewinns im Arbeitshandeln sowie seine Diskontinuität zu einem begrifflichen Gebilde, welcher dem prägnanten zweckrationalen Zusammenhang kreativen Handelns verdeutlicht.

Reflexionsbogen II

*„Das Spiel, das wir spielen heißt Identitetris
Ein Puzzle des Lebens, so schön und symmetrisch
Die Regeln sind leicht, das Ego wird zum Fetisch
Komm, spiel doch mit! Identitetris.“*

(Refrain „Identitetris“ Pavlidis, Lemur & Käptn Peng 2016)

2.0 Identitätsdiskurs

Nach einem Brückenschlag von der gesamtgesellschaftlichen Dimension über die Organisationen hin zum Subjekt, befasst sich das zweite Kapitel mit den Begrifflichkeiten, die im Titel dieser Dissertation im Fokus stehen: Es findet eine Auseinandersetzung statt mit den Arbeits- und Berufsidentitäten. Bei der einzelnen Betrachtung der Begriffe des Titels **handelt** es sich demnach um die Termini *Arbeit*, *Beruf* und *Identität*. Sodann erfolgt die Befassung mit diesen Begrifflichkeiten und ihren Zusammenhängen, jedoch liegt der Fokus in diesem Abschnitt auf der *Identität* und ihrer theoretischen Entwicklung aus unterschiedlichen Perspektiven. Ziel soll es sein, die Fragestellung nach der Beschaffenheit von Arbeits- und Berufsidentitäten in der Spätmoderne begründet aufzuwerfen und eine Basis für den Forschungsgegenstand im empirischen Teil vorzubereiten.

Dazu wird eine Verbindung vom Subjekt- zum Identitätsdiskurs geschaffen, Sichtweisen aus den Blickwinkeln unterschiedlicher wissenschaftlicher Strömungen behandelt, um dann Identität unter aktuellen Gesichtspunkten zugänglich zu machen.

2.1 Vom Subjekt zur Identität

In diesem Abschnitt wird der vorangegangenen Herleitung des Arbeitssubjektes Rechnung getragen, indem für ein tieferes Verständnis *Identität* näher betrachtet wird, was zudem zu einer Forschungsfrage der Dissertation führt. Innerhalb des bisherigen Diskurses wurden vorrangig die kultursoziologischen, praxeologischen Ausführungen von Reckwitz beleuchtet, die sich mittels der Sozialstrukturanalyse ergeben haben.⁷² Der Identitätsbegriff findet innerhalb dieser subjekt fokussierten Erläuterungen weniger eine dezidierte Auseinandersetzung, denn dort obliegt er eher einer peripheren Darstellung. Diese bisherige Auseinandersetzung ist nicht hinreichend genug, um die Arbeits- und Berufsidentitäten zu durchdringen und buchstäblich in ihrem Kern zu erfassen. Eine Aufschlüsselung wird deshalb nachfolgend über andere Theorieströmungen erfolgen, welche aus einer mikrosoziologischen Perspektive Erklärungsgehalt entfalten.

⁷² Keine Berücksichtigung finden bei Reckwitz (2017) die Ausführungen von Heiner Keupp (2013 u.a.), der Identitäten als „Patchwork“ begreift, wobei ich gerade die Einführung einer künstlerischen Metapher in den Singularitäts-Diskurs hervorhebe. Im Abschnitt 2.2.3 folgen hierzu weitere Erläuterungen.

Wie schon Reckwitz (2012a, 2019) differenziert auch Stefanie Graefe (2019) zwischen dem *Subjekt*, dem *Individuum* und dem *Selbst*, wenngleich sich die inhaltlichen Grenzen verwaschen.⁷³ Sie baut auf dem Subjektbegriff nach Reckwitz (vgl. Reckwitz 2008: 11) auf. Während das Individuum den einzelnen Menschen in Abgrenzung zur Gruppe meint, ist das Subjekt ein Ausdruck eines eher analytischen Blickes, welcher sich auf die gesellschaftlichen Einbettungen richtet (vgl. Graefe 2019: 8). Somit verweist sie auf die Notwendigkeit der tieferen Auseinandersetzung mit dem Kern als Teil der Identität und schreibt diesem eine transformative Eigenschaft zu.

Steward Hall (1932-2014) (1994) führt an, dass Identität die Aufgabe habe, gesellschaftliche Strukturen mit dem Subjekt zu verklammern. Sie fungiere sowohl als Stabilisator der Lebenswelten⁷⁴ als auch der Subjekte (vgl. Hall 1994: 182 f.). Somit wird der Identität eine Funktion zugeschrieben, welche die Individuen in ihrer Wahrnehmung miteinander verbindet und auch Verknüpfungen zu ihren Lebenswelten schafft.

Hinsichtlich des Diskurses herrscht weitestgehend Konsens dahingehend, dass sich die Strukturen der Identitäten innerhalb der spätmodernen Epoche verändert haben.

So werden Modelle und Termini dieser Wandlungen benennbar, welche die Identitäten unterschiedlich neuformulieren. Mit der „Bastelbiographie“ (Beck 1986) oder mit dem „flexiblen Menschen“ (Sennett 1998) werden Kurzkarrieren und gebrochene Biografien als arbeitsweltliche Ausprägung des globalen Kapitalismus attestiert. Zudem können dem Selbst auch Projekteigenschaften (vgl. Giddens 1991) oder eine „flüssige“ Konsistenz zugewiesen werden, welche sich in selbstökonomisierter Manier nach Verbraucher-Kriterien richtet (vgl. Bauman 2022 [2003]). Eine zeitgeistliche Beschreibung findet sich auch im „Pixel-Ich“ wieder, welche begrifflich auf die Digitalisierung anzuspielden sucht (vgl. Bobert 2010). Aufgrund gesellschaftlicher Beschleunigungsprozesse und der sich damit verändernden Bedingungen, welchen eine Nichtplanbarkeit des Lebens eigen sind, stellt Hartmut Rosa die „*situative Identität*“ (Rosa 2005: 362) heraus.

⁷³ Eine ähnliche Untergliederung von Reckwitz findet sich auf praxeologischer Ebene im Abschnitt 1.5. An dieser Stelle wird zwar ebenfalls der Zusammenhang zwischen Individuum, Identität und Subjekt hergestellt, doch steht nun das „Selbst“ im Fokus, welches innerhalb dieses Kapitels eine bedeutende Rolle spielt.

⁷⁴ An dieser Stelle soll der Begriff *Lebenswelt* äquivalente Termini als Synonym zusammenfassen, die im Diskurs unterschiedlicher Strömungen vergleichbar sind. So wären die „Sozialen Felder“ (Bourdieu 2012) oder „Sozialen Systeme“ (Luhmann 1984) als Lebenswelten vereinbar, die sich unterschiedlich definieren. Im näheren Sinne des Subjektes orientiere ich mich an Alfred Schütz. Er versteht unter dem Begriff der Lebenswelt eine alltagsweltliche Sphäre (vgl. Schütz 2016 [1932]).

Jedoch soll es bei den Forschungsfragen auch um die Substanz von Identitäten gehen, insbesondere bei Befragten, die sich im Spannungsfeld der ästhetischen oder zweckrational orientierten Berufsgruppen verortet sehen und die zuweilen innerhalb der biografischen Verläufe Diskontinuitäten⁷⁵ aufweisen können. Dabei wird sich ausführlich mit den „Patchwork-Identitäten“ (Keupp u.a. 2013 [1999]) auseinandergesetzt, wobei es hier einer Herleitung der Begrifflichkeiten bedarf.

Wenngleich die Schriften von Heiner Keupp eine Kernreferenz dieses Abschnittes darstellt, sind auch einige Ausführungen anderer Theoretiker:innen wesentlich, denn der Identitätsdiskurs verweist auf eine, gerade im epochalen Zusammenhang bestehende, komplexe Entwicklung auf das Verständnis von Identität.

Wird über das Thema Identität geschrieben oder darüber gelehrt, dann wird oft auf eine basale Unterscheidung verwiesen: die Differenzierung der *personalen* von der *sozialen Identität*.

So unterscheidet der Soziologe George Herbert Mead (1863-1931) (1973 [1934]), der als Begründer des symbolischen Interaktionismus verstanden werden kann, das selbstbezogene „Ich“ also „I“ vom gesellschaftsperspektivischen „ICH“ also „ME“, sodass die personale von der sozialen Identität abzugrenzen ist (vgl. Mead 1973 [1934]). Zudem kategorisiert Erving Goffman (1922-1982) (2018 [1963]) in „persönliche“ und „soziale“ Identität, wobei sich ersteres durch die Kombination einzigartiger Eigenschaften auszeichnet (vgl. Goffman 2018: 74).

Jürgen Straub (2000) stellt vornehmlich die „personale Identität“ in den Mittelpunkt, jedoch nimmt er von einer strikten Divergenz zwischen der personalen und sozialen Identität Abstand, wenngleich eine abstrakte Sichtweise in Form des Innen und des Außen besteht (vgl. Straub 2000: 170). Grundsätzlich sieht Straub zwei Ebenen des Identitätsbegriffs: Zum einen geht es ihm um die *theoretische*, welche sich in Definitionen äußert und *formale* beziehungsweise *strukturelle* Eigenschaften beleuchtet. Davon unterscheidet er die *qualitative Ebene*, welche das empirisch Erfassbare einbezieht und zur Herausstellung von Charakteren und Merkmalen von Individuen dient (vgl. Straub 2000: 171). Um dem Anspruch einer trennscharfen Untersuchung der Konzepte von Identität gerecht zu werden, ist die Genauigkeit begrifflicher Differenzierung zwischen Kontinuität, Konsistenz und Kohärenz zu berücksichtigen. Das Subjekt vollzieht „Syntheseleistungen“ die zu einer Identität als einheitliches

⁷⁵ Im Reflexionsbogen I wurde ebenfalls das Phänomen biografischer Diskontinuitäten in der Moderne anhand der Erläuterung von Subjektmodellen beschrieben (siehe Abschnitt 1.4 und 1.6.1).

Modell führen sollen. Es gilt, diese nach Art und Wirkung zu untersuchen (vgl. Straub 2000: 171 f.). Die qualitative Ebene des Identitätsbegriffs wird schon allein dadurch bestärkt, dass Selbstbeschreibungen über Narrationen in die Welt treten. So werden Erhebungsverfahren, welche auf Erzählungen verweisen, nicht nur begründbar, sondern auch unumgänglich (vgl. Straub 2000: 172). Die von dem Autor so verstandene personale Identität, welche als chronologische Einheit in den Vordergrund tritt, kann als kontinuierlich verstanden werden, ohne Veränderungen innerhalb biografischer Verläufe unberücksichtigt zu lassen (vgl. Straub 2000: 174). So führt er weiter aus:

„Personale Kontinuität bedeutet vielmehr, daß jemand bei allen wechselnden Umständen, denen er ausgesetzt war, bei allen Entwicklungen, die er durchlaufen hat, und bei allen (äußeren und inneren) Veränderungen, die er erfahren, vielleicht erhofft und angestrebt hat, von sich und anderen als dieselbe Person ‚identifizierbar‘ ist.“ (Straub 2000: 174).

Somit wird verdeutlicht, dass sich das Individuum trotz biographischer Wandlungen oder Brüche akzeptieren kann beziehungsweise auch durch Andere anerkennungsfähig ist.

Es ist Teil der Syntheseleistung eines Individuums, durch wie beispielsweise durch das Geschichtenerzählen, Kontinuität (wieder-)herzustellen. Neben den durch Narrationen konstruierten chronologischen Anordnungen ist zur Herstellung der identitätssichernden Zusammenhänge *Kohärenz* ausschlaggebend. Diese inhaltlich-strukturelle Schlüssigkeit wird durch moralische Regelwerke oder das Arrangement der sozialen Rollen gebildet. Davon zu unterscheiden ist die *Konsistenz*, die eine vorhandene Logik der Erzählung voraussetzt, welche sich zudem ohne Widersprüche gestaltet (vgl. Straub 2000: 174 f.).

Mit diesem Grundriss von Jürgen Straubs Identitätskonzept werden nachfolgend die elementaren Strömungen des Identitätsdiskurses, insbesondere mit dem Blick auf die Biografizität, bearbeitet. Die drei Begrifflichkeiten Kontinuität, Kohärenz und Konsistenz sind in ihren Unterscheidungen überblickshaft umrissen. Insbesondere galt es auch für den Forschungsteil der Dissertation, einen Spannungsbogen zwischen der Kontinuität und Diskontinuität zu eröffnen beziehungsweise das Verständnis und die Sichtweisen über die Kohärenz zu vertiefen.

2.2 Identitätstheorien entlang klassischer Strömungen

Der nun folgende Abschnitt befasst sich mit unterschiedlichen Lesarten des Identitätsbegriffs. Beginnend wird auf die *psychoanalytische* Sichtweise von Erik Erikson (2020 [1959]) eingegangen, gefolgt von einem Soziologen und Vertreter des Pragmatismus Georg Herbert

Mead (1973 [1934]), dessen Schüler, Herbert Blumer, den Ansatz als *symbolischen Interaktionismus* stärkte. Um dem Pfad weiter zu folgen, werden Herleitungen von Anselm Strauss (1968 [1959]) sowie Erving Goffman (2018 [1963]) umrissen. Zudem findet Lothar Krappmann (1982 [1969]) mit den Bezügen zu den vorigen Autoren Berücksichtigung. Einen sozialpsychologischen Ansatz liefern Heiner Keupp et al. (2013[1999]), der sich neben seiner Auseinandersetzung mit Teilidentitäten auch mit der Eriksonschen Auffassung auseinandersetzt.

2.2.1 Psychoanalytische Perspektive

Grundlage der Diskussion um das Identitätsprinzip mit seinen Funktionsweisen bildet der Psychoanalytiker Erik Erikson (1902-1994) (2020) mit seinen Ausführungen und seiner Systematik. Er definiert die ich-bezogene Identität folgendergestalt:

„Das Gefühl der Ich-Identität ist [...] das angesammelte Vertrauen darauf, dass der Einheitlichkeit und Kontinuität, die man in den Augen anderer hat, eine Fähigkeit entspricht, eine innere Einheitlichkeit und Kontinuität (also das Ich im Sinne der Psychologie) aufrechtzuerhalten“ (Erikson 2020: 107).

Diese Überlegung soll das Vertrauen in die eigene Kompetenz ermöglichen, also Kontinuität und Kohärenz erzeugen. Straub bezieht sich demnach mit seiner Definition von „personaler Kontinuität“ (Straub 2000: 174) auf Eriksons Verständnis von Identität. Die einfache Frage nach dem „Wer bin ich?“ stellt weitere, vielseitige Fragen der inneren Persönlichkeitsstrukturen (vgl. Keupp, 2008: 29). Denn für den Identitätsforscher besteht „[...] das Kernproblem der Identität in der Fähigkeit des ICHs, angesichts des wechselnden Schicksals Gleichheit und Kontinuität aufrecht zu erhalten.“ (Erikson 2020: 87).

Offenbar bietet Identitätsstabilität keine Selbstverständlichkeit. Jedoch geht der Autor bei seinem Modell davon aus, dass das Individuum einen stabilen Kern ausbildet, das als Kapital für die Lebensführung dienlich sein wird. Hierbei sind auch die kindlichen Prägungen entscheidend (vgl. Erikson 2020: 107). Sein entwickeltes achtstufiges Modell verdeutlicht eine kontinuierliche Identitätsbildung. Bis zum Abschluss der Adoleszenz wird eine identitätssichernde schrittweise Ausbildung vollzogen, die das Durchleben von Krisen oder Kernkonflikten voraussetzt. Diese Phasen erzeugen die Grundstärke, die das Leben steuerbar macht (vgl. Abels 2006: 273 f.). Allerdings widerlegt Erikson die Annahme, die Identitätsbildung sei mit dem Ende der Adoleszenz abgeschlossen. Vielmehr ist mit dieser Phase die Krisenhaftigkeit besonders wahrnehmbar. Die Identität bildet sich quasi unbewusst ein Leben lang vom Säuglingsalter bis in das reife Erwachsenenendasein aus (vgl. Erikson, 2020: 140 ff.). Der Identitätsentwicklung wird die Gefahr der „Identitätsdiffusion“ gegenübergestellt, welche

einen Zustand der Fragmentierung von Identität meint. Sie beschreibt das Unvermögen, die identitätssichernde Einheit und Konstanz zu generieren. So wird ein Schwebezustand zwischen dem Vorhandensein und der Diffusion erklärbar (vgl. Erikson 2020: 106 ff.). Die krisenhafte Phase des Jugendalters benennt Erikson als „*psychosoziales Moratorium*“ (Erikson 2020: 137), welches die experimentellen Phasen der Rollensuche und -findung rahmt. Durch den Abgleich der gesellschaftlichen Rollen und der Zusammenfassung aller Erfahrungen und Vorstellungen, mit dem sich das Individuum als Kind identifiziert hat, eröffnen sich beispielsweise Berufsbilder (vgl. Erikson 2020: 137 f.).

Jedoch kann auch eine klinische Sichtweise auf die Identitätsdiffusion genommen werden: Hierbei sind pathologische Verläufe Indikator einer misslungenen Identitätsgenese, die sich durch das Ausbleiben des Moratoriums im Sinne einer gesellschaftlich akzeptierten Karenzzeit begründen (vgl. Erikson 2020: 153 ff.). Letztendlich reift jedoch die Identität durch das Durchlaufen von Stufen heran, was potenziell mit einer Krisenhaftigkeit verbunden ist (vgl. Erikson 2020).

Kritik wird allerdings an Eriksons Auffassung vor allem deshalb geübt, weil er davon ausgeht, dass Identität eine feste Substanz ausbildet, die nur variiert und nicht transformiert werden kann (vgl. Keupp u.a. 2013: 29 f.). Heiner Keupp u.a. stellen somit einen gesellschaftlichen Kontext dieser Kritik her: „Es unterstellt eine gesellschaftliche Kontinuität und Berechenbarkeit, in die sich die subjektive Selbstfindung verlässlich einbinden kann.“ (Keupp u.a. 2013: 30). Das Kalkül eines schichtenhaften, chronologisch geordneten Aufbaus wird somit als problematisch erachtet. Vielmehr sind die Lebensverläufe hinsichtlich der spätmodernen Auffassung von biografischen Erfahrungen durch Diskontinuitäten gekennzeichnet, womit strukturelle Aspekte, wie die Kohärenz, im Vordergrund stehen. Dies wird gerade dann notwendig, wenn Lebensentwürfe, die sich auch in ambiguer oder paradoxer Form gestalten, projiziert werden. Jene prozessuale Fokussierung von Identität lässt die Betrachtung der Genese des Identitätskerns in den Hintergrund rücken (vgl. Keupp u.a. 2013: 30).

Somit eröffnet sich die Frage, inwiefern die Diskussion um den inneren Kern mit der beschriebenen post- beziehungsweise spätmodernistischen prozessualen Sichtweise tatsächlich im Widerspruch steht und ob es sich hierbei eher um eine proaktive Neglektion einer vermeintlich traditionalistischen Auffassung handelt.

2.2.2 Perspektive des symbolischen Interaktionismus

Eine andere Perspektive auf Identität und seine Entwicklung bietet die Strömung des symbolischen Interaktionismus, dessen Inhalte ebenfalls generationenübergreifend generiert und diskutiert werden.

Zunächst entwickelte der Soziologe und Psychologe George Herbert Mead ein Modell zur symbolisch-sprachlichen Kommunikation und Interaktion. Er stellt sich in seinem Hauptwerk „Geist, Identität und Gesellschaft“ (1973 [1934]) die Fragen nach der Genese von Identität, jedoch auch nach den Wechselwirkungen zwischen Gesellschaft und Individuum. Die drei Elemente des Buchtitels werden dabei als Einflussgrößen des Individuums betrachtet. Danach erfasst und erschließt sich der Mensch seine Umwelt zunächst über *Zeichen*, *Gesten* und *Symbole*, was die Grundvoraussetzung für die Identitätsentwicklung bildet (vgl. Mead 1973).

Gesten gehören zu den Zeichen, die im interaktionalen Austausch ihren Ausdruck suchen und welche sodann Reaktionen der gegenseitigen Anpassung in Form von gesellschaftlichem Handeln ein konkretes Verhalten hervorrufen (vgl. Mead 1973: 83 f.). *Vokale Gesten* bezeichnet er als „signifikante Symbole“, welche bei den Individuen gleiche Vorstellungen über die Bedeutung und damit auch erwartbare Reaktionen bewirken (vgl. Mead 1973: 85 f.). *Sprache* sieht der Autor als System signifikanter Symbole, die für alle Adressaten das Gleiche bedeuten (vgl. Mead 1973: 94). Durch die Gleichheit der verwendeten Symbole wird das Hineinversetzen in andere möglich. Die Fähigkeit sich empathisch in den Anderen hineinzudenken (*role-taking*) ist Voraussetzung dafür, Identität ausbilden zu können (vgl. Mead 1973: 113, 192 f., 300 f.).

Allerdings muss dazu angemerkt werden, dass Mead noch nicht von einer Ausformulierung von Rollen spricht. Das Konzept der Gestaltung der Rolle (*role-making*) führt erst Ralph Turner (1962) ein, da er die Ansicht vertritt, dass die Anpassung einer Rolle bis hin zu einer neuen Gestaltung durch Ausprobieren als schöpferischer Akt ermöglicht wird (vgl. Turner 1962: 21 zitiert nach Krappmann 1982: 143).

Die Genese von Identität untergliedert sich nach Mead in drei Phasen des sozialen Handelns. *Zum Ersten* kann ein Kind durch Nachahmen von gesellschaftlichen Akteuren Identität erlangen, was Mead als ‚Spiel‘ (*Play*) bezeichnet. Indem es genauso handelt und die Denkweisen antizipiert, versetzt sich das Kind beim Rollenspiel in die spielerisch nachgeahmten Bezugspersonen. Diese bezeichnet Mead als *signifikante Andere*. Der stetige Wechsel zwischen der eigenen sozialen Rolle und der des signifikanten Anderen dient der Einübung, sich

in andere hineinzusetzen (vgl. Mead 1973: 192f., 415 f.). *Zum Zweiten* muss das Kind mehrere Rollen gleichzeitig einnehmen können, was Mead mit dem organisierten und geregelten, wettkampftartigen Gruppenspiel (*Game*) benennt: Die Konsequenzen des eigenen Handelns für die Gruppe müssen bedacht und das Verhalten des Anderen berücksichtigt werden. Die Regeln sind zu befolgen, die Erreichung von Zielen wirkt handlungsleitend. Die Gruppe ist mit den „verallgemeinerten Anderen“ gleichzusetzen (vgl. Mead 1973: 193 f.). Schließlich generiert sich Identität *zum Dritten* über das Verhältnis sozialer Interaktion:

„Identität entwickelt sich; sie ist bei der Geburt anfänglich nicht vorhanden, entsteht aber innerhalb des gesellschaftlichen Erfahrungs- und Tätigkeitsprozesses, das heißt im jeweiligen Individuum als Ergebnis seiner Beziehungen zu diesem Prozess als Ganzem und zu anderen Individuen innerhalb dieses Prozesses.“ (Mead 1973: 177).

Damit wird verdeutlicht, dass die körperliche Entwicklung, die auch kognitiv konstituiert ist, zunächst erst einmal mit dem Verlauf der gesellschaftlichen Einbindung nicht im Zusammenhang steht.

Körper und Identität sind also nicht identisch, denn der Körper kann als fähig agieren, ohne dass die Identität im Sinne einer Erfahrung in Erscheinung tritt (vgl. Mead 1973: 178).

Bisher wurde zwar auf den Prozess der Identitätsentwicklung eingegangen, allerdings noch nicht auf seine Elemente. Mead spricht hier vom „Ich“ (*I*) und vom „ICH“ (*Me*) mit folgender Zuordnung: „Das ‚Ich‘ ist die Reaktion des Organismus auf die Haltungen anderer, das ‚ICH‘ ist die organisierte Gruppe von Haltungen anderer, die man selbst einnimmt.“ (Mead 1973: 218). Es werden also zwei „Phasen“ diskutiert, die sich komplementär zueinander verhalten und sich somit gegenseitig bedingen (vgl. Mead 2013: 217).

Bei näherer Betrachtung ist das *ICH* für die Speicherung und Ordnung von Erinnerungen und Erfahrungen zuständig. Die beschriebene Reaktion des *Ich* charakterisiert sich als unvorhersehbar und kreativ. Die geschehenen Handlungen transformieren sich nun als Erinnerungen beziehungsweise als Erfahrungen und lagern sich im *ICH* ein (vgl. Mead 1973: 217 ff.). Sie werden also dauerhaft manifestiert und damit auf der „Schnur der Identität“ (Mead 1973: 177) organisiert und arrangiert. Nun kann das Individuum innerhalb seines Lebenslaufes diese Erinnerungen zeitlich einordnen (vgl. Mead 1973: 177).

Zunächst bewirkt die Rollenübernahmefähigkeit des Individuums Teilidentitäten in Form mehrerer *ICH* während des Wettkampfes, denn ein Kind kann sein Leben nach allgemein gesellschaftlicher Erwartung noch nicht strukturieren und es erwirbt die Fähigkeit dazu erst (vgl. Mead 1973: 194).

Die *ICHs* bilden sodann als Synthese den einen Teil der Ich-Identität (*Self*) (vgl. Joas 1991: 139). Der andere Teil wird durch das *Ich* gebildet, womit die Ich-Identität als Klammer beider Elemente fungiert. Erst mit beiden Phasen kann eine vollständige Identität des Individuums bestehen (vgl. Gugutzer 2002: 35).⁷⁶

Basis der Identitätsgenese sind gesellschaftliche Verläufe, welche in individuellen Ausformungen münden. Identität ist demnach Ergebnis sozialer Interaktion und somit von ihr abhängig. So lassen sich auch die Spezifika sowie die Individualität erklären, denn das Individuum reflektiert gesellschaftliche Strukturen und platziert sich dementsprechend in dem immerwährenden gesellschaftlichen Prozess (vgl. Mead 1973: 245).

Bezüglich der Rolle des modernen Künstlers, des Erfinders oder des Wissenschaftlers sollte allerdings noch angefügt werden, dass insbesondere das *Ich*, also die unkonventionelle Phase der Identität, in Vordergrund tritt, um gesellschaftliche Neuheiten und Entdeckungen zu schaffen (vgl. Mead 1973: 285). Ob jedoch die aus 1934 stammende Schrift, die mit den damaligen gegebenen modernen gesellschaftlichen Bedingungen einhergeht, mit den Erwartungen der Spätmoderne vereinbar ist, bildet einen interessanten Diskussionsanlass.

Anselm Strauss (1916-1996) baut auf der Theorie von Mead auf und formuliert sein Identitätsmodell im Werk „Spiegel und Masken“ (1968). Eine Begriffsdefinition von Identität spart er aus, denn die „Struktur und Organisation von Persönlichkeit“ (Strauss 1968: 11) werde eher von der psychologischen Sichtweise heraus fokussiert, die Soziologie befasse sich im damaligen gegenwärtigen Diskurs weniger mit dieser Thematik. Deshalb konzentriere er sich auf die sozialen Zusammenhänge, Gebilde und Verflechtungen, welche die Identitätsbildung als Voraussetzung mittragen. Er wagt somit den Versuch, eine Sozialpsychologie zu synthetisieren (vgl. Strauss 1968: 11 f.). Wie schon Mead sieht auch Strauss die Sprache als Form des wechselseitigen Bezuges. Diese fungiert als Ausdrucksmittel von Bewertung und Klassifikation der jeweiligen Person. Namen gelten als Definition von Personen und die Sprache als Instrument, welches das Subjekt selbst und andere klassifiziert (vgl. Abels 2006: 339).

Allgemeiner sieht Strauss aus seiner sozialpsychologischen Perspektive die Wechselwirkungen zwischen psychischen Prozessen und symbolischen Interaktionen mit der sozialen Organisation des Lebens und diskutiert eingangs:

⁷⁶ Mead setzt das *Self* mit dem reflexiven Bewusstsein schon in seinem Aufsatz „Die soziale Identität“ gleich (vgl. Mead 1913: 244, zitiert nach Abels 2006: 269). Die synonyme Verwendung des Begriffes mit Ich-Identität präferiert beispielsweise Abels (vgl. Abels 2006: 270).

„Identität [...] ist verbunden mit den schicksalhaften Einschätzungen seiner selbst - durch sich selbst und durch andere. Jeder präsentiert sich anderen und sich selbst und sieht sich in den Spiegeln ihrer Urteile. Die Masken, die er der Welt und ihren Bürgern zeigt, sind nach seinen Antizipationen ihrer Urteile geformt.“ (Strauss 1968: 7).

Anhand dieser Metaphern unterscheidet Strauss eine reflexive von einer inszenierenden Funktion von Interaktion. Dabei sind die *Spiegel* ein Sinnbild für die Reflexion der Umwelt. Durch die Reflexion der Anderen müssen sich die Individuen jeweils wiedererkennen, so dass wiederum auf diese Weise Selbstbilder erzeugt werden (vgl. Strauss 1968: 34). Die *Masken* hingegen bedeuten die Inszenierung der Subjekte, die sich aus den gesellschaftlichen Erwartungen von Rollen formen und eine gewisse Typik herausbilden (vgl. Strauss 1968: 7).

So erklärt sich der Einfluss von Mead auf Strauss' Theorie, denn die Genese findet auch hier über gesellschaftliche Interaktion statt. Identität ist demnach, auch wie bei Mead, als ein stetiger multidimensionaler Handlungs- und Wandlungsprozess begreifbar, der fortwährend durch Interaktion mit der sozialen Umwelt verläuft (vgl. Strauss 1968: 32 f.). Zudem ändert sich der Modus der Interaktion mit den anderen stetig (vgl. Strauss 1968: 76 f.). So stellt der Spiegel die reflektierte soziale Position, also den *Status* dar, den eine Person einnimmt. Diese Positionen werden durch die Veränderung der Posen herbeigeführt (vgl. Abels 2006: 341).

Bei der Entwicklung der Individuen werden jedoch keine vollständig neuen Entwürfe, sondern eher Variationen generiert (vgl. Strauss 1968: 97). Zudem unterliegen Identitäten Wandlungen, die sich unter anderem durch „Wendepunkte“⁷⁷ bedingen (vgl. Strauss 1968: 99 ff.).

Der Autor metaphorisiert eine „zeitliche Matrix“ (Strauss 1968: 179), die nicht vom Subjekt selbst erzeugt wurde, welche sich jedoch auf das von ihm Generierte bezieht (vgl. Strauss 1968: 179). Er sieht „[...] die Auffassung der Vergangenheit als Bestimmung seiner Selbst“ (Strauss 1968: 179) als Erscheinungsform von Identität: Es geht um den historischen Kontext, also um die Betrachtung der Biografien.

Die beschriebenen Wandlungsprozesse vollziehen sich als „Formenwandel [...] in Sein, Art und psychologischem Status“ (Strauss 1968: 98). Er bestreitet, dass diese Wandlungsfähigkeit in der Kindheit beendet ist⁷⁸ und sieht, dass das Individuum über das wachsende Repertoire an Begriffen stets Wandlungen unterliegt (vgl. Strauss 1968: 97 f.).

⁷⁷ Solche Wendepunkte sind Teil des Forschungsinteresses im empirischen Teil, um biografische Veränderungen anhand der Sequenzanalyse methodisch aufzuspüren (siehe Abschnitt 4.2.4).

⁷⁸ An diesem Punkt, dass sich Identität über den gesamten Lebenszeitraum entwickelt, stimmt Strauss (1968) mit Erikson (2020) überein.

Diese Fähigkeit der Wandlung ist für die Betrachtung des beruflichen Kontextes interessant, da es sich bei beruflichen Transformationen um spezifizierte Adaptionsleistungen des jeweiligen Individuums handelt.

Der Autor Erving Goffman (1922-1982) unterscheidet zwischen „persönlicher Identität“, „sozialer Identität“ und „Ich-Identität“ (vgl. Goffman 2018 [1969]). So wird die „soziale Identität“ zunächst als die Erscheinung über die soziale Zugehörigkeit eines Interaktionspartners verstanden. Dazu gehört auch der Beruf eines Individuums, welcher an die gesellschaftlichen Antizipationen gebunden ist. Jenen kommt eine besondere Bedeutung zu, wenn es um die Notwendigkeit der Erfüllung von Pflichten geht. Jedoch basieren die Antizipationen auf den Vermutungen über ein Individuum (vgl. Goffman 2018: 10).

Dabei unterscheidet Goffman zwei Ebenen der sozialen Identität: Jene Charakterisierung eines Individuums, die durch ein Ereignis von außen vorgenommen wird, nennt der Autor „*virtuale soziale Identität*“ (Goffman 2018: 10). Die zweite Ebene bezieht sich auf nachweisbare Eigenschaften, die durch „Kategorien“ und „Attribute“ markiert werden. So ergibt sich eine „*aktuale soziale Identität*“ (vgl. Goffman 2018: 10). Negative, normabweichende Antizipationen werden dann zu einem „*Stigma*“, wenn die zugewiesenen Eigenschaften oder Kategorien unvorteilhaft oder diffamierend wirken (vgl. Goffman 2018: 11 f.).

Von der sozialen Identität unterscheidend führt Goffman die „persönliche Identität“ als komplementär an: Dies meint die „[...] positiven Kennzeichen oder Identitätsaufhänger und die einzigartige Kombination von Daten der Lebensgeschichte, die mit Hilfe dieser Identitätsaufhänger an dem Individuum festgemacht wird.“ (Goffman 2018: 74). Somit sieht er in diesem Element der Identität die bestehenden biografischen Daten, welche sich durch ihre singuläre Konstellation kennzeichnen. Aus einer „klebrigen Substanz“ (Goffman 2018: 74) sozialer Daten blieben dann weitere biografische Daten haften, die letztendlich zu dieser Struktur führen. Dieses Gebilde sei vergleichbar mit der Metapher der *Zuckerwatte*, an der immer wieder neue Daten haften. So kann eine Identität festgeschriebenen Rollen nachgehen, was dann wiederum mit der sozialen Identität einhergeht (vgl. Goffman 2018: 74). Die Biografie kann als ein solcher sozialdatenreicher Verlauf gesehen werden, der die Identität einzigartig macht.

Die Ich-Identität sieht Goffman als Kontrastierung zu der sozialen und personalen Identität und bezieht sich dabei auf Erikson. Dennoch verwirft er die Komponente nicht und versteht sie „[...] als eine subjektive und reflexive Angelegenheit, die notwendig von dem Individuum empfunden werden muß, dessen Identität zur Diskussion steht.“ (Goffman 2018: 132).

Es geht demnach um eine rückbezügliche Wahrnehmung des Selbst als Klammer der sozialen und persönlichen Identität. An diese Sichtweise wird sich Lothar Krappmann (1982) anlehnen.

Die gegebenen Einblicke klassischer Identitätstheorien verschaffen einen Überblick über verschiedene Auffassungen und Blickwinkel hinsichtlich der Identitätsentwicklung. Der Entwicklungsverlauf des Identitätsdiskurses, an dem sich die soziologischen und sozialpsychologischen Sichtweisen des symbolischen Interaktionismus abarbeiten, verfeinert sich zunehmend. Der Erkenntnisgewinn, dass die Identität von Individuen durch die soziale Einbindung anhand von Interaktion, Zeichen beziehungsweise von Symbolen und eben nicht nur von der Persönlichkeitsstruktur der Individuen abhängt, erscheint als epochal, wenngleich die psychoanalytische Sichtweise eine zeitlich parallele Entwicklung nahm.

Zugleich ist die Einsicht gegeben, dass die Unterschiede des Verständnisses über die Identitätsentwicklung in der Schwierigkeit einer Konkretisierung verursacht liegen. Dies wird ein Verweis darauf sein, dass die Identitätstheorien als Konstruktionen mit gesellschaftlichem Kontext gebildet werden: Wenn die Moderne bestimmte Subjekttypen hervorbringt, werden entsprechende Identitätsbetrachtungen erzeugt. Bei einem gesellschaftlichen Paradigmenwechsel oder einem der Epoche, werden ebenfalls veränderte Normen und Ideale vertreten, die veränderten Verhaltensweisen oder Interaktionsmuster mit sich führen. So bestehen bei der Spätmoderne beispielsweise andere Bezüge zu Berufsständen oder Attributen, die mit Antizipationen verbunden sind als innerhalb der industriellen Moderne. Deshalb ist annehmbar, dass die Struktur der Identitätsentwicklung und -konstellationen durch diesen Wandel ebenfalls transformiert oder verzerrt wird.

Innerhalb der Identitätstheorien wird die prinzipielle Grundhaltung vermittelt, dass Identität keine angeborene oder Angelegenheit eines Besitztums, sondern vielmehr eine Frage der Aneignung darstellt (vgl. Straub 2000: 170 f.). Dieser Aspekt weist auf einen immerwährenden Prozess hin, der auch eine Adaption der Identitätsmodelle als Erklärungsinstanzen notwendig macht.

Lothar Krappmann (1982 [1969]) sieht als Vertreter des fließenden Übergangs in die Spätmoderne eine Kalamität des Individuums, nämlich dass es sich ein Verständnis gemäß den Antizipationen des Gegenübers erarbeiten soll. Jedoch hat es seine Charakteristika beziehungsweise seine Position und Rolle inklusive seiner Eigenheiten darzubieten (vgl. Krappmann 1982: 7). Interaktionen können sich nur dann abzeichnen, wenn Klarheit darüber besteht, welche Rollenarrangements in die jeweilige Situation eingehen. Über die Identitäten

der Partner werden die gemeinsamen Situationsinterpretationen allmählich aneinander angepasst, indem Antizipationen substituiert werden. Dennoch kann erst dann die Interaktion stattfinden, wenn die Individuen die Identität des Gegenübers imaginieren und anerkennen können (vgl. Krappmann 1982: 34).

Identität entspricht, wie von den anderen Vertretern des symbolischen Interaktionismus herausgestellt, auch bei Krappmann keinem erstarrten Bild vom Selbst, sondern sie kommt fort-dauernd neuentstehender Konstellationen der Teilnahmen sozialen Austauschs gleich. Dabei sind die Erwartungen und die Deutungen des Individuums entscheidend, die unter den jeweiligen Gegebenheiten auftreten (vgl. Krappmann 1982: 9). Vielmehr definiert er Identität als „die Leistung, die das Individuum als Bedingung der Möglichkeit seiner Beteiligung an Kommunikations- und Interaktionsprozessen zu erbringen hat [...]“ (Krappmann 1982: 207). Somit liegt auch die Vermutung nahe, dass der Autor auf die Angewiesenheit auf Ressourcen verweist, welche diese Leistungserbringung erst ermöglichen. Darauf wird im Kontext der Auseinandersetzung mit Heiner Keupp u.a. (2013) im nächsten Abschnitt näher eingegangen.

Krappmann bezieht sich auf die Differenzierung von Goffman (2018), also auf die normen- und erwartungsgeladenen *soziale* und auf die *personale* Identität mit dem Anspruch der Einzigartigkeit. Er stellt fest, dass hinsichtlich beider Elemente ein Ausgleich stattfinden muss – die Ich-Identität habe somit die Funktion der „balancierenden Identität“ (vgl. Krappmann 1982: 70 ff., 79 f.). Sie würde es ermöglichen, zwischen der personalen Identität mit ihren einzigartigen Eigenschaften sowie der sozialen Identität, die die Erwartungen sozialer Zuordnung erzeugt, abzuwägen (vgl. Krappmann 1982: 79). Dies kann allerdings nicht voraussetzungslos forciert werden. Bedingung sei hierbei, dass die Gesellschaft sanktionsfreie Handlungsspielräume für das ‚role making‘ zur Verfügung stellt (vgl. Krappmann 1982: 132). Dazu schlägt der Autor vier identitätsfördernde Kompetenzen vor (vgl. Krappmann 1982: 132 ff.):

1. So soll die *Rollendistanz* dazu dienen, jedwede Erwartung reflektieren zu können, um sie dann auch zu interpretieren. Diese Fähigkeit versetzt das Individuum in die Lage, aus einer kritisch hinterfragenden Position herauszuagieren (vgl. Krappmann 1982: 133 ff.).
2. *Empathie* im Sinne der Rollenübernahmefähigkeit ermöglicht es dem Individuum, die Perspektive des Gesprächspartners einzunehmen. Dabei betont Krappmann, dass es sich hierbei weniger um eine Art Einfühlungsvermögen handele, sondern um einen kognitiven Vorgang, der die Ich-Identität unterstützt (vgl. Krappmann 1982: 142 f.).

3. Die *Ambiguitätstoleranz* ermöglicht es einerseits, gegensätzliche Interessenslagen und Motivationen durchzustehen. Andererseits sind Abwehrmechanismen entscheidend, die sich auch durch die Fähigkeit zur Selbsteinschränkung sowie zur Verdrängung auszeichnen (vgl. Krappmann 1982: 150 f.).
4. Die *Identitätsdarstellung* ist zur Eigenpräsentation notwendig. Sie löst die Selbstbehauptung ein, wodurch ein Abgleich der Erwartungen der Anderen und der Ich-Identität stattfinden kann (vgl. Krappmann 1982: 168 f.).

Mit Krappmanns (1982) Modell wird deutlich, dass Identität nicht nur Beschreibungsinstanz sein muss, sondern auch Gegenstand von methodischer Formbarkeit beziehungsweise Gestaltbarkeit durch das Individuum selbst sein kann. Krappmanns Synthese aus den verschiedenen Konzepten zeigt, dass Identitätsentwicklung nicht nur bestimmbar ist. Durch pädagogische Methodik wird sie auch zur Anwendung gebracht, was einen Bildungsprozess mit sich führt.

Die Beschreibungsmodelle von Identität, welche durch George H. Mead (1973), Anselm Strauss (1968) und Erving Goffman (2018) neben dem psychoanalytischen Ansatz von Erik Erikson (2020) für den Identitätsdiskurs als basal erachtet werden, lassen wegen ihrer Verortung in der Moderne Fragen der Aushandlung von Identitätssegmenten innerhalb der kreativisierten und ästhetisierten Spätmoderne offen. In jedem Falle lässt sich der bisherige Verlauf des Diskurses in Verbindung mit einer zunehmend präsenten Dynamik beschreiben. Es bleibt aber offen, ob sich die zunehmende Komplexität und gesellschaftliche Steigerungsdynamik als Form der „dynamischen Stabilisierung“ (Rosa 2019)⁷⁹ als Erwartungen von Kreativität und Flexibilität ausdrücken und ob sie sich auf die Konstitution der sich entwickelnden Identitäten beziehen lassen.

Die Bedeutungsverschiebung der sozialen „Logik des Normalen“ hin zur „Logik des Besonderen“, die sich durch die Handlungsweisen der Subjekte entsprechend äußern (vgl. Reckwitz 2017)⁸⁰, führt zu einer Verzerrung der Bedeutungslogiken: Wenn demnach die Eigenkomplexität von Individuen mit ihren zu valorisierenden Performanzen in den Vordergrund gerückt werden und hierfür standardisierte Berufsabschlüsse in ihrer Bedeutung einer Peripherisierung unterliegen, dann sind ebenfalls strukturelle Veränderungen der Identitäten als Verklammerungselement in den Subjekt-Umwelt-Beziehungen anzunehmen. So

⁷⁹ Auf den Begriff „dynamische Stabilisierung“, den Rosa (2019) anführt, wurde bereits im Abschnitt 1.6 eingegangen.

⁸⁰ Siehe Abschnitt 1.2.

wäre es vorstellbar, dass wegen der gesellschaftlichen Erwartungen der Spätmoderne, wie Flexibilität und Kreativität, das *Ich* als Identitätskomponente (Mead 1973) verstärkt angerufen wird, anstelle das ICH als dominante agierende Identität im gesellschaftlichen Kontext darzulegen.

Eine Verschmelzung von dem *Ich* und dem *ICH* wäre allerdings laut Mead nicht denkbar, da die Differenz den beiden Phasen immanent sei, dennoch sind sie ein in sich geschlossenes Konzept (vgl. Mead 1973: 221). Es verdichtet sich jedoch der Eindruck, dass durch die gesellschaftliche Singularisierung und die damit einhergehenden Kreativitätserwartungen ein veränderter Blick auf die Identität notwendig wird. So würde die äußerliche Präsentation des authentischen und intimen Kreativen zur gesellschaftlichen Erwartung.⁸¹

Ähnlich verwandelt könnte es sich mit der Metapher der „Spiegel und Masken“ (Strauss 1968) oder der persönlichen und sozialen Identität nach Goffman (2018) verhalten, die durch die Bedeutungsverschiebungen der Berufe sowie der Eigenkomplexität von Biografien auf der reflexiven und antizipativen Ebene berührt werden.

Die Diskussion um die Existenz eines Identitätskerns als biografische Konstante scheint immer noch von entscheidender Bedeutung zu sein, denn die Erfahrungen des Subjektes sind prägend für die Identitätsformulierung. Zudem stellt sich die Frage, ob gerade deshalb stabilisierende Elemente, wie der Kern der Identität und ein entsprechender Rahmen, als Kompensationselemente identitätssichernd wirken – und konkreter – im Lichte des Arbeits- und Berufshandelns von Belang sind. Jedenfalls deuten die Ausprägungen des Überganges der Moderne in die Spätmoderne auf ein Erfordernis des Ausgleiches der gesteigert pluralen, diskontinuierlichen Biografien und somit auch der überkomplexen Identitätsgebilde hin.

2.2.3 Patchwork-Identitäten als sozialpsychologischer Blick

In den 1990er Jahren wurde ein Begriff diskutiert, der die spätmoderne Mentalität widerspiegelt: die „Multiphrenie“ (Gergen 1996: 131). So lässt sich zunächst ein psychopathologischer Befund vermuten, denn der Terminus assoziiert eine Ableitung aus dem Begriff der Schizophrenie.

Dennoch sieht Gergen eine Normalität in einer solchen „multiphrenen“ Persönlichkeitsstruktur, wenn es um den Umgang mit der netzwerkartigen Erweiterung von sozialen Bezie-

⁸¹ Siehe Abschnitt 1.6.

hungen sowie das Angebot mannigfaltiger Handlungsoptionen geht, wie dies für spätmoderne Gesellschaftsformationen typisch wird (vgl. Gergen 1994: 36 zitiert nach Keupp 2002: 3; Keupp u.a. 2013: 49).

Der gesellschaftliche Wandlungsprozess führt, neben einer Transformation von Subjektmodellen (vgl. Reckwitz 2012a)⁸² auch eine Wandlung der Identitätsmodelle als Scharnierinstanz zwischen dem Selbst und der sozialen Umwelt mit sich. Dieser Gestaltwandlung tragen unter anderem Heiner Keupp mit den weiteren Autoren in dem Werk „Identitätskonstruktionen“ Rechnung (vgl. Keupp u.a. 2013 [1999]).

Zunächst bezieht Keupp keine wertende Position hinsichtlich des Eriksonschen Identitätsmodells und kritisiert die einseitige Debatte um die Differenzierung in konforme oder sich distanzierende Konzepte oder auch in Modelle der Moderne und der Spätmoderne (vgl. Keupp u.a. 2013: 25 f.). Vielmehr sei Identität von Arbeit geprägt und strebe nach sozialer Anerkennung durch aktive Selbstverortung (vgl. Keupp u.a. 2013: 27). Die Abkehr vom Modell Eriksons sei allerdings kaum zu präferieren, denn gerade dieses entspräche dem typischen Muster der modernen Epoche (vgl. Keupp u.a. 2013: 31 f.). Es bestehe allerdings auch kein beständiger funktionaler Mechanismus von Identität, welche in metaphysischer Art und Weise die Genese von Kontinuität und somit auch von Kohärenz erklären würde. Er vertritt zwar die Position, dass eine Fokussierung der lebensalltäglichen Zusammenhänge eine Durchdringung von Identitätsarbeit ermöglicht. Dennoch sollten die vorangegangenen Beschreibungen auch nicht negligiert werden, um eine Theorie des aktuellen Verständnisses von Identität aufzustellen. Diese aktuellen Bezüge fußen auf dem Stufenmodell Eriksons und sollten deshalb eine Würdigung erfahren beziehungsweise Gegenstand des Diskurses bleiben (vgl. Keupp u.a. 2013: 32 f.).

Es lässt sich feststellen, dass sich in spätmodernen Gesellschaften die Lebensführungsmuster sowohl von Individuen als auch von Kollektiven entgrenzen. Vorgefertigte Schablonen, die ‚Normalbiografien‘ begünstigen, entfalten abnehmend eine prägende Wirkung und sie ver-

⁸² Siehe Abschnitt 1.5.

lieren somit auch an Gültigkeit. Zudem verliert die Erwerbsarbeit als Fundament von Identität seine zentrale Bedeutung, da die Arbeitsvolumina tendenziell abnehmen.⁸³ Ein weiterer Aspekt stellt die aus der lebensweltlichen Komplexität entstehende *Erfahrungsfragmentierung* dar. Zur Erläuterung führen Keupp u.a. die Metapher eines geborstenen ‚Hohlspiegels‘ an, dessen Fragmente der Erfahrungen oft nicht miteinander zusammengefügt werden können. Auch die Kultivierung *pluraler Lebensgestaltung* steht mit den Umbruchserfahrungen im Kontext, wobei er ebenfalls eine Projektierung als wesentliche Komponente erachtet (vgl. Keupp u.a. 2013: 46 ff.).

Die Autoren berufen sich auf Stuart Hall (1994) und deuten seinen Begriff der „Patchwork-Identität“ (1999) mit dem Bestehen eines inneren Identitätskerns⁸⁴ an, der sich jedoch stetig modifiziert und die Werte und Prämissen der umgebenen Kultur internalisiert. Weiter spricht Hall von dem gesellschaftlichen Umstand der Fragmentierung von Identitäten, welche zuvor Garant für Stabilität gewesen sind (vgl. Hall 1994: 182 f.).

Die Autoren umreißen ihr Verständnis von Identität folgendermaßen:

„Identität verstehen wir als das individuelle Rahmenkonzept einer Person, innerhalb dessen sie ihre Erfahrungen interpretiert und das ihr als Basis für alltägliche Identitätsarbeit dient. In dieser Identitätsarbeit versucht das Subjekt, situativ stimmige Passungen zwischen inneren und äußeren Erfahrungen zu schaffen und unterschiedliche Teilidentitäten zu verknüpfen.“ (Keupp u.a. 2013: 60).

Somit deuten Keupp u.a. sowohl die Differenzierung von *Teilidentitäten* als auch die Leitidee eines bedingenden *Identitätsrahmens* an, die als Elemente eines Identitätsmodells im weiteren Verlauf in ihrer Bedeutung diskutiert werden.⁸⁵ Betont wird der Umstand, dass

⁸³ Keupps prognostische Annahme, die Volumina von Erwerbsarbeit würden abnehmen, ist durch ihre einseitige Sichtweise zu kritisieren. Grundsätzlich ist hierfür eine detailliertere Betrachtung der Thematik erforderlich: Bei einer Analyse der Daten des IAB hinsichtlich der Zeitspanne von 1991-2016 ist die Anzahl der Arbeitnehmer:innen von rund 35,2 Mio. auf 39,3 Mio. gestiegen. Die Vollzeitstellen sind hingegen von rund 28,9 Mio. auf 24,2 Mio. gesunken. Dafür stiegen die Teilzeitbeschäftigungen von rund 6,2 Mio. auf mehr als das Doppelte an, also auf rund 15 Mio. Stellen. Daraus berechnet sich ein Anstieg der Teilzeitquote von 17,9% auf 38,2%, wobei das Arbeitsvolumen von rund 52,1 Mio. auf 50,6 Mio. Arbeitsstunden pro Jahr gesunken ist (vgl. Kuhn u.a. 2018: 352 f.). Von daher ist Keupps Annahme zuzustimmen, dass das hier abbildbare Arbeitsvolumen sank. Allerdings findet in dieser Statistik der Arbeitsumfang von Selbstständigen keine Berücksichtigung, wodurch das Gesamtarbeitsvolumen nicht vollends abgebildet werden kann.

Hans J. Pongratz und G. Günther Voss kritisieren überdies, dass durch eine Mentalität des „Arbeitskraftunternehmertums“ das Abverlangen unternehmerischen Denkens und Handelns zu Entgrenzungseffekten führt, was mit einer Mehrarbeit verbunden ist (vgl. Pongratz/Voß 2003: 22 ff.). Zudem lösen sich innerhalb der „projektbasierten Polis“ die Differenzen zwischen „Arbeit und Nicht-Arbeit“ auf. Dazu zählen sowohl die entgeltlichen Tätigkeiten als Erwerbsarbeit als auch unentgeltlichen Tätigkeiten wie das Ehrenamt, welche sich in ihrer Wertigkeit miteinander verwaschen (vgl. Boltanski/Chiapello 2006: 155). Insgesamt kann also nicht mit aller Klarheit herausgestellt werden, dass das Arbeitsvolumen sowohl in Qualität als auch in Quantität sinken würde. Vielmehr ist der Entgrenzungsaspekt herauszustellen.

⁸⁴ Im Gegensatz hierzu kategorisiert Gugutzer einen Teil der „postmodernen Identitätstheorien“ als jene, die einen Kern der Identität als nicht mehr haltbar erachten (vgl. Gugutzer 2002: 51 f.).

⁸⁵ Siehe Abschnitt 2.2.3.

verfügbare folienhafte Muster aufgrund der entstandardisierten und individualisierten Lebenswelten nicht mehr abrufbar sind (vgl. Keupp u.a. 2013: 60)

Hervorzuheben ist die Betrachtung der Prozesshaftigkeit der Konstruktionsleistung, welche sich auf Erfahrungen des Subjektes stützt. Der Umgang mit dieser Annahme sei ein anderer als jener, welcher von einem Identitätskern ausgeht (vgl. Keupp u.a. 2013: 67). Die Individualisierung, die mit der Freisetzung und Entwurzelung einhergeht, fordert, sich selbst als Ich-Ideal zu sehen und sich durch die Anerkennung anderer zu verwirklichen (vgl. Keupp u.a. 2013: 74). Durchaus sieht der Autor die Erwartung einer autonomen Lebensweise, jedoch bestehen durch die beschriebenen Fragmentierungen Diffusität, Ambiguität sowie Ungewissheiten, zugleich aber auch die Determiniertheit der Individuen (vgl. Keupp u.a. 2013: 276).

Um eine Identitätsgestaltung gelingen zu lassen, bedarf es mehrerer Dimensionen von Ressourcen: *Erstens* werden *materielle Ressourcen* unabdingbar, wenn es sich um die Nutzung von sich offenbarender Chancen handelt. Eine marktregulative Gesellschaft bedingt auch soziale Differenzen, wobei der Zugang zu Vermögen die Möglichkeiten für Testungen von Lebensvorhaben schafft. *Zweitens* sind *soziale Ressourcen* tragend, welche auf Anerkennung und auf der Einbindung in Netzwerke und andere Beziehungsformen fußen. *Drittens* sollte das Individuum eine *Aushandlungskompetenz* bezüglich sozialer *Regeln* sowie *Optionen* besitzen. *Viertens* wird, so wie auch bei Krappmann (1982) angelegt, das Vorhandensein von *Ambiguitätstoleranz*, also eine Offenheit gegenüber diffusen oder mehrdeutigen Lebenssituationen, vorausgesetzt (vgl. Keupp 2013 u.a.: 276 ff.).

Damit wird die kreative Prozesseigenschaft der Identitätsbildung betont, denn die individuellen Identitätskonstruktionen erhalten jeweils einen originellen Charakter. Zudem weist die sinnvolle Verwertung eigener Ressourcen experimentelle Züge auf und sie ist daher auch eine schöpferische Leistung.

Innerhalb der zeitgenössischen Identitätsforschung sind auch Formen tragend, die Identität als „multipel“ in Erscheinung treten lassen (Weigert/Teitke/Teitge 1986; zitiert nach Keupp u.a. 2013: 97). Dies meint einen Zustand, der sich vor allem durch das gleichzeitige Eingehen auf mehrere, oft auch dissonante Projekte auszeichnet (vgl. Keupp u.a. 2013: 30). „Patchwork-Identitäten“ sind hingegen als Gebilde beschreibbar, die sich aus der Erfahrung generieren und sie können als Ergebnis schöpferischer Möglichkeiten von Subjekten verstanden werden. Als Metapher fungiert hier ein bunter Flickenteppich (vgl. Keupp u.a. 2013:

294). Dieser stellt das Ideal eines geschlossenen Gefüges dar, welches sich durch ein Arrangement aus Materialien und Kompositionen schöpft. In geometrischen Anordnungen sieht der Autor eine harmonisierende Ästhetik, welche der Form von Teilidentitäten entspricht. Durch Identitätsarbeit würde eine solche schlüssige Strukturierung ermöglicht und somit Kohärenz gefördert (vgl. Keupp 2005: 4 ff.). Die Metapher des Patchworks entstammt demnach einer künstlerischen Form, welche einen Gestaltungscharakter, idealerweise geprägt durch das Individuum mit sich führt. Gestaltung muss allerdings in diesem Zusammenhang als Notwendigkeit im Umgang mit den multiplen Ausprägungen der Identität gesehen werden.

Der Gestaltungsaspekt findet sich auch bei Reckwitz (2012a), bezogen auf sein „*Kreativsubjekt*“ wieder, welches einen Besonderheitsanspruch hegt. Keupp erweitert Krappmanns (1982) Modell der identitätsfördernden Fähigkeiten dahingehend konsequent, weil die Identität an sich als schöpferisch charakterisiert wird, ohne dass ihr erst gesellschaftliche Gestaltungsspielräume zugewiesen werden müssen. Dennoch steigert Reckwitz (2017) diese Gestaltung in eine Kuration des Lebens, welche das Arrangement der Elemente erfordert und Hybridität erzeugt.⁸⁶ Die Hervorhebung im Sinne einer künstlerisch-kreativen Gestaltung wird in der singularistischen Gesellschaft redundant, denn sie ist ihr immanent.

Identitätskonstruktion und Identitätsarbeit

Im letzten Abschnitt wurde auf die Position von Keupp u.a. (2013) zugearbeitet, dass Identitätsbildung als ein Entwicklungsprozess zu verstehen ist, welcher eine Konstruktionsarbeit des Subjekts zur Folge hat. Die Wahrnehmung der Identitätssubstanz als Material wird dabei allerdings entscheidend, denn der Vorgang der Konstruktion geht mit einem Identitätsgefühl einher (vgl. Keupp u.a. 2013: 225). Dieses Gefühl nährt sich „[...] aus der Verdichtung sämtlicher biographischer Erfahrungen und Bewertungen der eigenen Person auf der Folie zunehmender Generalisierung der Selbstthematisierung und der Teilidentitäten.“ (Keupp u.a. 2013: 225). Diejenigen Erfahrungen, welche auf die Beziehung zu sich selbst abheben, sind als Selbstgefühl Teil des Identitätsgefühls. Die Selbsteinschätzung, Lebenssituationen regulieren zu können, bezieht sich auf das Gefühl von Kohärenz (vgl. Keupp u.a. 2013: 226). Die Autoren beziehen sich dabei auf Aaron Antonovskys (1923-1994) Begriff der „Salutogenese“ (Antonovsky 1997) als Befähigung zur Alltagsbewältigung, wobei die drei Komponenten der Selbsterfahrungen entscheidend sind: Zum einen gilt das Gefühl der *Bedeutsam-*

⁸⁶ Siehe Abschnitt 1.6.1.

keit (*meaningfulness*) als Komponente. Die Ziele und Vorstellungen von der eigenen Identität können so in konkrete Skizzen transformiert werden, was in eine Selbstachtung mündet. Zudem ist das Gefühl von *Handhabbarkeit* (*manageability*)⁸⁷ dann maßgeblich, wenn diese Ideen und Skizzen umgesetzt werden können. Drittens ist die *Verstehbarkeit* (*comprehensibility*) als reflexive Komponente ein wichtiger Gegenstand (vgl. Antonovsky 1997: 35f.).

„Kernnarrationen“ gelten als kommunikable, komprimierte Elemente der Identität, welche in eine Sinngebung des Selbst münden können (vgl. Keupp u.a. 2013: 229). Deshalb ist Identitätsbildung als Arbeitsprozess der „Passungsarbeit“ der inneren und äußeren Welt zu verstehen (vgl. Höfer 2002: 59). Renate Höfer (2002) bezieht sich mit der Abbildung 2 auf das Modell „Konstruktionen der Identitätsarbeit“ (Keupp u.a. 2013: 218) und vermittelt dies aus gesundheitswissenschaftlicher Sicht dediziert.

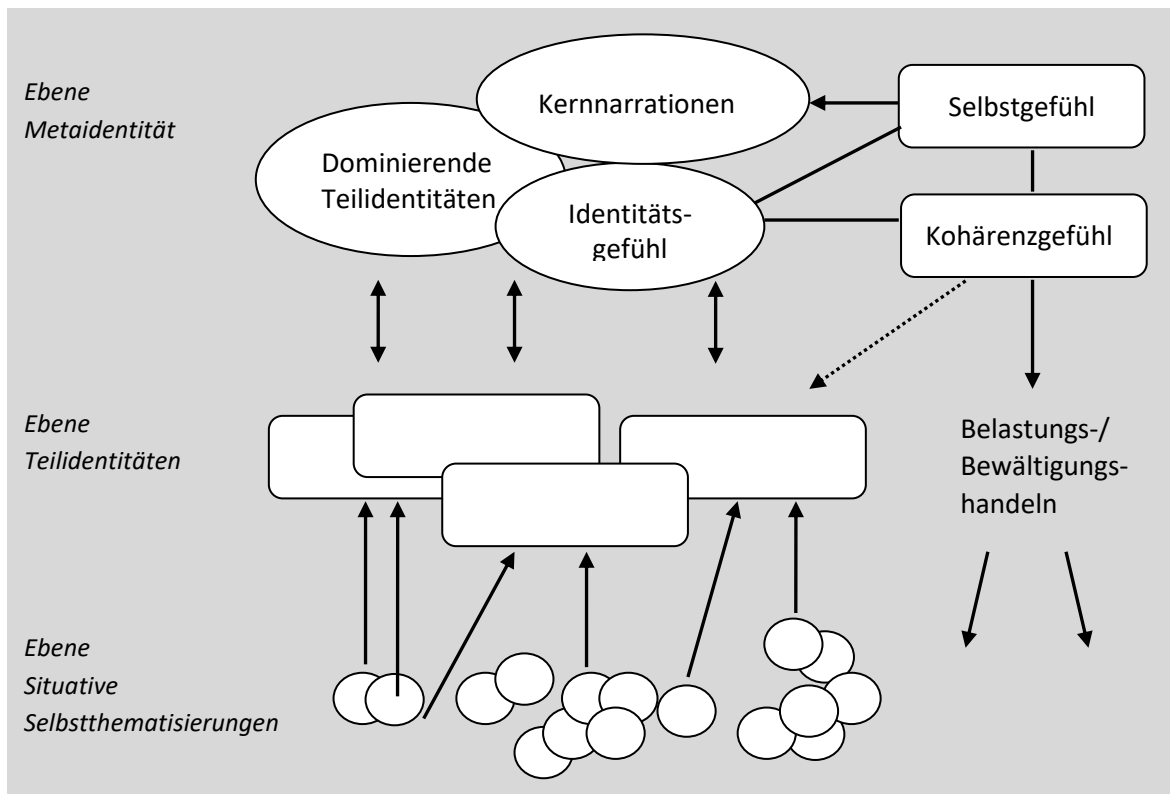


Abb. 2: Modell der Identitätsarbeit (Höfer 2002: 60)

In ihrem Modell (Abbildung 2) verläuft Passungsarbeit auf drei Strukturebenen, die miteinander im Zusammenhang stehen: *Situative Selbstthematizierungen* entstehen durch die alltäglichen Erfahrungen und verdichten sich zu *Teilidentitäten*. Diese formulieren sich bei-

⁸⁷ In weiterer Literatur wird der Begriff „Handhabbarkeit“ als „Gestaltbarkeit“ und „Bedeutsamkeit“ als „Sinnhaftigkeit“ benannt. Diese Termini werden hierbei synonym verwendet.

spielsweise als Berufsidentitäten. Zum anderen erfolgt eine Reflexion der Selbstthematisierungen und der entstandenen Teilidentitäten auf einer *Metaebene*, die auch zu einer konsistenten „Metaidentität“ führt. Gelingt dies, entsteht ein *Selbstgefühl* und damit auch ein *Kohärenzgefühl*. Anhand dieses Selbst- und Identitätsgefühls werden Reaktionen auf Belastungen ermöglicht, welche unmittelbar in ein Bewältigungshandeln auf situativer Ebene führen können. Nach Höfers Auffassung geschieht die Verdichtung von Selbstthematisierungen anhand von Identitätszielen, wie *Autonomie*, *Anerkennung*, *Selbstachtung*, *Originalität* oder *Selbstwirksamkeit*⁸⁸ (vgl. Höfer 2002: 61).

Keupp (2005) untergliedert die Identitätsarbeit in eine *innere* und in eine *äußere Dimension*. *Passungs- und Verknüpfungsarbeit* kommt der äußeren zu, wobei die Integration sowie die Beibehaltung der Fähigkeit zum Handeln im Mittelpunkt stehen. Allgemeines Ziel ist die Anerkennung im sozialen Umfeld. Die innere Arbeit hingegen soll die Anerkennung des Selbst forcieren, indem *Synthesearbeit* geleistet wird. Kohärenz im Sinne der Schlüssigkeit soll durch Verknüpfungen innerhalb der Identität entstehen (vgl. Keupp 2005: 9 f.).

Der Arbeit beziehungsweise dem Beruf schreibt Keupp (2005) nun eine besondere Bedeutung zu. Er verweist äquivalent zu Reckwitz (2012a, 2017) darauf, dass kein Anspruch mehr darauf besteht, dass die Entwicklung einer Berufsidentität auf einer kontinuierlichen Berufsbiografie aufbauen kann.⁸⁹ Hingegen konstruiert sich Arbeitsidentität über Projekte, also über zeitlich begrenzte Formate. So kann auch der Rückgriff auf vergangene Erfahrungen wieder zur Reaktivierung von Kompetenzen führen. Trotz des Umstandes, dass die Berufsidentitäten gewissermaßen in kompetenz- und aufgabenorientierte Arbeitsidentitäten transformiert werden, wirkt die Sinnhaftigkeit der Tätigkeiten identitätsstiftend. Zudem wirken die Bedeutungsannahmen von Arbeit vielschichtig und auf komplexe Weise. Die Wichtigkeit von Arbeit für die Identitätsentwicklung zeigt sich gerade daran, dass das Ausbleiben von Arbeitsverhältnissen verheerende Auswirkungen hat. Erwerbsarbeit fungiert als Erfahrungsgenerator einer wirkmächtigen Handlungsebene (vgl. Keupp 2005: 10 f.).

⁸⁸ „Selbstwirksamkeit“ ist ein Begriff aus der Psychologie und beschreibt die Fähigkeit, mit schwierigen Situationen anhand eigener Kompetenzen umgehen zu können. So ist sie Teil der „*human agency*“ (vgl. Bandura 1995: S. 2 f.). Im soziologischen Kontext drückt der Begriff „Agency“ die „Handlungsmacht“ aus. Ein Individuum ist dazu befähigt, transformativ seiner sozialen Umwelt gegenüberzutreten (vgl. Raithelhuber 2008: 18). Im empirischen Teil hat dieser Terminus bei den Ausführungen der Fallstrukturhypothesen eine sekundäre Bedeutung und streift die Thematik der Identitätsentwicklung.

⁸⁹ Siehe Abschnitt 1.4 und 1.5.

Tiefergehend beschreibt der Autor, dass Identität überhaupt von einem Anerkennungsgefühl abhängig ist. Eine positive Reputation durch andere ist dabei eine Bedingung. Diese ermöglicht dann wiederum die Anerkennung des eigenen Selbst. Gemeinsam mit dieser *Selbstthematization*⁹⁰ durch Erfahrungen führen die drei Komponenten zu einem tragenden Identitätsgefühl (vgl. Keupp u.a. 2013: 256).

Den Mittelpunkt der Identitätsarbeit bildet für Keupp die Arbeit an der „Patchwork-Identität“ als Ordnungsprinzip, indem Fragmente aus den Erfahrungen zueinander arrangiert werden. Auf dieser metaphorischen Ebene stellt er dem klassischen Muster den „Crazy Quilt“ (Keupp 2002: 5), den ‚Flickenteppichs‘ gegenüber. Das Klassische zeichne sich vor allem durch Regelmäßigkeit aus, während für die zweite Variante Überraschungen, Unregelmäßigkeiten und eine kontrastreiche Farbenvielfalt typisch seien. Auf identitätstheoretischer Ebene wirke diese Metapher als Vergleich eines klassischen Verständnisses zu einer – auf das Jahr 2002 bezogen gegenwärtigen Form der Identitätsbildung. Die Identitätsarbeit fordere entsprechend Ressourcen kreativen Schaffens ein (vgl. Keupp 2002: 5 f.) Er verweist also darauf, dass sich die Identitätsarbeit den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen anpassen sollte, welche zunehmende Kreativitätserwartungen mit sich führen.

Bei aller Würdigung ist bei dem Modell von Heiner Keupp hervorzuheben, dass das visuelle Modell des „Patchwork“ als eine *Gleichzeitigkeitsmetapher* dahinsteht, was ein zugleiches Vorhandensein aller einst herausgebildeten Identitäten voraussetzen würde. Zudem erscheint diese Vorstellung der Grenzlinien, welche sich als Nähte gestalten, zwischen den Identitäten als überaus statisch und ohne Übergänge unter den Teilidentitäten. Die *Wandlungsfähigkeit* wird zwar mitunter als situativ beschrieben, jedoch trägt dieser Ausdruck dem kaum Rechnung.

Heike Ohlbrecht (2006) stellt noch einen Zufälligkeitsaspekt bei der Identitätsbildung heraus, wobei sich das Individuum seine Teilidentität in derjenigen Form generiert, die von der sozialen Umwelt abgerufen wird (vgl. Ohlbrecht 2006: 50).

Bei der Berücksichtigung dieser Gegenüberstellung würden Identitäts(-wandlungs-)prozesse und ihre temporäre Gestalt als überkomplex wahrzunehmen sein. Dies bedinge sich durch die Vorstellung von Teilidentitäten, die sich jeweils situativ neu bilden und abbilden

⁹⁰ Klaus-Jürgen Bruder diskutiert die „Selbstthematization“ im Lichte des „Neuen Geistes des Kapitalismus“ (Boltanski/Chiapello 2006) als Spannungsfeld aus der „Selbsterfahrung“, zur Findung des eigenen Kernes, und der Selbstinszenierung in den Medien (vgl. Bruder 2005). Wenngleich, Keupps Ansatz im Zuge der Identitätsarbeit zuvor verfasst wurde, so kann Bruders Ansatz dennoch einen diskursiven Bezug zum Reflexionsbogen I, insbesondere Abschnitt 1.7.3, herstellen.

müssten. Keupp sieht interdependente Transferleistungen zwischen den Teilidentitäten, jedoch bildet seine Metapher diese Komplexität, welche durch ebenfalls komplexe bis hin zu konfuse Lebenslagen hervorgerufen wird, für die Epoche der Spätmoderne des beginnenden 21. Jahrhunderts mit seinen krisenhaften Eigenschaften nicht konsequent ab. Ein Grund hierfür könnte schlicht die zweidimensionale Darstellung der visuellen Metapher sein, welche auf eine Länge und Breite beschränkt ist. Aufbauend auf Keupps Gegenüberstellung von klassischen und gegenwärtigen Sinnbildern werde ich einen Versuch modellieren, der die Problemstellungen berücksichtigt.

2.3 Näherungsversuche an ein synthetisches Identitätsverständnis

Mit den Erkenntnissen der letzten Abschnitte wird im Folgenden hergeleitet, wie sich Identität im spätmodernen Kontext unter Berücksichtigung unterschiedlicher Blickwinkel gestalten kann. Dazu werden ihre Elemente diskutiert, welche dann zu einer Gesamtskizze arrangiert werden. Hierbei muss angemerkt werden, dass die nun folgenden Näherungsversuche eine Qualität des „sensibilisierenden Konzeptes“ (Blumer 1954 zitiert nach Strübing 2014: 29) der sozialtheoretischen Perspektive aufweisen, wobei mannigfaltige Betrachtungsweisen von Phänomenen Fragen generieren können (vgl. Strübing 2014: 29 f.).⁹¹ Damit wird unterstrichen, dass das Identitätsverständnis der Spätmoderne in seiner Bandbreite kaum gefasst und klar definiert werden kann. Jedoch können Näherungsversuche über die Metaphorik und Synthese für einen Umriss hilfreich sein.

2.3.1 Gedankenexperimenteller Modellvergleich

Es ist schon auffallend, dass sich dieses Kapitel des Identitätsdiskurses unter anderem an Metaphern orientiert, die zur symbolischen Veranschaulichung dienen. Ob die des „Identitätskerns“ bei Erikson (2020), der „Spiegel und Masken“ (1968) oder auch der Konsistenz eines ‚Eies‘ bei Strauss (1968), der ‚Zuckerwatte‘ bei Goffman (2018) oder des ‚Patchworks‘ bei Keupp u.a. (2013), alle diese Sinnbilder verdeutlichen die jeweilige Vorstellung der Funktionsweise von Identität unter den jeweiligen gesellschaftlichen Gegebenheiten.

Um diese wandlungsfähigen Strukturen der Identität weiter nachzuvollziehen ist es hilfreich, sich ebenfalls anhand einer Metapher respektive mit Hilfe eines sinnbildlichen Gedankenexperimentes der Vorstellung von Identität zu nähern:

⁹¹ Die Berücksichtigung „sensibilisierender Konzepte“ entspricht dem methodologischen Rahmen der „Grounded Theory“. Siehe hierzu Abschn. 4.1.1.

Wenn in einem *ersten* Durchgang in eine seifige Substanz sehr behutsam durch einen Trinkhalm Luft hinzugefügt werden würde, dann entstünde mit Wahrscheinlichkeit eine Seifenblase. Bei einem *zweiten* Versuch würde nun das Zuführen von Luft heftig beschleunigt. Hierbei würden viele Bläschen entstehen, welche je nach Dauer dieses Vorgangs in ihrer Gesamtheit unterschiedliche Figurationen (Schaum) formen würden. Die Auswölbungen wären different, einige würden zerplatzen und andere ineinander übergehen. Jedenfalls würde das Gesamtgebilde eine unregelmäßige komplexe Struktur aufweisen, welche in seiner Gesamtheit als kompakt erscheint, sich dennoch in prozesshafterweise stetig wandelt. Eine ständige Neuformung der Figuration, verbunden mit der vereinzelter Verwerfung ihrer Elemente, wäre wahrnehmbar.

Das *erste Sinnbild* soll für ein der Moderne zuordenbares Identitätsmodell stehen, wie etwa jenes von Erikson (2020). Die Blase hätte sich allmählich in berechenbarer Weise aufgebaut und würde zu einer erhabenen Form wachsen. Die zugeführte Luft symbolisiert Ressourcen und Erfahrungen mit der sozialen Umwelt, welche die Voraussetzungen für diese erhabene Form bilden. Die einflussnehmenden Lebensumstände sind hier weniger dynamischer Natur, der gleichförmige Druck der Luftzufuhr ist kontrolliert und dosiert. Das Ergebnis wäre demnach antizipiert, als wäre Identität das Ergebnis einer „Zucht“ (Baumann 1997: 135), die sich kalkulatorisch bestimmen ließe.

Das *zweite Sinnbild* hingegen soll ein Modell der spätmodernen Gesellschaft verdeutlichen. Die Dynamik und die Wucht sind im Sinne der „dynamischen Stabilisierung“ (Rosa 2019) und einer unverbindlichen „flüchtigen Moderne“ (Bauman 2022) beschreibbar.⁹² Die hervorgerufenen Lebenssituationen und Erfahrungen hätten eine disruptive Kraft auf das Individuum, die nun Teilidentitäten entstehen oder verwerfen ließe, welche das Subjekt zur Anpassung an seine Umwelt benötigt. Das entstehende Identitätswerk wäre auch hierbei ebenfalls als ein stetiger Prozess zu verstehen. Die einzelnen Bläschen stellen diese Teilidentitäten dar, welche wie bei Keupp u.a. (2013) aneinanderhaften. Nur sind bei diesem Gedankenexperiment die Übergänge eher syntheseartig als vernäht oder verklammert. Die Stofflichkeit entspricht auch weniger einem statischen Textil, sondern hierbei versinnbildlichen sich die Ressourcen beziehungsweise Informationen und Kompetenzen als die von außen zugeführte Luft, welche durch die liquide Substanz umschlossen wird. Diese Eigenschaft käme

⁹² In Abschnitt 1.1 wurde bereits darauf verwiesen, dass die Gesellschaftsmodelle von Bauman (2022) und Rosa (2021) mit der Singularitätstheorie von Reckwitz (2017, 2019) im spätmodernen Kontext als miteinander ‚verzahnt‘ gesehen werden können.

der Argumentation und Beschreibung Baumans (2022) einer ‚verflüssigten‘ Identität⁹³ nahe und sie hätte durch ihre Plastizität auch Bezüge zu Goffmans (2018) Vergleich mit einer zuckerwatteartigen Substanz. Aber auch die doch recht radikale Ausführung von Hartmut Rosa (2012), es handle sich bei dem Umstand einer sich stetig beschleunigenden Gesellschaft um eine *situative Identität*, der eine Nichtplanbarkeit des Lebensentwurfes eigen ist (vgl. Rosa 2012: 218), würde sich in dieser Metapher wiederfinden. Denn die Erscheinungsformen sind temporär.

Die Polarität des ersten und zweiten Sinnbildes macht die Variation der substanziell-orientierten Sichtweisen auf Identität deutlich. In dieser Dissertation allerdings wird von einem synthetischen Verständnis von Identitätsmodellen ausgegangen, das im empirischen Teil näher hinterfragt wird. Hierbei steht weniger die Betonung der Antagonismen dieser Modelle im Vordergrund, sondern es werden zunächst begründete Aussagen der jeweiligen Theorien unterstellt. Denn für die Biografieanalysen besteht dann eine konstruktive Offenheit, die sich weniger folienhaft auf die zu untersuchenden Daten bezieht.

Innerhalb der Identitätsarbeit soll das Patchwork-Modell zur Veranschaulichung eines gestaltbaren, schlüssigen Konzeptes zur Erreichung von Kohärenz dienen. Es ist also als *normatives Modell* verortbar. Das eben angeführte Gedankenexperiment hingegen gilt als Versuch, eine *deskriptive Metapher* zu erzeugen, welche eine seit den späten 1990er Jahren noch dynamischere, komplexer gewordene Gesellschaft mit fließenden Eigenschaften und einer singularistischen Prägung verdeutlicht und die räumlich-plastische Darstellungsweise untermauert.

2.3.2 Identitätskern

Bei jeglichen Modellen können die Ausprägungen der Teilidentitäten nicht nur durch externe Einflüsse bedingt sein. Die Diskussion um die Existenz eines Identitätskerns als biografische Konstante müsste ebenfalls Berücksichtigung finden. Weder mit der *Patchwork-* noch der *Seifenblasen-Metapher* findet sich eine solche vergegenwärtigt. Keupp u.a. (2013) verwerfen allerdings die Annahme eines Identitätskernes nicht, sondern betonen, dass alle folgenden Modelle auf Eriksons Idee eines Kerns aufbauen. Wie sonst könne das Individuum, trotz seiner unterschiedlichen sozialen Rollen, Authentizität erleben (vgl. Keupp u.a. 2013: 66 f.). Und auch hieraus lässt sich die Frage nach seiner Existenz herleiten, so wie sie sich bei den Überlegungen über die symbolisch-interaktionistische Logik ergab.

⁹³ Die „flüchtige Moderne“ (2022) wird zu einer Rahmenbedingung, welche die Identität prägt und fluidisiert (vgl. Bauman 2022).

Hingegen muss auch auf die Argumentation eingegangen werden, dass Keupp u.a. auf Theoretiker:innen hinweisen, die sich in einer postmodernen Welt vollends vom Identitätskern distanziert haben (vgl. Keupp u.a. 2013: 30 f.). Dies geht neben dem Argument seiner prozessualen Identitätsarbeit auf Theorieströmungen zurück, die im postmodernen Zusammenhang der Existenz eines Identitätskerns widerstreben (vgl. Burr 1995; vgl. Straub 1991, beides zitiert nach Gugutzer 2002: 50 f.). Auch hier stellt sich die Frage, ob ein Verwerfen eines Kernes nicht auch zwingend eine Umschreibung von Instabilität der Identität zur Folge hätte, was der Notwendigkeit einer festen Instanz widerspricht. Allerdings sollte angemerkt werden, dass auch der Blickwinkel der jeweiligen Theorie dabei entscheidend ist, der durchaus den Identitätskern aus dem Fokus rücken kann, ihn jedoch nicht bestreiten muss.

Eingangs wurde auch auf Stefanie Graefe (2019) verwiesen, die das Selbst als einen wandelbaren Kern als Teilmenge des Subjektes versteht und mit ihm verbunden ist (vgl. Graefe 2019: 8). Auch Ohlbrecht stellt eine tiefgreifende Prinzipienfrage nach einem Organisationselement der Teilidentitäten und changiert dabei zwischen der Bedeutung eines Identitätskerns und der Kohärenz als disponierenden Hauptgedanken (vgl. Ohlbrecht 2006: 50).

Ähnlich schreiben Florian Straus und Renate Höfer dem Identitätskern die Bedeutung einer „Meta-Identität“ (Straus/Höfer 1998: 296) zu, welche im Vergleich zu den Teilidentitäten eine andere Beschaffenheit aufweist (vgl. Straus/Höfer 1998: 296). Ihrer Darstellung des Identitätskerns zufolge, wird dieser über drei Dimensionen generiert (vgl. Straus/Höfer 1998: 297 ff.):

Erstens erfolgt eine Herstellung durch *biografische Narrationen*, denn bei Befragungen von Subjekten konstruiert sich Kohärenz. Die Autoren gehen von einem Zwang aus, diese zu demonstrieren. Da eine solche Figuration dann vom Subjekt als Orientierungsmuster gesehen wird, ist sie ein Bestandteil der Meta-Identität (vgl. Straus/Höfer 1998: 297f.).

Zweitens sehen sie das *Hervortreten von Teilidentitäten* als weitere Dimension der Herstellung von Identitätskernen. Es ist davon auszugehen, dass relevantere Teilidentitäten beim Subjekt mehr Stabilität und Anerkennung erzeugen als latente Teilidentitäten und sich daher auch beim Subjekt fixieren. Die Relevanzen können allerdings im Laufe des Lebens wechseln (vgl. Straus/Höfer 1998: 298 f.).

Drittens werden Identitätskerne durch *generalisierte Erfahrungsmodi* vervollständigt. Dazu zählen die *kognitive*, die *soziale* und die *emotionale* Ebene. Diese Verallgemeinerung stellt sich durch einen Querschnitt dar, denn die Erfahrungsmodi finden sich in jeglichen Teilidentitäten wieder (vgl. Straus/Höfer 1998: 299 ff.).

Somit steht der Identitätskern sowohl bei Ohlbrecht als auch bei Straus und Höfer mit dem Kohärenzbegriff unmittelbar im Zusammenhang. Im weiteren Verlauf der Arbeit wird eine weitergehende Auseinandersetzung mit der Genese des Kerns⁹⁴ erfolgen, wobei hier der Gedanke des Querschnitts und das Arrangements der Teilidentitäten als hilfreich erscheinen.

2.3.3 Identitätsrahmen

Nachfolgend wird eine weitere Überlegung angestellt, die sich mit der Endlichkeit der Identität befassen soll. Sie basiert einerseits auf den Ausführungen von Erikson (2000), dass Identitäten auch diffundieren können sowie der Überlegung von Keupp u.a. (2013), dass zur Identitätsbildung unterschiedliche Ressourcen benötigt werden (vgl. Keupp u.a. 2013: 276), welche jedoch endlich sind. Überdies wird Identität als ein „Rahmenkonzept“ (Keupp u.a. 2013: 60) verstanden. Beide Autoren weisen auf die Notwendigkeit der Grenzziehung der Identität hin, denn eine Innen-Außen-Differenz sollte erklärlich sein.

Der Psychopathologe Christian Scharfetter (1990) baut in gewisser Weise auf Eriksons (2020) Modell der ‚Ich-Identität‘ auf. Nur geht es bei ihm aus klinisch-psychologischer Sicht um das „Ich-Bewusstsein“ (Scharfetter 1990: 72). Unter anderem ist hierbei die „Ich-Demarkation“ (Scharfetter 1990: 84) für eine psychische Gesundheit entscheidend, über jene sich eine Gewissheit über die Trennung von dem Ich und dem ‚Nicht-Ich‘ herausbildet. Fehlt diese Bewusstseinsdimension, erleben Patienten ein Zusammenfließen mit der Umwelt und es kommt zu Diffusionsphänomenen, wie beispielsweise eine scheinbare Fremdkontrolle oder Gedankenübertragung (Scharfetter 1990: 84 ff.).

Die Gliederung verdeutlicht an dieser Stelle noch einmal auf besonders prägnante Weise die gesundheitliche Relevanz von Kohärenz, wenngleich die biografische Ebene hierbei weniger angesprochen sein mag. Zum anderen ist die „Ich-Demarkation“ als Grenze zwischen dem Subjekt und seiner Umwelt maßgeblich. Konsequenterweise wäre es herleitbar, dass es sich um einen geschlossenen Identitätsrahmen handelt, durch den sich das Subjekt abgrenzt.

Die Betrachtung der psychopathologischen Ebene von Abgrenzungsmechanismen ermöglicht auch einen konkreteren mikrosoziologischen Blick, denn der soziologische Terminus bezeichnet eher die abstrakter erscheinende *Entgrenzung* oder auch die *Selbstentfremdung*. *Ersteres* kann beispielhaft damit erklärt werden, dass die Grenzlinien zwischen Arbeit und Leben zunehmend verwischen, so dass die Arbeitsstruktur in die Lebensführung übergreift

⁹⁴ Siehe Abschnitt 2.3.4.

und umgekehrt (vgl. Dunkel 2008: 4631 f.). Auch weitere Autoren verweisen auf entgrenzende Effekte, die mit der Projektierung beziehungsweise der Überantwortung unternehmerischer Aufgaben zusammenhängen und Auswirkungen auf das Arbeitssubjekt zeigen (vgl. Pongratz/Voß 2003; Boltanski/Chiapello 2006). *Weiteres* findet beispielsweise in der „Verselbstständigung der alltäglichen Lebensführung“ (Voß 2001: 212) ihre Ursache, wobei das Arbeitssubjekt durch Entlastung seine Stabilität und Identität finden sollte, es sich jedoch paradoxerweise durch die Emanzipation des Handelns als Person verliert (vgl. Voß 2001: 212).

Eine weitere Dimension der Grenzen von Identität bietet der Philosoph Charles Taylor (1996), wobei sich das Individuum an eigenen moralischen Urteilen orientiert, welche die Identität bei seiner Entwicklung umranden:

"Definiert wird meine Identität durch die Bindungen und Identifikationen, die den Rahmen oder Horizont abgeben, innerhalb dessen ich von Fall zu Fall zu bestimmen versuchen kann, was gut oder wertvoll ist oder was getan werden sollte bzw. was ich billige oder ablehne. Mit anderen Worten, dies ist der Horizont, vor dem ich Stellung zu beziehen vermag." (Taylor 1996: 55).

Das Individuum ermöglicht sich demnach eine Eigenpositionierung durch Ein- und Ausblendung ihm möglicher Handlungsspektren.

Somit setzt auch Taylor Grenzen nach außen hin und legt identitätsbildende Faktoren fest, womit er zwischen dem für ‚das gute Leben‘ Sinnvollen und dem Nichtsinnvollen unterscheidet. Die moralische Prägung „[...] liefere den Rahmen, in dem man bestimmen kann, welches der eigene Standort ist, mit Bezug auf Fragen nach dem Guten, Ersprießlichen, Bewundernswerten und Wertvollen.“ (Taylor 1996: 55). Insgesamt sieht der Autor als Bedingung für das Selbst die Relevanz von Problemstellungen, welche wahrnehmbar ins Gewicht fallen (vgl. Taylor 1996: 67). Damit schließt er auch ein, dass für das Individuum eher unbedeutende Aufgabenstellungen „aus dem Rahmen fallen“, da keine Identifikation mit kaum erschließbaren Problemen erfolgen kann.

Beim Einnehmen der soziologischen Sicht auf Identitäten stellt sich auch die Frage hinsichtlich ihrer Genese durch *soziale Begrenzungen* von und nach außen. Heinz Abels (2006) charakterisiert Identität als „[...] nichts, was uns von Natur gegeben wäre oder zugestoßen ist, sondern was wir in Auseinandersetzung mit anderen Individuen und in Reflexion auf uns selbst gemacht haben – und weiter machen.“ (Abels 2006: 433). Hier besteht also ein Aushandlungsprozess zwischen dem Individuum und den Anderen hinsichtlich des Seins und

Nicht-Seins der zu entsprechenden Demarkationen führt. Jedenfalls hebt Abels darauf ab, dass das Individuum dabei aktiv beteiligt ist.

Konkreter führe ich diese *von außen* gesetzten Grenzen hinsichtlich der Arbeits- und Berufsidentitäten an: Somit geht es um Reglementierungen, welche die psychophysische Konstitution für bestimmte Berufsgruppen in Eignung oder Nichteignung kategorisieren. So würde beispielsweise eine Anwärtlerin auf den Beruf einer Verkehrsflugzeug-Pilotin nur dann akzeptiert, wenn die erforderlichen sicherheitsrelevanten körperlichen und psychischen Voraussetzungen erfüllt wären. Zudem müssten während und nach der gesamten Ausbildung Prüfungen erfolgreich absolviert werden – anderenfalls fiele die Aspirantin aus dieser Berufsgruppe und könnte somit keine solche, mit Anerkennung aufgeladene, Identität entwickeln.

Auch die Begrenztheit von Ressourcen und die der entwickelten anwendungsbereiten Kapitalausprägungen demarkieren Berufsidentitäten (vgl. Keupp u.a. 2013: 202). So sind beispielsweise kostenintensive Studiengänge nur für eine bestimmte kapitalträchtige Klientel ökonomisch zugänglich, obwohl die Fähigkeiten, Potenziale und Talente mancher sozioökonomisch weniger gut gestellter Studiengangsbewerber:innen als aussichtsreich erscheinen würden. Oder aber das Bestehen des Berufsalltags wird vorrangig durch ein verlässliches Sozial- oder Kulturkapital (vgl. Bourdieu 1983) ermöglicht. Wären in diesem Falle zwar Fachkompetenzen vorhanden, jedoch kaum aktivierbare soziale Kontakte, welche mit einer erkennbaren förderlichen Herkunft einhergehen, würde die identitätssichernde Anerkennung des Individuums in Frage gestellt. Krappmann (1982) sieht die garantierte Anerkennung hinsichtlich der Identitätsbehauptungen als kritisch an. Hierfür seien die Chancen zu ungleich verteilt, da die soziale Stellung auf die Bedeutung und Wirkmächtigkeit der Individuen zielt (vgl. Krappmann 1982: 209).

Es wird damit deutlich, dass Grenzlinien im Sinne eigener Moralität nicht nur von innen, sondern auch von außen durch implizite und explizite Normen und Regeln gezogen werden. Im Umkehrschluss kann dies jedoch auch heißen, dass zu den beruflichen Lebenswelten Zugänge bestehen, welche für das Individuum Anschluss bieten und die Grenzlinie die Funktion eines Verbundelementes zu der jeweiligen sozialen Welt aufweist.

Vermutbar ist hierbei, dass Demarkationen zwischen den sozialen Feldern (Bourdieu 2012[1982]), oder anders formuliert, die Grenzlinien einer funktional ausdifferenzierten Gesellschaft zwischen den Subsystemen (Luhmann 1984) Auswirkungen auf die Struktur der Identitäten haben. Dies meint eben nicht nur, dass Identitäten durch bestimmte soziale Handlungsspektren hervorgerufen werden. Relevant wäre demnach auch, wie sich die Grenzen

innerhalb der Identität, welche die Teilidentitäten erst generieren, zu jenen sozialen Feldern verhalten.

2.3.4 Skizzierung eines synthetischen Identitätsmodells

Die Annahme, dass die Beschreibbarkeit eines Identitätskerns hinsichtlich spätmoderner Identitätsmodelle bestehen bleibt, ist zwar strittig, jedoch stellt sie eine Notwendigkeit dar. So pointiert die Vertreter der Moderne Erikson, Mead, Strauss und Goffman die Existenz in unterschiedlicher Nuancierung ausführen, so offenkundig steht die Spätmoderne vor dem Problem der „De-Zentrierung der Identität“ (Keupp u.a. 2013: 53; vgl. auch Honneth 1993: 150 ff.). Dennoch bleiben, wie bereits angeführt, diese Theorien Basis des Diskurses und überdies der Forschungsfrage des empirischen Teils der Dissertation.

Letztendlich geht es um die Entwicklung und Darstellung der Substanz von Berufs- und Arbeitsidentitäten unter Betrachtung der gegenwärtigen gesellschaftlichen Entwicklungen. Dabei bleiben die Subjekt-Umweltbeziehungen, welche die Sichtweise der Teilidentitäten berücksichtigen, zu umreißen.

Es liegt nahe, dass der Umgang mit der zunehmenden Komplexität einer funktional ausdifferenzierten Gesellschaft (Luhmann 1984) und der sich daraus ergebenden Vielfalt erforderlich wird. Diese Vielfalt ist geprägt von Synthesen und Kopplungen gesellschaftlicher Teilbereiche und führt zu bedarfsgebundenen Neukonstellationen der Arbeits- und Berufswelt.⁹⁵ Weil die Identität die Funktion der Verklammerung erfüllen soll, muss jede ihrer Teile im Austausch mit der jeweiligen relevanten Lebenswelt stehen. Dies gelingt jedoch nur, wenn die Identität so angelegt ist, dass die Spiegelung des befindlichen gesellschaftlichen Teilbereichs gedeutet und *rückgespiegelt* wird, um sich auf die fließenden Veränderungen von Relevanzen hin zu modifizieren. Somit wäre Anselm Strauss' Bild des „Spiegels“ (1968) erweitert und in die dynamische zeitgeistliche Epoche der Spätmoderne integriert.

Soziale Systeme funktionieren nur unter der Voraussetzung, dass die Individuen bedenkenlos entsprechende Handlungsweisen bereitstellen und sie sich mit den bestehenden Strukturen auseinandersetzen (vgl. Bauman 2007: 150 f.).

Treffend erkennt Mead schon eine solche Beschaffenheit von Identität. In der modernen Gesellschaft nimmt das Individuum

„[...] immer und notwendigerweise eine definitive Beziehung zum allgemein organisierten Verhaltens- oder Tätigkeitsmuster ein und reflektiert es in der Struktur seiner

⁹⁵ Siehe Abschnitt 1.2 bis 1.4.

eigenen Identität oder Persönlichkeit, ein Muster, das den gesellschaftlichen Lebensprozess manifestiert, in den er eingeschaltet ist und dessen schöpferischer Ausdruck seine Identität oder Persönlichkeit ist.“ (Mead 1973: 266).

Deshalb ist die Identitätsstruktur auch innerhalb der Moderne ein Ergebnis der Reflexion der gesellschaftlichen Struktur, wobei dennoch die Individualität der Identität gewahrt bleibt. Doch sieht Reckwitz bei der spätmodernen Gesellschaft eine Steigerung hin zum Singulären und hin zu entsprechenden Erwartungen, welche sich aus dem Komplexen speisen und sich wiederum beim Subjekt durch seine Eigenkomplexität wiederfinden (vgl. Reckwitz 2017). Diese radikale Form der gesellschaftlichen Mannigfaltigkeit muss von der und durch die Identität bewältigt werden. Auch Krappmanns Modell der „balancierenden Identität“ (1982) hat die Funktion des Vermittlers zwischen dem Innen und dem Außen, wobei mit einer Eigenkomplexität des Individuums umzugehen ist.

Die angesprochene erweiterte Sichtweise auf den ‚Spiegel‘ bei Anselm Strauss (1968) verweist in aller Konsequenz auf einen Identitätskern: Die Betrachtung der Übergänge oder auch Überlappungen von Teilidentitäten, welche von den Reflexionen gesellschaftlicher Schnittmengen herrühren, steigert noch die Komplexität der Identitätskonstruktion. Zudem wirken diese Überlagerungen in sich verdichtend. Durch eine solche Darstellung kann so angenommen werden, dass die Subsumierung aller Teilidentitäten die höchste Dichte, nämlich eine erhabene Gesamtschnittmenge als Kern generiert. Dieser Kern wäre somit sowohl *biografischer Quell* der Teilidentitäten als auch *Ergebnis ihrer Verdichtung* – und damit eine Essenz.

Wird dieser Verbildlichung gefolgt, wäre es nur plausibel, dass aufgrund der Begrenztheit des biografischen Prozesses und der Neigungen des Individuums diese Vielfalt dennoch endlich sein muss. Andernfalls entstünde eine diffuse Substanz, die sich durch keine Form, sondern vielmehr durch Entgrenzungen auszeichnen würde, was wiederum ein definitorisches Selbstverständnis oder gar eine Kohärenz, im Sinne der inneren widerspruchsfreien Schlüssigkeit, unmöglich machen würde. Eine Begrenzung würde somit über eine Umrandung möglich, die das Subjekt innerhalb biografischer Erzählungen als *Identitätsrahmen*⁹⁶ beschreiben könnte.

⁹⁶ Die Dissertation von Melina Thomas beinhaltet eine Annahme einer „Rahmenidentität“ und einer „Kernidentität“ (vgl. Thomas 2013: 193 f.). Dabei bezieht sich ihre Interpretation auf Keupp (1994b). Bei der Literaturrecherche in Keupps Text finden sich keine klaren Termini dieser beiden Begriffe oder eines Konzeptes, womit ihre Überlegungen mit der vorliegenden Dissertation in keinem Zusammenhang stehen.

Die beschriebene Skizze lässt sich anhand der Abbildung 3 visualisieren, indem die einzelnen Aspekte in ihrer Gesamtheit Beachtung finden.

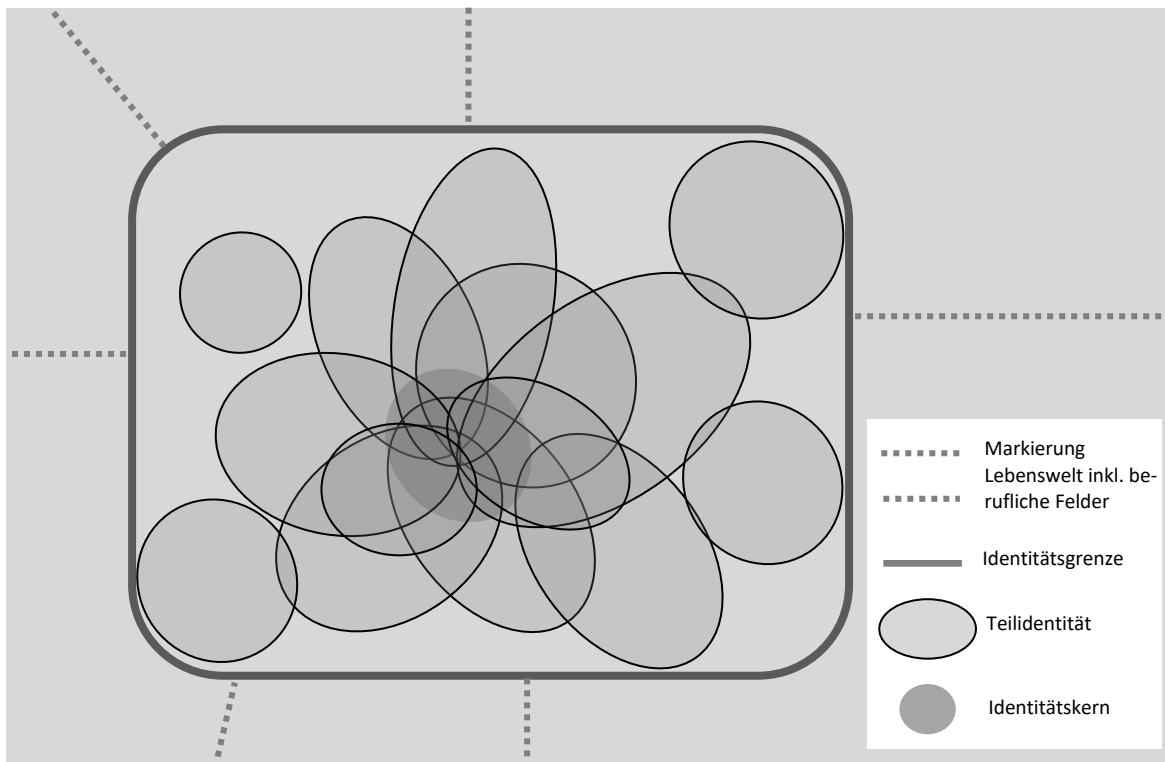


Abb. 3: Skizzierung eines Rahmen-Kern-Modelles der Identität (eigene Darstellung)

Aus den angeführten Elementen und Theorien lässt sich nun ein Umriss eines Modells (Abbildung 3) synthetisieren⁹⁷, welcher einer spätmodernen, singulären Vorstellung von Identität Rechnung trägt.

Folgender Gedankengang führt hierbei zu dieser Darstellung: Gemäß einer gewohnten Vorgehensweise lassen sich Biografien in Form eines Längsschnitts visualisieren, indem eine sequenziell untergliederte Zeitachse angelegt wird und matrizenartig unterschiedliche Lebenswelten – für diese Dissertation wären eher Berufs- und Arbeitsfelder zu berücksichtigen – in entsprechenden Ebenen abgebildet werden. Vergleichbar wäre diese Form auch mit der zeitlichen Matrix, welche Strauss (1968) als Identitätsdarstellung in Betracht zieht.⁹⁸ Die Ebenen ließen sich nun nach relevanter chronologischer Präsenz markieren. So entstünde

⁹⁷ Dabei merke ich an, dass der vorliegende Entwurf lediglich als Orientierung im Rahmen des sensibilisierenden Konzeptes dienen kann. Der empirische Teil beinhaltet eine Forschungsfrage nach dem Identitätskern und dem -rahmen. Dennoch kann das Modell nicht dogmatisch als Folie, Muster oder Hypothese zur „Abprüfung“ des Datenmaterials fungieren. Es gilt lediglich als ein visualisierter Vorschlag, der sich aus dem bisherigen Literaturdiskurs in Form eines Komprimates ergeben hat. Er kann daher Anregungen für die biografische Forschungsarbeit geben. Die Eigenkonzepte von Identitätsgestaltung von Individuen, die sich aus dem Datenmaterial ergeben, werden an dieser Stelle somit weiterhin als ergebnisoffen betrachtet.

⁹⁸ Siehe Abschnitt 2.2.2.

eine linienartige Darstellung des biografischen Verlaufs innerhalb der unterschiedlichen Ebenen. Dabei fiel auf, dass einige Verlaufslinien erst in späteren Sequenzen präsent werden, sie sich auch chronologisch mit anderen überschneiden oder annähern oder abrupt enden können. All dies wird die Identität nuancieren. Die Darstellungsform in Abbildung 3 stellt allerdings einen Querschnitt dar, woraus sich der ersichtliche Aufbau der Skizze von Identität ergeben kann. Diese Abbildung baut auf Keupps Modell der Teilidentitäten auf und dient einer synthetischen Modifizierung, die der Spätmoderne in der zeitgenössischen Phase näherkommen will und die fluiden Eigenschaften der Identität (vgl. Bauman 2022) berücksichtigt. So umreißt nun ein *Identitätsrahmen* dieses Gebilde und generiert eine Grenze zwischen dem Innen und dem Außen. Diese Umrandung ist Ausdruck der „Ich-Demarkation“ und zugleich Markierung eines moralischen Horizontes sowie sozialer Abgrenzungen und auch lebensweltlicher Verbindungen.⁹⁹ Letztendlich ist dieser Rahmen jedoch ein Symbol der Begrenztheit von Ressourcen. Dementsprechend bietet er die Möglichkeit eines biografisch begründeten *Labels*, welches einem Selbsttitel, einer komprimierten Kernnarration entsprechen kann. Es steht also nicht nur die Frage „*Wer bin ich?*“ zur Disposition, sondern auch jene: „*Wer bin ich nicht?*“.

Die *Teilidentitäten* werden durch die Formen innerhalb des Rahmens beschrieben. Sie sind Ausdruck der komprimierten biografischen Erfahrung, welche sich im Längsschnitt noch als Linien darstellten. Sie prägen sich dahingehend unterschiedlich aus, dass sie entweder Bezüge zueinander herstellen oder innerhalb des Gebildes als unabhängig gezeigt werden.¹⁰⁰ So dürften berufliche Teilidentitäten eine eher prägnante Bedeutung für das gesamte Gebilde darstellen. Vergleichsweise würde jene Teilidentität, welche beispielsweise durch das Ausführen eines kurzzeitigen Mini-Jobs entsteht, als unwesentlich in Erscheinung treten beziehungsweise wäre sie weniger mit formalen Kompetenzen und Erfahrungen aufgeladen als die eines systematisch erlernten Berufes. Solch eine Teilidentität kann insofern unabhängig von der des Berufes strukturiert sein, weil sie als Gelegenheit ihr befristetes Dasein begründen würde und kein Kompetenztransfer aus Erfahrungswerten stattfinden müsste. Jedoch wäre sie temporär vorhanden und würde ihre Aufgabe zur Alltagsbewältigung erfüllen. Sie hinterließe jedoch Spuren, wenngleich sie weniger prägend auf das Selbst einwirken mag. So, wie Straub (2000) die Identitätsleistung der Synthese und Integration hervorhebt (vgl. Straub 2000: 171 f.), steht ein Teil der Elemente miteinander im Zusammenhang. Indem

⁹⁹ Siehe Abschnitt 2.3.3.

¹⁰⁰ Höfer (2002) verdeutlicht die Bezüge von Teilidentitäten in Abbildung 2.

Kompetenzen und Erfahrungen transferiert werden und die eine Teilidentität eine Ressource der anderen darstellt, bedingen sie sich gegenseitig. Sie sind sich gleichsam gegenseitiger Quell und Resultat biografischer Erfahrung.

Bei dieser Darstellungsweise fällt zudem auf, dass einige Teilidentitäten eine *runde Form* aufweisen, andere jedoch eine *ovale* einnehmen. Ersteres deutet auf eine ungerichtete Entwicklung hin, die für keine Lebenswelt eine spezielle Bedeutung hervorbringt. Im Vergleich dazu stellen die Ovalen eine gerichtete Entwicklung dar, die sich einerseits an einer bestimmten Lebenswelt orientieren, andererseits auf den Identitätsrahmen als Begrenzung zulaufen. Je nach vorhandenen Ressourcen streben sie ihrer Grenze weitestmöglich entgegen.

Ein Teil dieser Elemente bildet Überlappungen zu anderen. Durch diese Zusammenhänge entstehen diese Verdichtungen, die in eine Gesamtschnittmenge als Identitätskern münden. Das gewonnene Kapital zeichnet sich nicht nur durch biografische Erfahrungen aus der Kindheit und Jugend aus, sondern es akkumuliert sich auch durch neue Erfahrungen der jeweiligen Teilidentitäten und passt sich den lebensweltlichen Gegebenheiten an. Der Identitätskern gilt demnach zugleich als biografischer Referenzpunkt.

Eine weitere Option bestünde darin, dass sich aus einer Schnittmenge zweier Teilidentitäten eine weitere Teilidentität synthetisiert. Übertragen auf die Berufswelt würde dies bedeuten, dass ein erlernter Beruf *A* und ein weiterer erlernter Beruf *B* zu einer Synthese beider Berufe *AB* führt, welche ein eigenes Tätigkeitsfeld darstellt: Um bei dem Beispiel der Pilotin zu bleiben, besteht die plausible Annahme, dass sich eine auf Lehramt studierte Pädagogin für Geografie und Sport zur Verkehrsflugzeug-Pilotin umschulen lässt. Nach der Feststellung einer gesundheitlichen Einschränkung wäre sie, trotz ihrer abgeschlossenen Ausbildung, für den Pilotenberuf nicht mehr tauglich. Sie könnte sich dann dazu entschließen, selbst Piloten-Anwärter:innen in der Theorie zu unterrichten. Somit wäre sie weder eine Lehrerin im Sinne des Lehramts für Geografie und Sport, noch wäre sie weiterhin Pilotin. Die Kompetenzen und Erfahrungen würden sich zu einer neuen erhabenen beruflichen Teilidentität zusammenfügen.

Identitätsrahmen und -kern erzeugen demnach ein Spannungsfeld, in dem sich die Identitätskonstruktionen stetig verändern. Auf diese Weise wird auch der Identitätskern modifiziert. In der Gesamtbetrachtung kommt diese Überlegung der „balancierenden Identität“ nach Krappmann (1982)¹⁰¹ nahe, wenn es um das Bestreben nach Ausgleich zwischen der

¹⁰¹ Siehe Abschnitt 2.2.2.

personalen und sozialen Identität, nach Straub (2000) zwischen dem Innen und dem Außen, geht.

Ohlbrecht kritisiert die Unschärfe des Begriffs der Teilidentität. Den Lesern würde vorgespiegelt, dass sie Bestandteil einer Gesamtmenge sei, dies würde neue Fragestellungen mit sich führen (vgl. Ohlbrecht 2006: 50). Dabei sei folgendes zu bedenken: „[...] das Ganze ist immer auch mehr als die Summe seiner Teile.“ (Ohlbrecht 2006: 50).

Als mögliche Antwort ist es denkbar, dass dieses Spannungsfeld auch Potenziale in sich trägt, welche prospektiv die Entstehung neuer Teilidentitäten in sich bergen oder schon vorhandene weiter entfalten. Die in der Abbildung 3 dargestellten substanziellen Freiflächen innerhalb des Identitätsrahmens würden weiter durchdrungen werden, sodass am Ende der Biografie ein ‚ausgefülltes Leben‘ stehen könnte.

Denn Abels verweist darauf, dass Identität eben nicht nur die Gesamtheit der biografischen Erfahrung darstellt, sondern gleichsam von der nicht immer bewussten Zukunftserwartung geformt wird (vgl. Abels 2006: 434).

Die Identität bettet sich nun in die soziale Umgebung ein, welche sich wiederum in *Lebenswelten* untergliedert. Wie schon erwähnt, stehen im besonderen Interesse die Arbeits- und Berufsidentitäten, die sich somit auf Arbeits- und Berufswelten beziehen. Die Teilidentitäten können sich nach bestimmten verschiedenen Lebenswelten richten und eine Beziehung zu ihnen aufbauen, und zwar mit solch einer Intensität, dass die Ressourcen des Individuums aufgebraucht werden und die Identitätsgrenze erreicht wird.

Der Darstellungsversuch kann als verbildlichter Vorschlag einer Synthese des vorangegangenen Literaturdiskurses sowie als reflexives Modell verstanden werden. So wie Mead (1973: 266), Strauss (1968) feststellen, spiegeln sich die gesellschaftlichen Strukturen im inneren der Identität wider, was hiermit durch die Skizzierung darstellbar wird. Weiterhin könnte durch die vorgeschlagene Sichtweise die Idee von personaler und sozialer Identität nach Goffman (2018) vertieft werden. Krappmann (1982) plädiert für identitätsfördernde Fähigkeiten, deren Herausbildung anhand einer solchen Darstellungsform unterstützt werden könnte. Inspiriert durch die *Seifenblasen-Metapher* wäre die Logik der Teilidentitäten nach Keupp u.a. (2013) beziehungsweise Höfer (2002) anders interpretierbar und es würde sich somit eine adaptierte Alternative zur bisherigen Darstellungsform der Patchwork-Identität erschließen.

Zweites Zwischenfazit

Kontinuität, Kohärenz und Konsistenz werden als die drei stabilisierenden Elemente der Identität aufgefasst. Dennoch sind sie nicht als bedingungslos zu verstehen. Sie müssen erarbeitet werden, denn das Subjekt ist lebensweltlichen- und genderspezifischen Regeln unterworfen, welche destabilisierend wirken können. Im Falle ihres Missverhältnisses ist ein Umgang zur Herstellung von Beständigkeit angegeben. Die Identitätsarbeit kann zu einem kohärenten Selbstverhältnis führen – sie lässt jedoch die Existenz stabilisierender Elemente offen.

Der Disput um die Existenz eines Identitätskerns findet vollends seine Berechtigung: Einerseits ist die moderne Vorstellung von einem schichtenhaften, determinierten Aufbau der Identität mit Ausprägung eines festen Kerns nach Ansicht einiger Theoretiker:innen nicht zeitgemäß. Andererseits kann eine solche Form der Entwicklung trotz allen gesellschaftlichen Wandels bejaht werden. Es liegt die Vermutung nahe, dass gerade in einer Gesellschaft, welche von Flexibilitäts-, Kreativitäts- und Singularitätserwartungen geprägt ist, die Vorstellung eines Identitätskerns als stabilisierendes Element zum normativen Ideal erhoben wird. So würde auch die Herstellung von Kontinuität in Phasen von diskontinuierlichen Verläufen oder aber das Einpendeln in einen kohärenten Zustand erklärlich. Auch die beschriebene Funktionsweise der Akkumulation des inneren Kapitals als Quell notwendiger identitätsfördernder Ressourcen wäre so nachvollziehbar, sind doch die spätmodernen Individuen auf die Schöpfung und Umsetzung eigener Konzepte angewiesen.

Andererseits bieten die gesellschaftlichen Strukturen kaum Bedingungen biographischer Determination, vielmehr erzeugen sie nahezu programmatisch Diskontinuitäten, welche auf eine prozessuale Weise in sich stetig neu formulierenden fragmentalen, singulären Figurationen der Identitäten münden.

Zudem kann auch eine Veränderung des Identitätsmodells nach Mead (2013) in den Blick genommen werden, wenn sich die Anrufungen des *ICH* und des *Ich* aufgrund der Bedeutung des Schöpferischen zu einer gesellschaftlichen Norm verschoben haben. Diese These würde einen ausgiebigen Diskurs notwendig machen.

Neben der Diskussion um den Identitätskern besteht auch die Frage nach der Begrenzung von Identitäten, die zu einer Unterscheidung von dem Innen und dem Außen führt. So wird die Demarkation zwar zu einem in Teilen gesundheitswissenschaftlichen Thema, jedoch auch zu einem soziologischen sowie einem des sozialphilosophisch-moralischen Diskurses. Ob sich ein Individuum hinsichtlich seiner Identität von innen nach außen abgrenzt oder ob

es durch soziale Reglementierungen beziehungsweise Distinktionen von bestimmten Lebenswelten aus- oder abgegrenzt wird, berührt die soziologische Betrachtungsweise. Bei allen möglichen Sichtweisen bliebe dennoch am Ende die Ausschöpfung der Ressourcen als Grenzziehung zu bedenken.

So würde das Spannungsfeld zwischen dem Identitätskern und -rahmen zu einem produktiven Raum des biographischen Geschehens und damit auch zu dem einer feingliedrigen sich prozessual generierenden Identitätsstruktur.

Wenngleich das Patchwork-Modell erklärlich ist, sollte Keupps Metapher weniger als Dogma und mitnichten als einzige Darstellungsform von Teilidentitäten verstanden werden, die der Spätmoderne gerecht wird. Der Widerspruch nämlich, dass zusammenhangslose Flicker zusammengefügt werden, welche jedoch auch transformativ ineinander übergehen sollen, erfasst die Spätmoderne nach Reckwitz' Verständnis jedenfalls nicht weitreichend. So hat sich doch die Individualitätserwartung inzwischen zu einer der Singularität gesteigert und die Entwicklung von Identität unterliegt mittlerweile einem eigenkomplexen Verständnis. Dem käme zwar das Sinnbild des kreativen „Crazy Quilts“ nahe, dennoch bräuchte es eher ein kuratierendes anstelle eines schon längst selbstverständlich gewordenen kreativen Arrangements des Selbst. Die „balancierende Identität“ würde somit die Logik des Singulären inkorporieren und die *Kuration*¹⁰² zu einem Ordnungsprinzip erheben.

Aus dem Paradigmenwechsel der Identitätsbetrachtung hin zur aktuellen Phase der Spätmoderne kann sich eine Chance ergeben, die der aktiven autonomieförderlichen Gestaltung durch das Individuum entspricht. Diese kann auf dem Konzept der Identitätsarbeit von Höfer und Keupp bauen.

Sowohl Erkenntnisse aus den modernen und als auch aus den zeitgeistlichen spätmodernen Identitätstheorien und -konzepten finden ihre Berücksichtigung, indem vielmehr deren Quintessenzen synthetisiert werden und sie sich weniger kardinal nach Aktualität sortieren und selektieren. Daher wird vorgeschlagen, auf wissenschaftlich-theoretischer Ebene zwischen *deskriptiven* und *normativen* Identitätsmodellen zu differenzieren, wobei ersteres als eine Komponente zum weiteren Erkenntnisgewinn und letzteres zur praktischen Umsetzung innerhalb der Biografie-, und Identitätsarbeit dienen kann.

¹⁰² Auf die Aufgabe des spätmodernen Subjektes, das Leben zu kuratieren (vgl. Reckwitz 2017), wurde im Abschnitt 1.6.1 eingegangen.

So kann angeregt werden, dass insbesondere die „Passungsarbeit“ (Höfer 2002: 61), also die soziale Integration, forciert wird, denn die originellen, eigenkomplexen Identitäten sind grundsätzlich weniger auf soziale Kompatibilität im Sinne einer Normalität ausgerichtet – das Besondere steht hier im Fokus! Das pragmatische Ziel der Identitätsarbeit sollte neben einer eigenen Bewältigungskompetenz des Alltags die Anerkennung des Subjektes in den Lebenswelten sein, welche sich durch eine Kohärenz der Kompetenzen ausdrücken kann. So gilt es, die beschriebene Eigenkomplexität als verständlich kommunizierbar zu gestalten, was durch das *Labeling* der eigenen Identität gefördert werden würde.

Bei der Visualisierung einer solchen möglichen Synthese finden sowohl der Identitätsrahmen als Demarkation und Klammer sowie auch der Identitätskern Berücksichtigung, welcher als biographische Konstante einerseits als Verdichtung der Teilidentitäten und andererseits als ihr Quell und Referenzpunkt in Erscheinung tritt. Das Spannungsfeld zwischen diesen beiden Elementen bildet den Raum der Genese und Entwicklung von Teilidentitäten beziehungsweise des Potenzials hierzu.

Zumindest führt dieses „sensibilisierende Konzept“ zu einem synthetischen Verständnis, welches sich auf den immer noch nachvollziehbaren Logiken anderer Modelle gründet. Dem bisherigen Argumentationsstrang folgend, ist es demnach notwendig, im empirischen Teil der Legitimität eines beruflichen Identitätskerns und -rahmens nachzugehen.

Zunächst sollte hierzu die Forschungsfrage beinhalten, ob ein beruflicher Identitätskern erkennbar wird, wie er sich gestaltet und wo Grenzen der Identität auszumachen sind. Zudem gilt es, als Bedingungen der Identitätsexistenz Positionierungen innerhalb des Spannungsbogens zwischen dem zweckrationalen und ästhetischen Arbeitsbezug und den Umgang mit eventuellen (dis-)kontinuierlichen Verläufen zu ergründen.

3.0 Arbeit und Beruf

Angrenzend an den Terminus *Identität* behandelt der Titel dieses Abschnittes dediziert das Thema *Arbeit* und *Beruf*. So wie auch schon im *Reflexionsbogen I* das Arbeitssubjekt der spätmodernen Gesellschaft beschrieben wurde, so ist es angezeigt, diese Dimension in Verbindung mit der Identität tiefergehender zu beleuchten.

Identität im Arbeits- und Berufs-Kontext ist mitnichten als banale Angelegenheit zu betrachten. Es ist also geboten, explizit auf die Begriffe mit seinen angrenzenden Termini einzugehen, um sie dann mit der bereits erarbeiteten Ebene der Identität zu konfrontieren. Vorgreifend auf den empirischen Teil ist es von Relevanz, neben dem Verständnis über spätmoderne Arbeitswelten, einen Überblick über die Mehrdimensionalität der Begriffe zu erlangen.

Demnach werde ich Sichtweisen aufgliedern, ihre wertebezogene Ebene berühren und auch den Bezug zwischen Beruf und Job herstellen.

3.1 Variationen des Arbeitsbegriffes

Mit diesem Teilabschnitt öffnet sich, angrenzend an den Identitätsdiskurs, das Feld der Arbeit. Der Begriff der Arbeit gestaltet sich in der Literatur vielseitig und er geht über die allgemein bekannte Bedeutung des Zweckes der Erwerbstätigkeit hinaus. Um Identitäten im Lichte der Arbeitswelt untersuchen zu können, ist eine mehrdimensionale Betrachtung des Arbeitsbegriffs, auch im Zusammenhang mit dem aktuellen Diskurs, sinnvoll.

Zunächst stellt sich Arbeit als basale naturwissenschaftliche Größe dar: Sie ist das Produkt aus Kraft multipliziert mit einer Wegstrecke ($W = F \times s$). Arbeit ist aus physikalischer Sicht also ein Prozess, der auf dem Faktor Kraft als Vermögen beruht und eine Bewegung erfordert (vgl. Voß 2010: 25). Insbesondere im „Scientific Management“ findet das technokratische Verständnis von Arbeit als messbare Größe eine besondere Bedeutung, denn Taylor betont den wissenschaftlichen Zusammenhang menschlicher Arbeit als berechenbare Größe (vgl. Taylor 2005 [1911]).

Eine allgemeine *soziologische Deutung* des Begriffs bezieht sich auf den Wirkungszusammenhang zwischen Individuum und Gruppe. So werden die Wechselbeziehungen zwischen den Interaktionspartnern analysiert (vgl. Pfeiffer/Dörrie/Stoll 1977: 13 f.). Die zweckbezogene menschliche Handlung, mit der sich die Arbeitssoziologie befasst, wird als ‚Arbeits-handlung‘ bezeichnet (vgl. Böhle 2010: 151).

In einem spezielleren, jedoch ähnlich abstrakten Zusammenhang sprechen die Soziologen Ulrich Beck, Michael Brater und Hansjürgen Daheim (1980) von einem gestaltenden Eingriff in die Natur sowie in die sozialen gesellschaftlichen Beziehungen. Arbeit wirkt demnach transformatorisch und steht in einem gesellschaftlichen Kontext, um den Lebensbedürfnissen des Menschen zu entsprechen (vgl. Beck/Brater/Daheim 1980: 23).

Aus *ökonomischer Perspektive* steht die menschliche Arbeit grundsätzlich mit der Bewältigung der Knappheit von Ressourcen im Zusammenhang und sie dient deshalb als Tätigkeit zur Problemlösung: Im volkswirtschaftlichen Sinne stellt *Arbeit* neben *Boden* und *Kapital* eine der drei Produktionsfaktoren dar. Dieser dient zur Ermittlung der Höhe des Volkseinkommens. Der Einsatz menschlicher Arbeit ist Voraussetzung für den Produktionsprozess (vgl. Cezanne 2005: 4).

Als angewandte *betriebswirtschaftliche Größe* stellt Arbeit ebenfalls einen Produktionsfaktor dar, doch bewirkt sie hierbei, neben den anderen Faktoren *Betriebsmittel* und *Werkstoffe*, bei der betrieblichen Leistungserstellung in Form des Input die Generierung des gewinnorientierten Outputs. Grundsätzlich besteht eine Differenzierung zwischen *objektbezogener* und *dispositiver* Arbeit, wobei die objektbezogene Arbeit von unmittelbarer Leistungsverwertung und die dispositive von planenden und organisierenden Tätigkeiten geprägt ist (vgl. Gutenberg 1963: 2 ff.; vgl. auch Wöhe/Döring/Brösel 2020: 28).

Aus *arbeitswissenschaftlicher Sicht* ist Arbeit als menschliche Tätigkeit stets zweckgebunden, zielgerichtet und dient der Existenzerhaltung (vgl. Bullinger 1994: 1). Diese Definition bezieht sich komplementär zum betriebswirtschaftlichen Nutzen auf das menschliche Interesse der Sicherung des Lebensunterhaltes.

Dennoch reicht der Horizont der begrifflichen Bedeutungen über die Erwerbstätigkeit hinaus, weshalb sich Grenzen zwischen Arbeit und Freizeit aufweichen: So werden *Hausarbeit* und *Konsumtion* der Freizeitbetätigung zugeordnet, jedoch dienen sie der Reproduktion der Arbeitskraft, wodurch selbst die private Lebenswelt ökonomisch konnotiert wird (vgl. Geissler 2010: 941, 954). Durch diesen Anschein des freizeitlich verfügbaren Rahmens wird dieser Modus auch als „Tarnarbeit“ bezeichnet (vgl. Claussen 1988).

Weiter gefasst und dennoch spezifisch differenziert Hannah Arendt (2016 [1958]) zwischen den Kategorien des *produzierenden*, *reproduzierenden* und *interaktionalen* Tätigkeitstypen:

Die *Arbeit* gilt als eine reproduzierende immerwährende Tätigkeit, die dem Fortbestand menschlicher Existenz dient. Dabei werden Rohstoffe und Ressourcen verbraucht. Komplementäre Zustände wie einerseits Erschöpfung und ‚Mühsal‘ und andererseits Regeneration und Ruhe sind Teil dieses Zyklus’. Die Autorin setzt hierbei Erwerbs- und Hausarbeit gleich, denn der Charakter der Arbeit dient dem Erhalt menschlichen Lebens (vgl. Arendt 2016: 114 ff.).

Als zweiter Tätigkeitsmodus dient das *Herstellen* als produzierender Modus von Gebrauchsgegenständen zur Stabilisierung der Welt durch die Verdinglichung dauerhaft existierender Objekte. Dieser Prozess ist endlich und durch Zerstörung umkehrbar. Die gewonnenen Gebrauchsgegenstände, wie zum Beispiel Werkzeuge, verschleißten (vgl. Arendt 2016: 170-181). Das Schaffen von *Kunstwerken* hingegen bildet eine Sonderform des Herstellens, denn diese haben keine zweckrationale Bedeutung und können so oft länger bestehen als Gebrauchsgegenstände (vgl. Arendt 2016: 201 ff.).

Das *Handeln* arrangiert als dritter interaktionaler Tätigkeitsmodus Gründung und Fortbestand des Sozialen und hat eine vermittelnde Funktion. Es bezieht sich auf die Verständigung in der Öffentlichkeit und ermöglicht erst gesellschaftliche Kontinuität. Der Handlungsprozess ist nicht umkehrbar und ist deshalb unwiderruflich (vgl. Ahrendt 2016: 213-311).

Richard Sennett (2012 [2008]) typisiert ebenfalls Arbeit, wobei er insbesondere das *Handwerk* als Ausdrucksform von Fertigkeiten und Talenten deutet. Dabei sieht er Arbeit eben nicht nur als zweckrationales Handeln zum Gelderwerb, sondern als Möglichkeit von persönlicher Entfaltung (vgl. Sennett 2012).

Beide Autoren, Arendt sowie Sennett, beziehen sich durch ihre Typisierung auf die Qualität des Tätigseins. Diese Differenzierung der Qualitäten des Produktiven und Reproduktiven schlüsselt auf, in welchem Modus sich das Individuum verortet.

Der Erwerbscharakter von Arbeit ist demnach nur eine Facette des zielgerichteten Tätigseins. Aber auch sein Zweck an sich fächert sich in unterschiedliche Formen auf. So werden drei Gesichtspunkte deutlich, womit *erstens* die Grenze zwischen Arbeit und Lebensführung in Frage gestellt wird, *zweitens* die Zielgerichtetheit auf Basis einer Ethik oder eines Ethos (die Frage nach dem „Wofür“) begründet liegt und *drittens* die Arbeit in einer bestimmten Güte und Professionalität durch berufliches Handeln abgefordert wird, was eine gesteigerte Identifikation mit den Tätigkeiten erfordert.

Aus arbeits- und gesundheitssoziologischer Sicht sieht Ohlbrecht (2002) Arbeit als doppel-seitige Gegebenheit. Einerseits wirkt sie strukturgebend, identitätsstiftend sowie autonomie-förderlich, andererseits führt sie zwingend Abhängigkeiten und die Gefahr von Entfremdung mit sich (vgl. Ohlbrecht 2022: 264). Die Aufweichung der Grenze zwischen Arbeit und pri-vater Lebensführung wurde bereits im Reflexionsbogen I dieser Schrift angedeutet: In einer spätmodernen Gesellschaft ergeben sich Entgrenzungseffekte, die zum einen den unterneh-merischen Anspruch an das Arbeitssubjekt stellen und deshalb zeitliche und räumliche Li-nien zwischen Erwerb und Freizeit aufheben (vgl. Pongratz/Voß 2003; vgl. Boltanski/Chia-pello 2006). Zum anderen wird außerhalb des arbeitszeitlichen Rahmens die Außenwirkung des Erfolges des Arbeitssubjektes entwickelt, was über eine reine Reproduktion der Arbeits-kraft hinaus geht (vgl. Reckwitz 2017; 2019).

Mit dem nahezu evolutionär anmutenden Schritt der Industrie 4.0 wandelt sich die Arbeit als Format weiterhin: „Die Arbeit wird in diesem Prozess fluider, das heißt vernetzter, digi-taler, flexibler, entgrenzter.“ (Ohlbrecht 2021: 278).

Die Ausprägungen der ohnehin schon dynamischen Faktoren radikalieren sich, was Aus-wirkungen auf den Charakter der Identitäten zur Folge hat.

In den weiteren Ausführungen wird von dem Erwerbscharakter der Arbeit ausgegangen. Je-doch ist von vornherein nicht bestimmbar, inwiefern die Biografieträger:innen im empiri-schen Teil selbst eine räumliche oder zeitliche Abgrenzung zwischen Arbeit und Privatem vornehmen beziehungsweise diese aufheben. Somit stellt sich die Frage, wie sich durch das eigene Arbeitsverständnis ihre Identitäten ausformulieren.

3.2 Erläuterung des Berufsbegriffes

Von der Arbeit zu unterscheiden, aber dennoch mit dem Erwerbscharakter im Zusammen-hang stehend, ist der *Beruf*.

Im klassisch soziologischen Sinne versteht Weber den Beruf in seinen historischen Grund-festen als „Lebensstellung, umgrenztes Arbeitsgebiet“ (Weber 2017: 54).

Wie bereits im Reflexionsbogen I umrissen, handelt es sich bei Berufen nach der Definition von Werner Dostal um „Qualifikationsbündel“, die auch begrifflich in Form von Bezeich-nungen komprimiert werden (vgl. Dostal 2002: 463). Berufe dienen der langfristigen Siche-rung und Erweiterung der individuellen beziehungsweise familiären Existenz (vgl. Nerdin-ger/Blickle/Schaper 2014: 187). Der Warentausch als Basishandlung des ökonomischen Fel-des macht spezialisierte Arbeitssubjekte zu einer Grundvoraussetzung, welche differenzierte

Ausprägungen von Arbeit mit sich führt. Daher werden ebenso unterschiedliche Typen von Berufen herausgebildet. Diese haben durch ihre eigene Wareneigenschaft eine marktregulierende Funktion übernommen (vgl. Beck/Brater/Daheim 1980: 35 ff.). Die Merkmale des Berufes werden von Werner Dostal, Friedmann Stooß und Lothar Troll (1998) anschaulich komprimiert: Die „Qualifikationsbündel“ sind nach ihren jeweiligen wissens- und kompetenzbezogenen Charakteristika kategorisiert und arrangiert. Jenen Bündeln werden Aufgaben zugerechnet, die durch Arbeitsgegenstand, Arbeitsmittel sowie das Arbeitsumfeld bestimmt sind. Die zur Berufsausübung notwendigen Handlungsspielräume des Individuums generieren sich anhand von Hierarchiestufen, wobei Qualifikationsträger mit den Arbeitsaufgaben angeglichen werden (vgl. Dostal/Stooß/Troll 1998: 440; vgl. Ohlbrecht 2022: 267).

Dennoch werden diesem Begriff gewisse Ambiguitäten zugeschrieben, die ihn als diffuse Variable erscheinen lassen (vgl. Dostal 2002: 463; vgl. Beck/Brater/Daheim 1980). Die Bandbreite erstreckt sich von *anschaulichen Berufen*, wie beispielsweise des/der Verkäufer:in, über *kryptische Tätigkeiten* wie die Computerarbeit, bis hin zu *nicht öffentlich zugänglichen Berufen* mit einem schwerlich greifbaren Charakter, wie beispielsweise einem/einer politischen Berater:in (vgl. Dostal 2005: 16).

Die Identifikation der Individuen mit ihren Tätigkeitsfeldern prägt sich unterschiedlich aus, denn auch hierbei entstehen subtile differenzierte Sichtweisen auf den Beruf. Diese Uneindeutigkeiten – mögen sie in der Alltagswelt augenscheinlich eine sekundäre Bedeutung haben – wirken sich auf die Außenwahrnehmung von Berufen aus.

So ist in Organisationen beobachtbar, dass funktionale Rollen besetzt und betitelt werden, die Berufen ähneln können, zunächst jedoch keinem formalen „Qualifikationsbündel“ entsprechen. Etablieren und institutionalisieren sich diese Rollen, können hierzu seitens der Bildungsinstitutionen beziehungsweise der Kammern formale Abschlüsse generiert werden, die sich dann außerhalb der Organisationen auf dem Arbeitsmarkt legitimieren, jedoch durch ihre Spezialisierung zunächst kaum zu erschließen sind. Beispielsweise hat sich ein/eine Key-Account-Manager:in über einen längeren Zeitraum als betriebliche Funktion etabliert, bevor zu dieser beruflichen Position formale Abschlüsse (in Form von Studiengängen oder Weiterbildungen) anhand eines ausgewiesenen Kompetenzportfolios entwickelt wurden. Demnach ist die Transparenz des Tätigkeitsspektrums für das Verständnis für den jeweiligen Beruf entscheidend.

Mit der ersten Strukturgebung der Handlungsmodi im Reflexionsbogen I habe ich zwischen dem *zweckrationalen* und dem *ästhetischen* Handlungsmodus unterschieden.¹⁰³ Die beiden Pole und das damit einhergehende Kontinuum zeigen eine facettenreiche Bandbreite auf, die sich mit Tätigkeitsfeldern und entsprechenden Berufen ummanteln lässt:

- So befinden sich auf der zweckrationalen Seite Tätigkeitsfelder, deren Nutzen im Sinne gesellschaftlicher Reproduktion im Vordergrund steht. Als Beispiele gelten Berufe im Gesundheitsbereich, wie in der Medizin und Pflege oder angrenzende Bereiche, wie die Pharmazie. Auch Arbeitsbezüge mit ökonomischem und verwaltendem Charakter befinden sich auf dieser Ebene.
- Der ästhetische Handlungsmodus bindet Tätigkeitsfelder, die sich im Kern von einem Zweckbezug distanzieren, was den künstlerischen Berufen zugeschrieben werden kann. Dabei ist zu berücksichtigen, dass angewandte künstlerische Berufe, gegenüber den freikünstlerischen Sparten, einen doch vorhandenen Zweckbezug aufweisen.
- Berufe innerhalb des Kontinuums ohne extreme Ausprägungen zeigen einen Modus mit einem jeweiligen anderen Anteil auf, wobei sich die Berufsgruppen zwischen Zweckrationalität und Ästhetik in unterschiedlichen Facetten synthetisieren. Dies kann damit zusammenhängen, dass sich die Aufgabenbündel und Handlungsstrukturen vielseitig gestalten.

Das Forschungsinteresse liegt hierbei unter anderem darin begründet, wie sich die Befragten nach ihrem Beruf- und Arbeitsverständnis selbst zuordnen.

3.3 Wertebezogene Dimension von Arbeit und Beruf

Mit dem *Identitätsrahmen* einer Arbeits- und Berufsidentität besteht der Bezug unter anderem zum wertebasierten Verständnis eines Individuums, welches sich im Laufe des Erwerbslebens herausgebildet hat. Dabei wurde hervorgehoben, dass dieser anhand eines Sinnhorizontes als Begrenzung fungiert (vgl. Taylor 1996: 55).¹⁰⁴

Es stellt sich als eine Herausforderung dar, die Qualität von Arbeit bezüglich ihrer Sinnhaftigkeit zu charakterisieren. Hierzu sind Fredericke Hardering, Mascha Will-Zocholl und Heather Hofmeister (2016) mit ihrem Beitrag dieser Frage nachgegangen und haben bezüglich *sinnvoller Arbeit* drei Kerndimensionen herausgestellt: *Erstens* besteht das Verständnis der

¹⁰³ Siehe Abschnitt 1.1.

¹⁰⁴ Siehe Abschnitt 2.3.3.

nutzenbringenden Arbeit, wobei der gesellschaftliche Nutzen von Berufen und anderen Tätigkeitsformaten deutlich wird. *Zweitens* entsteht bei einer sinnvollen Tätigkeit auch die Frage nach der *Güte der Arbeit*, die nach Qualitätsparametern bemessen und sichtbar gemacht werden kann. *Drittens* kann die Arbeit durch ihre *subjektive Bedeutsamkeit* für die Individuen eine besondere Sinnhaftigkeit darstellen (vgl. Hardering/Will-Zocholl/Hofmeister 2016: 6 f.).

Grundsätzlich lässt sich der erste Gesichtspunkt, die nutzenbringende Arbeit, mit dem zweckrationalen Handlungsmodus in Verbindung bringen. Die Autorinnen treffen demnach eine Differenzierung zu anderen, nicht zweckbezogenen Tätigkeiten. Ob sich allerdings ein nicht zweckrationaler beziehungsweise nicht nutzenbringender Arbeitsbezug dem zweckrationalen zwingend kardinal unterordnet, bleibt zu diskutieren.

Während der Nutzenbezug und die Güte der Arbeit von der Anerkennung der Anderen abhängig sind, bildet sich die subjektive Bedeutsamkeit aus der Identifikation des Individuums mit seiner Tätigkeit. Grundsätzlich wirken alle drei Typen sinnvoller Arbeit identitätsbildend, jedoch stellt sich der letztgenannte als Voraussetzung der personalen Identität heraus und zeigt auch subjektive Grenzen des Arbeitshandelns auf.

Bei näherer Betrachtung bildet das Individuum eigene Werte und Handlungsprämissen, welche sich zu einem *Arbeitsethos* ausformen. Dieses stützt das Individuum und legitimiert sein Handeln, woraus auch praxisbezogene Handlungsprinzipien abgeleitet werden können.

Jedoch ist es von einer ausdifferenzierten *Ethik* zu unterscheiden. Während durch das Ethos das Bewusstsein für das Selbstverständnis, die Lebensführung und der Umgang mit Anderen formuliert wird, stellt die *Ethik* eine philosophisch-kritische Reflexionsebene von Moral dar (vgl. Ulrich 2008: 32 f.). Das *Arbeitsethos* als subjektives Bewusstsein moralischer Überzeugungen gilt als prägendes Element von Identität. Die sich daraus ergebenden normativen Überzeugungen verleihen dem Handeln ihren Antrieb und Sinn (vgl. Ulrich/Maak 1996: 12; vgl. Ulrich 2008: 37).

Eine *Arbeitsethik* kann allerdings als Folie dazu dienen, auf der kritischen Reflexionsebene Identifikation mit der Tätigkeit sowie eine Handlungsorientierung herzustellen, die neben den Werten auch abgeleitete Normen und Regeln beinhaltet.

Einschlägige Werke verweisen hierfür auf die „protestantische Berufsethik“¹⁰⁵ (Weber 2017 [1905]), welche die Entstehung des Kapitalismus durch die puritanische Lebensweise beschreibt. Sie zeichnet sich durch Bescheidenheit, Sparsamkeit und Fleiß aus. Diese Haltung sollte zur Seligkeit durch Arbeit führen, welche sich im materiellen Reichtum widerspiegelt. Somit wurde Kapitalakkumulation möglich und die Berufsethik mündete in dem „*Geist des Kapitalismus*“ (Weber 2017). Weber betont, dass die besonders ausgeprägte Bindung zwischen Berufsethik und Religiosität nur bei der puritanischen Ausformung des Protestantismus bestehe. Disziplin und erfolgsorientierter Zweckbezug erschaffen somit den „Berufsmenschen“ als Idealtypus (vgl. Weber 1980: 337). Diese beschriebene asketische, präkapitalistische Kultur hatte einen weitreichenden Einfluss auf die der Industriemoderne und weiterhin auf die Erwartung an die Arbeitsmentalität der heutigen Zeit.

Weniger aus einem soziologischen als vielmehr aus einem theologischen Blickwinkel stellt die katholische Ausprägung der Berufs- und Arbeitsethik einen Gegenentwurf zur protestantischen dar, welche anstelle der Erwirtschaftung von Kapital die Berufsausübung als Selbstverwirklichung in den Vordergrund rückt. Hierzu hat Johannes Paul II die Enzyklika „*Laborem exercens*“ (*Arbeit vor Kapital*) (Johannes Paul II 1981) herausgegeben. Dabei sei die soziale Stellung des Menschen in der Arbeitswelt von der Würde, von Mitgestaltung sowie von seiner beruflichen Eignung zur Aufgabenerfüllung geprägt. Grundsätzlich entspräche die Enzyklika einem christlichen Menschenbild (vgl. Herr 1985: 168 f.). Die Betonung des Menschenbildes ist ein Verweis darauf, dass der arbeitskulturell-informelle Nährboden innerhalb des konfessionellen Rahmens vor Herausgabe dieser formalen Enzyklika bereits bestand.

Da das Individuum mit seinem Arbeitshandeln einen ökonomischen Bezug herstellt, ist zudem die Betrachtung auf der Metaebene unterschiedlicher *Wirtschaftsethiken* mit ihren Ausprägungen hilfreich. Die individuellen Arbeitsethos können sich sodann an den entsprechenden Ethiken orientieren.

Die Typisierung der zeitgenössischen Wirtschaftsethiken von Peter Ulrich und Thomas Maak (1996) ermöglicht einen Überblick über die spätmodernen Strömungen, woraus sich entsprechende Arbeitsethiken ableiten lassen:

¹⁰⁵ Trotz der allgemeinen begrifflichen Differenzierung von Arbeit und Beruf, finden sich hinsichtlich der Arbeits- und Berufsethik in der Literatur beziehungsweise eines entsprechenden Ethos kaum begriffliche Unterscheidungen oder beide werden gar synonym verwendet. Somit werden Arbeit und Beruf in diesem Teilabschnitt im Zusammenhang betrachtet.

Die „*funktionalistische Wirtschaftsethik*“ gilt als Basis der ökonomischen Rationalität. Hierbei wird auch die Metapher ‚Schmiermittel‘ verwendet, um Gewinnstreben und Rationalität zu legitimieren beziehungsweise den Wohlstand zu idealisieren. Der *freie Markt* ohne Ordnungsinstanzen wird als erstrebenswert angesehen und der uneingeschränkte Handel forciert (vgl. Ulrich/Maak 1996: 16 f.). Auf der Mikroebene bedeutet dies für das Arbeitssubjekt das ökonomistisch-liberalistische Arbeitshandeln als Leitprinzip.

Die internationalisierten hochdynamischen Märkte mit den einhergehenden Zwängen zur Rentabilitäts- und Gewinnmaximierung rechtfertigen eine „*korrektive Wirtschaftsethik*“. Als ‚Gegengift‘ kommt ihr die Aufgabe zu, der Rationalisierungsdynamik in Grenzfällen Einhalt zu gebieten. Konkret bedeutet dies für Unternehmen und die Belegschaft, dass der „Stakeholder-Ansatz“¹⁰⁶ mit dem Streben nach dem sozialen Frieden einhergeht (vgl. Ulrich/Maak 1996: 16 f.). Hinsichtlich des Arbeitshandelns bedeutet dies für das Subjekt eine Haltung der partizipativen Mitwirkung ökonomischer Entscheidungen, bei denen auch soziale und ökologische Interessen unterschiedlicher beteiligter Gruppen vertreten werden.

Bei der „*integrativen Wirtschaftsethik*“ wird die Ethik selbst als eine Art ‚Werteboden‘ betrachtet, der zu einer ökonomischen Wertschöpfung führt. Weniger die bloße Eingrenzung ökonomischer Rationalität ist hierbei Gegenstand, sondern es steht vielmehr die Etablierung einer tragfähigen normativen Grundlage im Vordergrund (vgl. Ulrich/Maak 1996: 16 ff.).

Auf Ebene des Arbeitssubjektes führt Ulrich den „Organisationsbürger“ an, dem als Unternehmensmitarbeiter:in eine Loyalität eigen ist, welche jedoch kritisch ausgeprägt ist. Arbeitshandeln soll sich dort begrenzen, wo moralische Werte beeinträchtigt werden (vgl. Ulrich/Maak 1996: 20; vgl. Ulrich 2008: 350 f.).

Im empirischen Teil der Dissertation stellt sich unter anderem die Frage, welches Arbeitsethos sich im Laufe der Biografie respektive welches Werteverständnis sich tendenziell herausgebildet hat. Dies ist einerseits für die Entwicklung der personalen, andererseits für die Ausprägung der sozialen Identität entscheidend, denn es handelt sich um das Verständnis und den Sinn eigener Schaffensprozesse sowie um die Auswirkungen auf soziale Beziehungen innerhalb der Arbeitswelt. Die Demarkation zwischen dem Innen und dem Außen, was bereits als Identitätsrahmen bezeichnet wurde, markiert auch den ethischen Rahmen des Arbeitshandelns und wirkt eingrenzend. Hierbei stellt sich das Individuum die Frage danach,

¹⁰⁶ Entgegen dem „Shareholder-Ansatz“, der nur Interessen der Anteilseigner akzeptiert, lässt der Stakeholder-Ansatz auch unternehmensinterne sowie -externe Anspruchsgruppen an Entscheidungsprozessen durch Kooperationen teilhaben (vgl. Wöhe/Döhring/Brösel 2020: 50 f.).

mit welcher Qualität und welcher Begründung es in die (soziale) Umwelt eingreift und anhand welcher eigenen Ressourcen ein entsprechendes Handeln ermöglicht wird und wo sich Grenzen des Arbeitshandelns gewahr werden.

3.4 Verhältnis von Beruf und Job

Der Berufsforscher Werner Dostal (2002) prägt den Begriff der „*Entberuflichung*“ (Dostal 2002: 463). Dabei kritisiert er den Standpunkt, dass der traditionelle Berufsbegriff überholt sei. Auch dass die Beschreibung und Strukturierung der „Qualifikationsbündel“ für diese dynamisierte Arbeitswelt nicht zeitgemäß seien, bestreitet der Autor ebenfalls. Weil sich im Rahmen der Globalisierung allerdings andere Modelle entwickelt haben, die auch ohne Zuteilung funktionieren, ließe sich diese Lösung vom Beruf ableiten. Dostal legt jedoch nahe, dass gerade in der dynamischen Arbeitswelt der Berufsbegriff als Identifikationsträger fungiert (vgl. Dostal 2002: 463). Der *Job* hat allerdings die Eigenschaft, kurz- bis mittelfristig ausgelegt zu sein und er bedingt daher einen eher geringen Identifikationsgrad mit dem Tätigkeitsfeld (vgl. Dostal u.a. 1998: 440; vgl. Ohlbrecht 2022: 267). Die Betrachtung nach aktueller Sicht auf den Job lässt die projektförmige, also auch die von vornherein feststehende zeitliche Begrenztheit in den Vordergrund treten, was eine stabile Ausprägung der Arbeitsidentität verhindert (vgl. Ohlbrecht 2022: 267).

Den Job als Erwerbsgelegenheit im Sinne eines Gegenpoles zum Beruf herauszuarbeiten (vgl. Dostal 2002: 463) geht nicht per se mit der von Reckwitz (2017) attestierten Transformation des Berufsverständnisses einher. Vergleichsweise sieht Reckwitz (2017) eine Verlagerung von der Standardisierung von Kompetenzen hin zu einer Heraushebung der eigenkomplexen erworbenen Qualifikationen des singularistischen Arbeitssubjektes, welche auch informeller Art sein können.¹⁰⁷

Dennoch wird hieraus deutlich, dass Berufe auch in einer spätmodernen Gesellschaft identitätsbildend wirken und eben keiner Beliebigkeit unterliegen. Angesichts jener Tätigkeitsfelder, welche reglementiert sind und die daher speziellen formellen Qualifikationen bedürfen, wäre eine Lösung vom Beruf kaum zu rechtfertigen.

Hieraus ergibt sich die Frage, wie sich neben der Unterscheidung zwischen Arbeit und Beruf die Beziehung zwischen Beruf und Job gestaltet, ohne eine begriffliche Verquickung zu be-

¹⁰⁷ Siehe hierzu Abschnitt 1.4.

wirken. Die konsequente Differenzierung der Begriffe überblendet allerdings die Wechselwirkungen zueinander. Zur Verdeutlichung dient die Erläuterung folgender Beziehungsausprägungen mit Beispielen:

Transitivität von Beruf und Job

Ein erlernter Beruf kann sich zu einem Job dahingehend transformieren, dass die Tätigkeit als Erwerbsgelegenheit einzig der Existenzsicherung dienlich ist und die Zeit außerhalb dieses Erwerbs jedoch hauptsächlich für den Aufbau eines neuen Berufes investiert wird. Hierbei sind einerseits direkte Arbeitsleistungen möglich, die eine Entwicklung hin zu einem neuen Hauptberuf eröffnen. Der Beruf tendiert zunehmend zu einem *Nebenjob*, bei dem die Identifikation mit der Tätigkeit abnimmt. Umgekehrt wird die neue Arbeit zunehmend als Beruf angesehen, womit die Identifikation mit der Tätigkeit steigt.

Als Beispiel kann hierbei eine Verkäuferin für Textilien angeführt werden, die sich quasi nebenberuflich ein Café aufbaut und mit der Geschäftseröffnung zu einer hauptberuflichen Gastronomin wird.

Andererseits kann diese Zeit für die Erarbeitung von Berufsqualifikationen genutzt werden, die in einen neuen formalen Berufsabschluss münden. Hierbei dient der in einen Job transformierte Beruf als Einnahmequelle und er bildet eine existenzielle Basis.¹⁰⁸

Ein weiteres Beispiel in diesem Zusammenhang: Eine gelernte Kauffrau im Einzelhandel strebt einen Abschluss in Betriebswirtschaftslehre an. Ihr Job in einem Textilienfachgeschäft dient dem Zweck der Finanzierung und sie braucht nicht zwingend eine Identifikation mit dieser Tätigkeit, obwohl der Beruf einst erlernt wurde. Bleibt der Geschäftserfolg aus oder misslingt der neue Berufsabschluss, dann kann sich der Nebenjob wieder in einen Beruf verwandeln.

Jobbing als berufsstützendes Verfahren

Weiterhin besteht die Möglichkeit, einen Job zu ‚erledigen‘, um außerhalb der Lohnarbeitszeit einen weniger lukrativen, jedoch erlernten Beruf auszuüben, der Freude mit sich bringt. Eine Lohnergänzung durch Erwerbsgelegenheiten wird in solchen Fällen notwendig.

Zum Beispiel kann ein freier Künstler mit Studienabschluss, der auf dem Kunstmarkt kaum etabliert ist, sich seinen Beruf als Hilfsarbeiter im Bau-Gewerbe finanzieren. Somit wird für die eigentliche Berufsausübung eine materielle Basis geschaffen, indem der Job als Stütze

¹⁰⁸ Siehe hierzu die Analyse von IP2 im empirischen Teil der Arbeit (Abschnitt 4.3.2).

der Berufsausübung dient, ohne dass zwingend materielle Erfolgsaussichten bestehen müssen.

Bei beiden Optionen dient der Job als Basis oder als Katalysator beruflicher Entwicklung und somit auch der Förderung von Berufsidentität.

Job als Identitätskatalysator

Weiterhin kann ein Job indirekt berufsidentitätsbildend wirken, sofern das soziale Umfeld des Individuums über Job und Beruf Kenntnis besitzt:

Wenn eine Identifikation mit der Person des Jobbenden durch Andere stattfindet und diese Person sich außerhalb des Jobs eine berufliche Basis aufbaut oder unterstützend finanziert, kann die Entwicklung einer Berufsidentität gefördert werden, welche an beide Elemente gekoppelt ist.

Als Beispiel soll ein Bratwurstverkäufer in einem Fußballstadion dienen, der sonst einen Vollzeit-Studiengang zum Maschinenbau-Ingenieur absolviert. Sein Studierendenjob verschafft ihm eine finanzielle Grundlage, obwohl in diesem Falle hierzu keine berufliche Qualifikation besteht. Weil der Bratwurstverkäufer bei den Fans beliebt ist, hegt er Kontakte zu seinen Kund:innen, sodass ihnen sein anstehender Abschluss bekannt ist und diese sich regelmäßig nach dem Studienstatus erkundigen. Sie forcieren durch ihren Austausch die Entwicklung seiner Berufsidentität und nennen ihn humorvoll „Grillineur“. Nach dem Erreichen seines Abschlusses widmet ihm der Stadion-Sprecher eine würdigende Ansprache in aller Öffentlichkeit und übermittelt Glückwünsche des ansässigen Fußballvereins.

Die Anerkennung des erfolgreichen Abschlusses in Verbindung mit der konstanten Ausübung des Jobs lässt ein identitätsförderliches Klima zu, indem dem jungen Ingenieur ein beruflicher Erfolg zugeschrieben wird.

Die benannten Beispiele verdeutlichen, dass Beruf und Job nicht starrer Konsistenz sind, sondern durchaus als wechselseitig adaptiv in Erscheinung treten und auch ineinander übergehen können, wenngleich eine definitorische Differenzierung durch maßgebliche Merkmalsunterschiede weiterhin notwendig ist. Die subjektive Deutung, ob es sich bei einer spezifischen Tätigkeit um einen Beruf oder einen Job handelt, sollte nicht überblenden, dass die

Berufssystematik mit den objektivierten, also formellen Kompetenzen einhergeht und Reglementierungen nicht übergangen werden können.¹⁰⁹

3.5 Bedeutung von Arbeits- und Berufsidentitäten

Inwiefern die Thematik ‚Arbeit und Beruf‘ mit dem Identitätsdiskurs harmoniert, ist keiner Frage geschuldet. Sowohl einschlägige als auch zeitgenössische Identitätsforscher:innen sind sich darüber einig, dass der Beruf eine Basis darstellt, um in der Gesellschaft Anerkennung erfahren zu können.

Zunächst sollte hinsichtlich der Begriffe *Arbeitsidentität* und *Berufsidentität* darauf verwiesen werden, nach welchem Verständnis sich die Differenzierung gestaltet:

Arbeitsidentität zielt auf das Produkt eines Identifikationsprozesses mit einer Erwerbstätigkeit an sich ab, die nicht zwingend an einen Beruf gebunden ist.

Berufsidentität verdeutlicht, dass die Erwerbstätigkeit in einem Verhältnis zu einer spezifischen beruflichen Rolle des Individuums steht, das auf Qualifikationsbündeln basiert.

Die Arbeitsidentität ist weiter gefasst und abstrakter als die Berufsidentität – die Berufsidentität gestaltet sich spezifischer als die Arbeitsidentität. Dennoch schließen sich beide Termini nicht aus.¹¹⁰ So kann ein Forschungsgegenstand auf zwei Ebenen betrachtet werden.¹¹¹

Grundsätzlich stellt sich die Arbeit als interaktives Format dar, mit dem sich soziale Beziehungen aktiv gestalten (lassen). Die Arbeitswelt ist also als eine Arena betrachtbar, in der Individuen mittels ihrer Berufstätigkeit Anerkennung durch Andere und ein wertschätzendes Selbstgefühl generieren können (vgl. Goffman 2019).

In der Lesart von Erikson (2020) bildet die berufliche Arbeit neben der Familie eine wesentliche Säule für die Erwachsenenidentität:

„[...] jetzt beginnt [...] das Leben, womit im allgemeinen die Arbeit oder das Studium für einen bestimmten Beruf, das Zusammentreffen mit dem anderen Geschlecht und im Laufe der Zeit Heirat und die Gründung einer eigenen Familie gemeint sind.“ (Erikson 2020: 114)

¹⁰⁹ Wenngleich die Argumente jener Konzepte der Verhältnisse von Job und Beruf plausibel darstellbar sind, ist hierfür eine spezielle Studie ratsam, um das Gebiet von Abhängigkeiten vom Job und Beruf tiefgreifend zu durchleuchten.

¹¹⁰ Die Berufsforscherin Simone Kirpal verweist auf die häufig synonyme Verwendung der Begriffe, wobei die „Arbeitsidentität“ den umfänglicheren Begriff darstellt (vgl. Kirpal 2006: 26).

¹¹¹ Der Abschnitt basiert auf eigenen Definitionen, welche sich sowohl durch den Literaturdiskurs als auch über den Forschungsprozess entwickelt haben.

Somit zeigt Erikson auf, dass das Ergreifen eines Berufes in die anderen Elemente der basalen Lebensgestaltung eingebunden ist und sich als selbstverständlicher Bestandteil der Identität zeigt.

Der Gesundheitswissenschaftler Johannes Siegrist (2015) schreibt dem Berufsstatus eine Gelenkfunktion zu, durch welches sich das Individuum mit der „gesellschaftlichen Chancenstruktur“ (Siegrist 2015: 8) verknüpft. Die Identitätsentwicklung wird eben entscheidend durch legitimierende Interaktionen innerhalb des Arbeitslebens vorangetrieben (vgl. Siegrist 2015: 8).

Ähnlich argumentieren Heiner Keupp u.a., indem sie der Arbeit und dem Beruf einen „[...] wesentlichen Stützpfeiler der Identität“ (Keupp u.a. 2013: 111) zuerkennt – wenngleich er dies durch eine kritische Perspektive hinsichtlich des klassischen Verständnisses der Moderne formuliert.

Denn diese Erwerbsarbeit wird infolge der Transformation der Arbeitswelt als Basis einer gelingenden Identität fragil (vgl. Sennett 1996 zitiert nach Keupp 2013 u.a.: 47 f.).

Diese Herleitung verweist auf die Fragestellung, inwiefern sich in der Arbeitswelt der Spätmoderne eine Stabilität der Arbeits- und Berufsidentitäten herstellt oder aber, ob diese als fluide erscheint. Im Grunde genommen vervollständigt sich der Identitätsdiskurs mit seiner Ausrichtung auf die Arbeits- und Berufswelt. Der empirische Teil der Dissertation wird sich auf den Forschungsgegenstand der Arbeits- und Berufsidentität beziehen und dessen Forschungsfragen auf seine Konsistenz innerhalb der Spätmoderne richten.

Drittes Zwischenfazit

Arbeit und Beruf unterliegen einer Differenz, die sich auf den Abstraktionsgrad des menschlichen Tätigseins bezieht. So kann Arbeit als allgemeiner zweckorientierter Handlungsmodus gefasst werden, der auch in andere Lebensbereiche außerhalb des reinen Erwerbsbezuges übergreift. Die Ausübung eines Berufes hingegen akzentuiert das spezialisierte Arbeiten innerhalb des formalen Erwerbslebens und ist Qualifikationsregularien unterlegen, die sich als ‚Pakete‘ zu einem Berufsbild mit einer Bezeichnung zusammenfassen. Auf beiden Ebenen kann sich das Individuum und sein soziales Umfeld, ob spezialisiert oder vollumfänglich, mit Tätigkeiten identifizieren, weshalb – je nach Betrachtungsweise – eine Arbeits- oder Berufsidentität ausgeprägt wird. Eine Voraussetzung hierbei ist auch die wertebasierte Legitimation zum Arbeitshandeln oder zur Berufsausübung, welche sich an einem entsprechenden Ethos oder einer Ethik orientiert.

Der Job befindet sich ebenfalls im Spektrum der Arbeit, er ist jedoch einzig monetär orientiert und charakterisiert sich überdies als zeitlich begrenztes Verhältnis. Im Vergleich zum Beruf gehört die Identifikation mit der Tätigkeit und somit auch die Entwicklung einer „Job-Identität“ nicht zu seinen Merkmalen. Jedoch ist es fraglich, ob gänzlich die Identifikation mit einem Job abgesprochen werden kann, denn dies käme einem Zwang gleich. Allerdings kann sich, so der Gedankengang, ein transformatives Verhältnis zwischen Job und Beruf ausbilden. Ein Beruf kann sich zu einem Job wandeln und umgekehrt. Ein Job kann die Berufsausübung unterstützend beeinflussen und somit auch die Entwicklung einer Berufsidentität interdependent bedingen. Zudem kann dieser direkt auf die berufliche Identitätsentwicklung einwirken.

Dieses Verhältnis zwischen den drei Faktoren Arbeit, Beruf und Job gestaltet sich also variabel, auch wenn sie definitorischen Differenzen unterliegen. In einer flexibilisierten Arbeitswelt, die sich räumlich sowie zeitlich entgrenzt und, die biografische Diskontinuitäten zunehmend als Normalität erachtet, führt diese Variabilität einen fluiden Charakter von Arbeits- und Berufsidentitäten herbei, welche dennoch Stabilität herstellen können. Die Ausprägung von beruflichen Teilidentitäten, wie sie im Abschnitt 2.3.4 mit der Skizze des synthetischen Identitätsmodelles beschrieben wurden, ist eine Möglichkeit der Erklärung des gleichermaßen Vorhandenseins von Fluidität und Stabilität. Für den empirischen Teil der Dissertation heißt dies, dass die sich abzeichnende Forschungsfrage, ob ein beruflicher Identitätskern gekennzeichnet werden kann und wie sich der Rahmen der Identität gestaltet, um den Aspekt der Variabilität innerhalb der Arbeitswelt erweitert wird.

Empirie

*„Ich weiß nicht was ich bin,
ich bin nicht, was ich weiß;
Ein Ding und nit ein Ding,
ein Stüpfchen und ein Kreis.“*

(Angelus Silensius, 17. Jh.)

4.0 Die empirische Untersuchung der Berufsbiografien

4.1 Theoretische Methodologie

Zur Erläuterung des Forschungsverlaufs und -designs werde ich in einem ersten Schritt das methodologische Gerüst erklären, welches sich im Verlauf dieses Kapitels immer detaillierter entwickelt, bis ich schließlich zu den Forschungsergebnissen überleite.

Der empirische Teil der Dissertation befasst sich mit der Fragestellung der Identitätsbildung von Individuen hinsichtlich ihrer Berufsbiografien. Konkret findet eine Auseinandersetzung mit der Existenz und Konsistenz von *Identitätskernen*, der Gestaltung der *Identitätsrahmen* sowie mit dem Umgang mit den spätmodernen Gegebenheiten, wie diskontinuierliche Passagen innerhalb der Lebensverläufe, statt.

Um eine Passigkeit der angewandten Verfahren zu diskutieren und zu begründen, ist es allerdings geboten, die tragenden Elemente des Forschungsdesigns näher zu erläutern und sich mit dem Literaturdiskurs über die Methodologien auseinanderzusetzen.

Hierzu werden zwei Methodologien in ein Verhältnis gestellt und diskutiert, die Vorgehensweise und die Fallkonstellation erläutert und schließlich der gesamte Verlauf der Forschung darlegt.

4.1.1 Grounded Theory als methodologischer Rahmen

Die von Strauss und Glaser entwickelte Methodologie „Grounded Theory“ (1967) ist vor allem dazu geeignet, eigene datenbasierte Theorien zu generieren. Neben dem Anspruch der Analyse ist Kreativität ein wichtiger Bestandteil der Vorgehensweise (vgl. Strauss/Corbin, 1996: 18). Die Idee der *Grounded Theory* dient als *methodologischer Rahmen*, was bedeutet, dass sie als konzeptuelles Gerüst richtungsgebend Anwendung findet.

Die wesentlichen Merkmale und Schritte des Analyseverfahrens sind das *Theoretical Sampling*, die *Kategorisierung* und die *Kodierung* der Daten (vgl. Strauss/Corbin 1996).

Der *Kodierprozess* verläuft in drei Phasen: Das *offene Kodieren* hat die Funktion des „Aufbrechens, Untersuchens, Vergleichens, Konzeptualisierens und Kategorisierens von Daten.“ (Strauss/Corbin 1996: 43). Den generierten Kategorien werden Eigenschaften zugeordnet (vgl. Strauss/Corbin 1996: 43). Sodann folgt das *axiale Kodieren*, womit die Verbindung der Kategorien erfolgt und die Daten aus dem offenen Kodieren neu arrangiert werden (vgl. Strauss/Corbin 1996: 75). Das *selektive Kodieren* meint, dass nun in einem nächsten Schritt

Kernkategorien ausgewählt werden, die sich wiederum mit anderen in Beziehung setzen (vgl. Strauss/Corbin 1996: 94).

Die Kodierung findet in diesem Forschungsprojekt allerdings keine Anwendung, da sich die zur Datenauswertung angewandte Methodologie der *Objektiven Hermeneutik* durch die Sequenzanalyse kennzeichnet.

Im Vergleich hierzu ist die Kodierung als weniger präzise beschreibbar (vgl. Hildenbrand 2004: 192). Dieser geforderten Präzision geschuldet, ist für den Forschungsgegenstand *Identität* ein Forschungsdesign ohne Codierungsverfahren geboten, das sowohl die strukturellen Gegebenheiten als auch die Strukturierungsprozesse innerhalb der Biografie in feinanalytischer Hinsicht berücksichtigt.

Als weiteres Element der Grounded Theory ist insbesondere das „Theoretical Sampling“ (Strauss/Corbin 1996) für das Forschungsdesign von Bedeutung.

Es hat unter anderem die Funktion, den theoretischen Rahmen mit dem Prozess der Fallauswahl zu verknüpfen und abzugleichen. Der Prozess des Theoretical Samplings entwickelt sich über den gesamten Forschungsverlauf mit dem Ziel der *Theoriebildung*. Die Fallauswahl charakterisiert sich vor allem dadurch, dass anhand des theoretischen Bezuges ein Dialog mit dem Material entsteht. So wirkt die Methode steuernd auf den Gesamtprozess und neben der Fallauswahl auch fallvergleichend. Die Materialsuche und seine Erkundung richten sich nach den bereits erzeugten Erkenntnissen (vgl. Strauss/Corbin 1996: 148; vgl. Hildenbrand 1999: 65 f.).

Aglaja Przyborski und Monika Wohlrab-Sahr (2014) sprechen auch von einer Ausrichtung des Samplings an der Kategorien-, Theorien- und Konzeptentwicklung. Dabei ist die Kontrastierung von Konzepten bis zur Erreichung einer theoretischen Sättigung entscheidend (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014: 200 f.).

Grundsätzlich weist der Forschungsverlauf einen zirkulären oder vielmehr iterativen, offenen Charakter auf. Dies meint die Entfaltung einer verschleiften Forschungsstruktur, wobei durch die wechselseitige Betrachtung der einzelnen Gesichtspunkte Erkenntnisse generiert werden. Dieses Merkmal begründet sich einerseits durch die Bewegung zwischen Deduktion, Induktion und Abduktion, andererseits durch die Datenerhebung, Codierung und die Memo-Erstellung (vgl. Hildenbrand 2019: 34; vgl. Strübing 2014: 32).

So wird der Forschungsverlauf durch die Grounded Theory als methodologischer Rahmen gestützt, wobei insbesondere das Theoretical Sampling, der iterative Charakter sowie die kreativitätsförderliche Haltung die Pfeiler mit dem Ziel der Theoriegenerierung bilden.

Auf diese Weise erhält der methodologische Rahmen der Grounded Theory die Bedeutung der leitenden Prämisse des hier angewandten Forschungsprozesses. Gleichmaßen wird die Objektive Hermeneutik zum methodischen Element der Datenauswertung.

4.1.2 Methodologie der Objektiven Hermeneutik

Die Objektive Hermeneutik nach Ulrich Oevermann (1940-2021) ermöglicht es als rekonstruktives Verfahren, über die Fallstruktur eines Textes einen Zugang zu bisher verdeckten sozialen Gesetzmäßigkeiten zu finden (vgl. Oevermann 2002).

Indem sie durch die Einübung diskursiver Verläufe auf einer Sphäre des Könnens basiert, ist die Methodologie als „Kunstlehre“ (Ohlbrecht 2013: 6) zu verstehen. Demnach unterscheidet sie sich von einem reinen Anwendungsverfahren. Voraussetzung hierfür ist zum einen die Forcierung durch erfahrene Forschende, zum anderen sollte die Exploration der Fallstruktur auf einer offenen und kreativen Haltung¹¹² des Forschenden fußen (vgl. Ohlbrecht 2013: 6). Damit wird die feingliedrige Mannigfaltigkeit von Optionen und Variationen an Lesarten angesprochen, welche zu einem Erkenntnisgewinn führen können.

Prämissen der Objektiven Hermeneutik

Bei näherer Betrachtung werden insbesondere die „latenten Sinnstrukturen“ und die „objektiven Bedeutungsstrukturen von Ausdrucksgestalten“ (Oevermann 2002: 1) in den Mittelpunkt gestellt. So geht Oevermann davon aus, dass der über Sprache generierte objektive Gehalt dem subjektiven vorausgeht (vgl. Oevermann 2002: 1). Grundsätzlich sieht er die Sinn- und Bedeutungsstrukturen als abstrakte Größen an, die zunächst nicht sinnlich wahrgenommen, jedoch analysiert und erforscht werden können. Dennoch können die „Ausdrucksgestalten“ und „Sinngebilde“ als protokollierende Einheiten über die Sinne aufgenommen werden, wenngleich sie nicht selbsterschließend sind und deshalb tiefergehend ergründet werden müssen (vgl. Oevermann 2002: 3).

Unter „Ausdrucksgestalten“ versteht der Autor jene Figurationen, die das menschliche Handeln überhaupt erforschbar machen (vgl. Oevermann 2002: 3). Diese treten dann als symbolische Entitäten in Form von *Texten* auf. Die Texte stellen die Bedeutungs- und Sinnstrukturen zueinander in Kausalität. Das bloße Lesen ist nach Oevermann kein Akt der sinnlichen Wahrnehmung, also auch nicht des Verstehens. Texte sind zudem in seiner Bedeutung als

¹¹² In diesem Zusammenhang wird die kreative Haltung zunächst als nonfunktional verstanden, weil jene erwartete Offenheit (oder auch Ambiguitätstoleranz) nicht zwingend zu einer „Innovation“ führen muss. Vielmehr gründet sich diese Haltung auf der Unerwartbarkeit eines Forschungsergebnisses, die innerhalb des Prozesses die Bildung von begründbaren Eigenlogiken und somit auch Originalität begünstigt.

erweitert anzusehen und sie können auch andere Formen der Verdinglichung menschlichen Handelns annehmen (vgl. Oevermann 2002: 3). Hingegen werden Texte, die als objektivierte, gesicherte Elemente in Erscheinung treten, als *Protokolle* bezeichnet. Diese spurenbehafteten Artefakte können sowohl als sprachliche als auch ästhetische oder gestaltete Gebilde, wie beispielsweise Kunstwerke, gegeben sein (vgl. Oevermann 2002: 3).

Die Objektive Hermeneutik funktioniert über Folgerungen aus der objektiven Sphäre und den Sinnstrukturen. Durch die strikt analytische Vorgehensweise erschließen sich die latenten Sinnstrukturen (vgl. Oevermann 2002: 6).

Das Verfahren grenzt sich also entschieden von Methoden ab, die subjektive Sichtweisen in den Fokus rücken. Somit werden die Analyse und die Objektivität zu Kriterien der Wissenschaftlichkeit. (vgl. Oevermann 2002: 6). Sie erhebt darüber hinaus den Anspruch der vollständigen Erforschung und Wiedergabe der objektiven Sinn- und Bedeutungsstrukturen (vgl. Oevermann 2002: 6).

Oevermann (2010) untergliedert *Sinnstrukturen* dahingehend, dass sich die *objektiven* auf einzelne Äußerungen oder Handlungen beziehen, die *latenten* hingegen auf ganze Sequenzen. Mit naturwissenschaftlichen Kriterien vergleichbar, handelt es sich einerseits um tatsächliche objektive Gegebenheiten, die sich über Methodik herausstellen lassen. Andererseits sind sie jedoch auch nicht an eine Bewusstheit gebunden. Wäre diese vorhanden, ginge es um subjektive Erfassungen und Deutungen. Die latente Eigenschaft versteht der Autor als eine logisch-analytische Autarkie der Sinnstrukturen, die sich durch die Abgrenzung vom Bewusstsein des Senders und des Empfängers, oder in unserem Falle, des Interviewten und des Interviewenden auszeichnet (vgl. Oevermann 2010: 28f.).

Weiterhin ordnet der Autor diese Sichtweise folgendermaßen ein:

„Deshalb nenne ich meine Position die eines *methodologischen Realismus*, um sie von einem ontologischen Realismus zu unterscheiden, der m. E. unhaltbar, die erfahrungswissenschaftlich bearbeitbare Welt an das Kriterium der sinnlich-anschaulichen Gegebenheit dogmatisch heftet.“ (Oevermann 2010: 29).

Seine Sichtweise des Realismus löst demnach die Immanenz auf, dass empirisch beschreibbare Wirklichkeitsausschnitte zwingend an die sinnlich-erfassbare Wirklichkeit gebunden sind.

Sequenzanalyse als zentrales Verfahren

Im Unterschied zur Grounded Theory, die ein Kodierverfahren in den Mittelpunkt stellt, betont die Objektive Hermeneutik die Analyse von Sequenzen.

Allerdings geht eine vollständige Differenzierung an dieser Stelle fehl, denn in methodischer Hinsicht wird bei der Grounded Theory innerhalb des offenen Codierens die „extensive Line-by-line-Analyse“ mit der Sequenzanalyse gleichgesetzt (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014: 210). Somit kann dann letztendlich doch von einer Parallele innerhalb des Analyseverfahrens gesprochen werden.

Oevermann (2010) geht davon aus, dass sich die einzelnen Handelns- und Sprechensakte kontextual und folgerichtig aneinander anschließen. Je Sequenz generiert sich eine Regelmäßigkeit und Ebenmäßigkeit welche Entscheidungsoptionen für fortfolgende Akte offenhält. Diese bezeichnet er als „wohlgeformte Anschlussmöglichkeiten“ (vgl. Oevermann 2010: 30 f.).

Sodann entstehen in der Gesamtheit Muster, welche zwar durch ihre Latenz auf der subjektiven Bewusstseinssebene nicht erfassbar sind, jedoch durch die Analyse freigelegt werden können: „[...] denn Sequenziertheit wird als ein Grundmuster jeder Lebenspraxis aufgefasst, weil sie den Prozess der Lebensgestaltung als Abfolge von Entscheidungen rekonstruiert [...]“ (Ohlbrecht 2013: 7 f.). Die Rekonstruktionen basieren auf der Eigensicht und auf den Absichten des handelnden Subjekts. Das Verstehen ihrer Bedeutungen wird erst nach Sichtbarmachung der latenten Sinnstrukturen möglich (vgl. Wernet 2009: 18).

Diese Rekonstruktion des Prozesses findet unabhängig von methodologisch bedingten Urteilen oder den Bewertungen des Forschenden statt (vgl. Oevermann 2010: 34). Um sinnstrukturierte Wirklichkeit erfassen zu können, ist hervorzuheben, dass bei der Sequenzanalyse das Vorwissen des fallbezogenen inneren Kontextes zunächst ausgeblendet werden muss, denn dieses soll durch das Verfahren der Lesartenentwicklung erst erschlossen werden. Jedwedes Wissen über den äußeren Kontext hingegen ist vollends zu umgehen, womit sich die Methode auch an dieser Stelle von hermeneutischen Verfahren abgrenzt (vgl. Oevermann 2010: 41). Den Anspruch, das Kontextwissen unberücksichtigt zu lassen, formuliert Oevermann als „*methodisch kontrollierte Herstellung künstlicher Naivetät*“ (Oevermann 2010: 41). Wenn eine Textstelle sequenzanalytisch erschlossen und eine Fallgesetzlichkeit rekonstruiert wurde, ist diese unmittelbar an der nächsten Textstelle falsifikatorisch zu überprüfen. Sodann arbeitet sich peu à peu die Fallstruktur heraus (vgl. Oevermann 2010: 41).

Die Sequenzanalyse stellt also den methodischen Kern der Objektiven Hermeneutik dar, welcher für die Offenlegung und Formulierung dieser zuvor verborgenen Sinnstruktur Voraussetzung ist. Hinsichtlich des zu untersuchenden Forschungsgegenstandes ist mit dem

Erfordernis der Freilegung von latenten Sinnstrukturen eine Methode gegeben, die Identitätsbildungsprozesse nachzeichnen kann.

Diese Forschungsmethode wird nun nachfolgend in die Grounded Theory eingebettet, so dass dieses Arrangement zu einem hilfreichen Forschungsdesign führen kann.

4.1.3 Methodologische Symbiose als Grundlage des Forschungsdesigns

Die Rahmung der Methodologie der Objektiven Hermeneutik durch die Grounded Theory eröffnet einen besonderen Umgang mit den Daten und eine kreative Haltung bei der Theoriebildung: Wie sich die Grounded Theory als Zugang zu „subjektiven Sichtweisen“ der Objektiven Hermeneutik als Analyseinstrument „tiefer liegender Strukturen“ gegenüberstellen lässt (vgl. Flick/von Kardorff/Steinke 2019: 19 f.), so können sich beide Methodologien ergänzen (vgl. Hildenbrand 2004: 178).

Doch ist diese Auffassung innerhalb des Diskurses umstritten. Oevermann (2010) spricht kritikbehaftet der Grounded Theory die Eigenschaft als geeignetes Instrument zur Ergründung tieferer Sinnstrukturen ab. Insbesondere können die Kodierungsverfahren durch ihre Wirkung einer „verdoppelnden Paraphrasierung“ die Ausdrucksgestalten nur nuancenhaft berühren (vgl. Oevermann 2001: 66 zitiert nach Hildenbrand 2004: 177). So sieht Hildenbrand die konsequente Trennung beider Methodologien als eine Differenz zweier Lehren an, bei der wertvolle Potenziale für die Sozialforschung versieben würden (vgl. Hildenbrand 2004: 178). Er plädiert für eine Fokussierung der Gemeinsamkeiten beider Stile (vgl. Hildenbrand 2004: 191 ff.).

Die Grounded Theory kann somit in erster Linie als eine Methode zur Theoriegenese auf *rekonstruktionslogischer Basis* betrachtet werden (vgl. Hildenbrand 2004: 186). Dies kommt dem Anspruch der Objektiven Hermeneutik gleich und bildet ein grundlegendes gemeinsames Fundament.

Weiterhin besteht eine Anschlussfähigkeit zwischen beiden Methodologien dahingehend, dass mit der Grounded Theory situationsbezogene Strukturierungsverläufe beschrieben werden können, wohingegen die Objektive Hermeneutik latente Strukturen hervorzuheben vermag (vgl. Hildenbrand 2004: 191 f.).

Reagierend auf diese Argumentation kritisiert Strübing allerdings, dass die Kunstfertigkeit der qualitativen Analyse nicht mit künstlerischer Freiheit im Sinne einer gestaltgebenden Verwaschung beider Methoden gleichgesetzt werden kann. Vielmehr bedeutet der Terminus „Kunstlehre“, dass sie einer handwerklichen Methodik entspricht, die einiger Fertigkeiten

bedarf und sich auf Sorgfalt gründet (vgl. Strübing 2006: 148). Zudem ist der Prozess der Grounded Theory ein systematisch experimenteller Weg und folgt weniger einer starren Logik (vgl. Strübing 2006: 150). So hat sich ein iteratives Vorgehen der Untersuchung herausgearbeitet, welches eine ständige Interaktion zwischen Daten, Methode und Theorie verlangt. Diese lehnt sich an einen „pragmatischen Problemlösungszyklus“ an (vgl. Dewey 2002: 137 ff. zitiert nach Strübing 2014: 42 ff.). Solch ein Schema bedarf einer kreativen Offenheit, die allerdings die Systematik nicht unterläuft. Das Kreative hält jedoch überraschende Erkenntnisse bereit, die durchaus disruptiv auf die Systematik wirken können und Neues hervorbringt (vgl. Strübing 2014: 57 f.).

Neben weiteren Einwänden dagegen, die beiden Methodologien einer „Zwangsverheiratung“ zu unterziehen, fördert Strübing jedoch auch einen fortwährenden, konstruktiven Diskurs über die Gemeinsamkeiten. Zwar trägt sein Fazit konsensuale Züge, jedoch warnt er auch vor einem „besseren Mittelweg“ sowie vor einem bewertenden Vergleich (vgl. Strübing 2006: 156).

Hildenbrand zieht den abstrakten Schluss eines komplementären Verhältnisses beider Verfahren im Sinne der Frage nach der *Strukturierung* bei der Grounded Theory und nach der *Strukturiertheit* bei der Objektiven Hermeneutik. Die Integrationsfähigkeit der Methodologien basiert ohnehin auf dem gemeinsamen symbolisch-interaktionistischen Kern nach Mead mit der Konzentration auf Begriffe wie *Interaktion*, *soziale Praxis* und letztendlich *Emergenz* (vgl. Hildenbrand 2004: 192). Dies gründet sich zum einen aus der historischen Entwicklung der Methodologien, die durch den Mead-Schüler Strauss im Wesentlichen beeinflusst wurde. Zum anderen sieht sich auch Oevermann neben der Sprechakttheorie in der Auseinandersetzung mit dem symbolischen Interaktionismus (vgl. Oevermann u.a. 1976).

So komme ich zu dem Schluss, dass sich unter Beachtung ihrer Unterscheidung, gerade innerhalb der Identitätsforschung, beide Verfahren ergänzen (können). Begründet dadurch, dass die Objektive Hermeneutik die Strukturiertheit über die Offenlegung der Strukturen des latenten Sinnes fokussiert, eignet sie sich hinsichtlich der grundlegenden Fragestellungen nach dem Identitätskern und -rahmen. Ich gehe davon aus, dass die entscheidenden Marker zur Beantwortung dieser Fragen im Verborgenen liegen. Weil sie sich der Bewusstheit des erzählenden Individuums entziehen, machen sie daher ein tiefergehendes Verständnis der Strukturiertheit durch ihre Offenlegung notwendig.

Im Sinne eines kreativen Forschungsstils, welcher die entsprechenden subjektiven Handlungsweisen und Transformationen im sozialen Kontext nachzeichnet, ist insbesondere die

Grounded Theory als Rahmen des methodologischen Konstruktes geeignet. Mit dem iterativen Vorgehen, dem Theoretical Sampling und dem Ziel der Theoriebildung wird ein Unterbau offeriert, der einen kunstfertigen Umgang mit den Daten, so wie bei der Objektiven Hermeneutik auch, erlaubt.

4.2 Forschungsdesign

Dem Diskurs aus Reflexionsbogen I und Reflexionsbogen II folgend, werden nun Arbeits- und Berufsidentitäten der Spätmoderne erschlossen. Dabei werden Biografien untersucht, die sowohl in einem beruflichen Zusammenhang stehen, als auch das gegenwärtige Arbeitshandeln und die persönliche Lebenssituation der Biografieträger:innen beleuchten.

So bedarf es zunächst eines konzeptuellen Gesamtüberblickes über den Forschungsprozess, der als erstes in Form eines Ablaufschemas beschrieben wird. Die Darlegung des methodologischen Rahmens bietet dabei einen Einstieg.

4.2.1 Ablaufschema

Die folgende Tabelle 1 gibt Aufschluss über die Vorgehensweise bei der Untersuchung der Arbeits- und Berufsidentitäten. In den Spalten gliedert sie sich in den bereits dargelegten *methodologischen Rahmen* und die *Methodologie* auf. Es folgen die *methodischen Schritte* und die *inhaltliche Umsetzung*. Diese beiden Rubriken werden allerdings nach diesem Teilabschnitt erläutert.

In den Zeilen der Tabelle 1 werden die einzelnen Schritte thematisch aufgegliedert. Der methodologische Rahmen der *Grounded Theory* betrifft den gesamten Prozess, wobei die Verwendung der *Objektiven Hermeneutik* ab dem vierten Schritt seine Anwendung findet.

Tab. 1: Aufgliederung des Forschungsdesigns in Form eines Ablaufschemas (eigene Darstellung)

	Methodischer Schritt		Inhaltliche Umsetzung
Methodologischer Rahmen: Grounded Theory	1. Formulierung grundlegender Forschungsaspekte		• Forschungsfragen und Forschungsziel
	2. Fallauswahl		• Theoretical Sampling
	3. Erhebungsmethode		• leitfadengestützte narrative Interviews
	Objektive Hermeneutik	4. Auswertungsmethoden	• Erstellung von Memos, Kurzportraits
			• Sequenzanalyse
			• Entwicklung der Fallstrukturhypothese
			• Erstellung von Fallbeschreibungen weiterer Interviews
		5. Komparatistik	• Fallvergleich, Kategorienbildung
	6. Theoriebildung		• Generalisierung

Mit dem ersten Schritt werden das *Forschungsziel* und die damit einhergehenden *Forschungsfragen* formuliert, die insbesondere das Phänomen der diskontinuierlichen Berufsbiografien sowie die Existenz des beruflichen Identitätskerns und -rahmens innerhalb der spätmodernen Gesellschaft in den Fokus rücken lassen. Danach folgt die Darlegung des Datenerhebungsprozesses, welcher durch *leitfadengestützte narrative Interviews* realisiert worden ist und im Weiteren seine Begründung findet. Die Interviews zielen zwar auf die Biografie der Befragten ab, jedoch werden näher die beruflichen Karrieren in den Blick genommen.

Die Fallauswahl anhand eines *Theoretical samplings* entspricht also einer *theoriegeleiteten Fallauswahl*. Dieser Schritt ist vielmehr ein Prozess, der die Ebenen des Forschungsverlaufs begleiten und eine iterative Alternation zwischen Datenerhebung, -analyse und Datenauswertung vollziehen soll (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014: 201).

Die *Datenauswertung* stützt sich auf die Methode der *Objektiven Hermeneutik*. Zunächst werde ich je Interviewpartner:in ein Memo vorstellen, welches den Verlauf und die Interaktion zwischen den Befragten und mir, dem Interviewenden, vor dem Interview dokumentiert. Aus dem gewonnenen Datenmaterial werden dann *Kurzportraits* erstellt, welche sich dem befragten Subjekt nähern und eine erste Skizze des biografischen Werdegangs erlauben. Zudem erzielen die Kurzportraits neben der komprimierten Darstellung der jeweiligen Biografien auch einen Blick auf die sozialen Daten der Befragten. Die *Sequenzanalyse* und die *Fallstrukturhypothese*, welche die latenten Sinnstrukturen herausarbeiten sollen, sind typische weitere Schritte des Verfahrens.

Aufgrund der Fallauswahl, die gegenstandsangemessenen und forschungsökonomisch vollzogen werden soll, werden allerdings für zwei der fünf Interviews *Fallbeschreibungen* erstellt und es erfolgt keine sequenzanalytische Phase. Die Fallbeschreibungen sind mit den Kurzportraits vergleichbar, jedoch sind sie etwas ausführlicher gefertigt.

Die *Komparatistik* stellt den *Fallvergleich* dar. Hierbei wird ein fallübergreifender Vergleich angestellt, sodass sich, der Tiefe der Analyse entsprechend, Differenzen und Parallelen herausstellen lassen. Dies zeigt auch eine typisierende Wirkung (vgl. Ohlbrecht 2013:11; vgl. Hildenbrand 1999: 66). Die Fälle lassen sich über die Kombination der komprimierten Sequenzabschnitte miteinander vergleichen, um dann zu einer allgemeinen Betrachtung des Fallvergleiches zu gelangen.

Aus den Ergebnissen des Fallvergleiches sowie aus den Inhalten der Fallbeschreibungen und der Interviewanalysen lassen sich dann *Kategorien* bilden, die eine prägnante Bedeutung für den weiteren Erkenntnisprozess und Anreize für weitere Forschungsfragen liefern können.

Die *Theoriebildung* kann schließlich aus den Erkenntnissen des Fallvergleichs im Zusammenhang mit dem theoretischen Rahmen gebildet werden, indem eine Generalisierung erfolgt (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014: 359). Hierbei muss allerdings der Aspekt Beachtung finden, dass Oevermann je Fall das zugehörige Vorhandensein des Besonderen und des Allgemeinen betont. Beides sei in den Protokollen bereits angelegt. Eine Fallstruktur-Generalisierung hebt daher die empiriegesättigte Theoriebildung hervor (vgl. Wernet 2009: 19 f.). Bei hiesigen Forschungsergebnissen wird allerdings auch nach Verknüpfungspunkten zum theoretischen Rahmen gesucht.

4.2.2 Forschungsziel, Forschungsfragen und Forschungsstand

Forschungsziel und Forschungsfragen

Initiierende Impulse für dieses Forschungsprojekt waren zunächst Beobachtungen, die sich auf diskontinuierliche Berufsbiografien in meinem persönlichen (Arbeits-)Umfeld richteten. Als weiteres Interessensgebiet kristallisierte sich die Beleuchtung der beruflichen Entwicklungen von Künstler:innen heraus. Dabei ergab sich die Fragestellung, wie sich Berufe im künstlerisch-ästhetischen Feld mit Berufen im zweckrationalen-regelgeleiteten Spektrum ins Verhältnis setzen lassen und wie die entsprechenden Arbeits- und Berufsidentitäten konstituiert sind.¹¹³ Trotz einer ausgiebigen Recherche konnten zwar thematisch angrenzende Forschungen, jedoch keine adäquaten Projekte gefunden werden, welche sich anhand jener konkreten (auch theoretischen) Konstellation mit den Charakteristika der Arbeits- und Berufsidentitäten im Lichte der zeitgeistlichen spätmodernen Arbeitskulturen auseinandersetzt. Daher kann von einer Forschungslücke ausgegangen werden, die sowohl den Interessen des mikrosoziologischen Feldes als auch dem angewandten Feld, wie der berufspädagogischen Forschung, dienlich sein kann.

Aus der Verquickung dieser verschiedenen Perspektiven entwickelte sich eine Kernfrage, die überdies innerhalb des Identitätsdiskurses stetig gestellt wird: nämlich die nach der *Existenz eines Identitätskerns und seinen Eigenschaften*. Ich habe mich bislang im Reflexionsbogen II mit meinen Überlegungen dem Thema aus zeitgeistlicher Sicht genähert. Somit wird auch das anliegende Feld der Teilidentitäten diskutiert.

Der Reflexionsbogen I thematisiert neben dem Diskurs über das Besondere als leitendes Element unserer Gesellschaft auch die damit zusammenhängende Ausprägung der diskontinuierlichen Berufsbiografien.

Das Forschungsziel besteht darin, Aufschluss über die Beschaffenheit von Berufs- und Arbeitsidentitäten zu erhalten, die sich unter den Bedingungen der spätmodernen Gesellschaften entwickeln.

Das ursprüngliche Forschungsinteresse, das sich in der originären Forschungsfrage vergegenwärtigt hat, wird nun in drei Forschungsfragen strukturiert, welche sich in zwei Themenfelder unterteilen lassen.

¹¹³ Ich beziehe mich auf Reckwitz, der die Pole des zweckrationalen-regelgeleiteten Feldes vom ästhetischen unterscheidet und daraus zwei unterschiedliche Modi sozialer Praxis herausgearbeitet hat (vgl. Reckwitz 2012: 25 f.), siehe auch die Erläuterung in Abschnitt 3.2 zum zweckrationalen und ästhetischen Handlungsmodus. Eine nähere Darlegung zur empirischen Anwendung findet sich im nachfolgenden Abschnitt 4.2.3 im *Sampling*.

Das erste richtet sich mit zwei Teilaspekten auf die Beschaffenheit eines fallbezogenen plausiblen Identitätsmodells. Die folgende Frage baut auf der Hypothese der Existenz von festen Identitätskernen auf:

1a) Inwiefern besitzen berufliche Identitäten zum Gestaltwandel unter den Bedingungen der spätmodernen Lebenswelten einen festen Kern?

Eine entsprechende alternative Lesart findet sich in der zweiten Teilfrage wieder. Sie stellt die Existenz von festen Identitätskernen in Frage:

1b) Auf welche Weise „verflüssigt“ sich die Konsistenz des Identitätskernes unter den Bedingungen der Spätmoderne und wird diese von einem Rahmen umfasst?

Das zweite Themenfeld richtet sich unmittelbar auf das Verhältnis zwischen dem angenommenen Identitätsmodell und der spätmodernen Arbeitswelt:

2) Wie gestalten sich diese beruflichen Identitätskerne und -rahmen unter den Bedingungen der Prekarisierung, dem Arbeitskraftunternehmertum (inkl. Flexibilisierung und Subjektivierung von Arbeit) sowie der Kreativitätserwartung?

Zwar ergründen die ersten beiden Teilfragen die per se innerhalb der Mikrosoziologie verhandelte Problemstellung der Existenz von Identitätskernen. Jedoch handelt es sich hierbei weniger um eine allgemeine Betrachtung der Problemstellung, sondern um eine Hinwendung in dem spezifischen Kontext der Beruflichkeit.¹¹⁴ Zugleich wird von dem Materialzugang erwartet, Antworten auf die Frage nach einem entsprechenden Identitätsrahmen finden zu können, der das Verhältnis zur Umwelt modelliert.

Die Frage 2) baut auf den ersten Forschungsfragen auf und setzt das Bestehen von beruflichen Identitätskernen voraus. Sie verspricht Aufschluss über die Eigenschaften im zeitgeistlichen gesellschaftlichen Kontext.¹¹⁵

Zunächst kann hier ein unlogischer Aufbau der Fragenkonstellation unterstellt werden, denn die Formulierung der zweiten Teilfrage 1b) ist ohne eine Bejahung der Existenz von Identitätskernen bei 1a) nicht möglich. Zudem wird mit dem Stellen der zweiten Forschungsfrage 2) vorab von der Existenz von Identitätskernen ausgegangen. Dies wiederum, so könnte kritisch argumentiert werden, würde die erste Forschungsfrage als redundant erscheinen lassen.

¹¹⁴ Siehe Abschnitt 1.5.

¹¹⁵ Die gesellschaftlichen Bezüge werden im Reflexionsbogen I näher erläutert, dedizierter in den Abschnitten 1.2 bis 1.5. sowie im gesamten Abschnitt 1.7.

Diese gewählte Fragekonstellation liegt allerdings darin begründet, dass die Existenz von Identitätskernen von vornherein nicht in Abrede gestellt wird. Hierauf wurde im Reflexionsbogen II¹¹⁶ hinreichend eingegangen. Zu untersuchen bliebe allerdings, ob die spezifische Betrachtung der beruflichen Dimension von Identitätskernen seine Berechtigung findet oder aber, ob es zu einer regelrechten Verflüssigung in einer flexibilisierten Arbeitswelt kommt. Ähnlich verhält es sich mit dem Identitätsrahmen¹¹⁷, dessen Begrenzungseigenschaft ebenfalls hergeleitet wurde. Hierbei spielen die Beziehungen des Individuums zu jenen Lebenswelten eine Rolle, die mit dem Thema Arbeit und Beruf im Zusammenhang stehen. Konsequenterweise ist die zweite Forschungsfrage als Erweiterung der ersten anzusehen, denn es geht um den allgemeinen gesellschaftlichen Kontext der Spätmoderne, welcher vornehmlich den arbeitssoziologischen Bezug und somit auch den Identitätsdiskurs berücksichtigt.

Forschungsstand

Die Frage nach dem Forschungsstand gliedert sich in zwei Themenfelder auf. Zum einen besteht die Frage nach der Konstitution beruflicher Identitäten und deren Entwicklung. Zum anderen stehen diskontinuierliche Berufsbiografien in einer flexibilisierten Arbeitswelt im Forschungsinteresse. Nachfolgend zeige ich exemplarisch einige Projekte auf, die auf den Erkenntnisgewinn dieser beiden Felder verweisen.

Der Beitrag „Berufliche Identität als Komponente der Persönlichkeit“ von Thomas Kuscher (2020) von der Technischen Universität in Chemnitz arbeitet Faktoren heraus, welche die berufliche Identitätsentwicklung beeinflussen.

Dabei steht die Frage im Mittelpunkt, inwiefern berufliche Identitäten Teil des Selbst sind und damit ein Element der Persönlichkeit von Individuen darstellen. Hierzu werden aktuelle, sozialpsychologisch zu verortende Erkenntnisse aus der Forschung eingewoben (vgl. Kuscher 2020: 1). Damit gehört der Text zu dem Themenkreis der Identitätskonstitution und streift die *Frage nach dem Identitätskern*.

Im Ergebnis stellt der Autor fest, dass kein signifikantes Ausmaß an Forschungen zum Thema Selbstkonzept im beruflichen Kontext vorhanden ist. Aufgrund der unterschiedlichen Dimensionalität und Operationalisierung fehle es den empirischen Ansätzen an Konsistenz. Weiterhin sei die Validität der einzelnen Studien als gering einzuschätzen. Allerdings sieht

¹¹⁶ Zur Nachvollziehbarkeit des Argumentationsstranges siehe die gesamten Hauptabschnitte 2.2 bis 2.3 sowie das zweite Zwischenfazit.

¹¹⁷ Siehe insbesondere Abschnitt 2.2.3 bis 2.3.4.

er Potenziale für Metastudien, zudem sollten weiterhin empirische Erhebungen erfolgen und das Datenvolumen sollte sich vergrößern (vgl. Kuscher 2020: 28).

Wenngleich es sich hierbei um keine empirische Studie, sondern um einen literaturdiskursiven theoretischen Entwurf handelt, kann dennoch die Forschungsfrage nach der Existenz und Gestaltung beruflicher Identitätskerne und das Forschungsinteresse von Kuscher (2020) in einem Zusammenhang gesehen werden.

Ebenfalls anschlussfähig an die Thematik des vorliegenden Forschungsprojektes ist die empirisch ausgelegte Dissertation von Stefan Baier mit dem Titel „Identitätskonstruktionen von ‚Störern und Gestörten‘“ (2007). Obwohl die Aktualität der Studie bisweilen als überholt wahrgenommen werden könnte und die Thematik aus sonderpädagogischer Sicht beleuchtet wird, ergeben sich auffällige Parallelen zwischen den Forschungsinteressen.

Zum einen stellt Baier die Frage nach der Konstitution von Identitäten in der Postmoderne. Zum anderen sieht er ebenfalls ein Spannungsfeld zwischen der Existenz eines Identitätskerns und der Konstruktion von fragmentalen Teilidentitäten (vgl. Baier 2007: 107).

Die Ebene der *diskontinuierlichen Berufsbiografien* steht in vielerlei Hinsicht im Mittelpunkt des Forschungsinteresses. Somit sind auch die Intentionen different, sodass die Thematik unterschiedlich gerahmt wird. Zum einen besteht eher die Sichtweise, dass sich das Subjekt aus Gründen gesellschaftlicher Adaptionen im reaktiven Sinne beruflich verändern muss. Zum anderen werden Berufswechsel in einem arbeitsmarktkonformen funktionalen Zusammenhang gesehen, denen das Subjekt aktiv begegnen soll.

Ebenfalls in den Themenkreis zielt das Forschungsprojekt im Rahmen der Dissertation von Ulrike Frosch von der Universität Magdeburg „Typisch atypisch? Männer in der Haupterwerbsphase und ihr biografischer Umgang mit beruflichen Diskontinuitäten“ (Frosch 2018). Frosch analysiert anhand einer qualitativen Studie, wie die Befragten eine kohärente berufliche Identität herstellen und diese beibehalten.

Eine kritische Literaturstudie von Ingo Matuschek „Industrie 4.0, Arbeit 4.0 – Gesellschaft 4.0?“ (2016) prognostiziert häufige Wechsel von Jobs und Berufen, um den arbeitsmarktlischen Anforderungen zu entsprechen (vgl. BMAS 2015 zitiert nach Matuschek 2016: 65). Dieser Diskurs betrifft demnach die Betrachtung der gesamtarbeitsmarktlischen Situation unter der Prämisse der Globalisierung, Digitalisierung und Flexibilisierung von Arbeit.

Die qualitative Studie von Alexandra Manske „Zwischen den Welten: Hybride Arbeitsverhältnisse in den Kulturberufen“ (2016b) zeigt auf, dass Kultur- und Kreativschaffende signifikant Grenzgänge begehen, die sich zwischen mehreren Erwerbsformen und -verhältnissen befinden (vgl. Manske 2016b: 502), denn die Hybridisierung des Erwerbslebens „umfasst diskontinuierlich episodische sowie synchron kombinierte Arbeits- und Beschäftigungsverhältnisse.“ (Manske 2016b: 503). Aus der Erhebung wird deutlich, dass Wechsel von Arbeitsverhältnissen, Berufen und Jobs in dieser Branche besonders ausgeprägt sind, was den Untersuchungsgegenstand des Kunstfeldes betrifft. Dies adressiert auch das gleichzeitige Vorhandensein unterschiedlicher Beschäftigungsverhältnisse.¹¹⁸

Im Allgemeinen werden die Anforderungen eines flexibilisierten Arbeitsmarktes als Berufsmobilität gebündelt. Dazu zählt auch die Fähigkeit, Berufe und Arbeitsverhältnisse zu wechseln (vgl. IAB 2023). Das Dossier der Plattform des Institutes für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) zeigt auf, dass dieses Feld aktuell intensiv ergründet wird und durch repräsentative Studien regelmäßig auch quantitative Werte hinsichtlich der Berufswechsel abgerufen werden können.

Exemplarisch ist die quantitative Studie von Basha Vicari „Der Einfluss strukturierender Eigenschaften von Berufen auf horizontale und vertikale berufliche Mobilität im Kohortenvergleich“ (2018) herausstellbar. Untersucht wurden dabei die Ursachen für die Berufswechsel und wie berufliche und individuelle Eigenschaften Berufsmobilität beeinflussen.

Die aufgeführten Projekte gestalten sich vielseitig. Die Recherchen ließen sich nicht eindeutig auf die beiden Kernthemen reduzieren, denn die Studien stehen für gewöhnlich, inhaltlich und fachlich, in jeweils anderen Forschungszusammenhängen. Zudem haben sich forschungsmethodische Differenzen ergeben. Dennoch helfen thematische Parallelen und Schnittstellen dabei, inkrementelle Erkenntnisse zu gewinnen beziehungsweise hilfreiche Vergleiche anzustellen.

4.2.3 Sampling

Im nächsten Schritt erfolgt das Sampling im Sinne der Fallauswahl. Der methodische Rahmen der Grounded Theory beinhaltet das Theoretical Sampling (vgl. Strauss/Corbin 1996:

¹¹⁸ Die Prägnanz der synchronen, kombinierten Arbeitsverhältnisse stärkt die Thematisierung aus Abschnitt 3.4, der Transitivität von Beruf und Job.

149). Dieses Element führt während des gesamten Forschungsprozesses zur Erhebung beziehungsweise Auswahl jener Fälle, die für die Theorieentwicklung relevant sein können (vgl. Strübing 2014: 29).

Die Priorisierung beziehungsweise die Fallauswahl orientiert sich an drei Aspekten, welche sich auf die zweite Forschungsfrage beziehen, nämlich den Umgang mit den berufslebensweltlichen Bedingungen und den damit verbundenen Erwartungen an das Subjekt im Sinne von Kreativität und der Flexibilität:

Innerhalb der Fallauswahl soll sich *erstens* das Thema der Kreativität wiederfinden. Aufgrund der Auffassungen von Boltanski und Chiapello (2006) sowie von Reckwitz (2012b) kommt im zeitgeistlichen Diskurs der Spätmoderne den Künstler:innen eine besondere Rolle zu. Ihre Kreativität wird als innovative Kompetenz idealisiert und somit würde sich, so die Erwartung, insbesondere bei ihnen eine autonome Lebens- und Arbeitsweise niederschlagen (vgl. Boltanski/Chiapello, 2006; vgl. Reckwitz 2012b; 2017; vgl. Manske 2016a).¹¹⁹ Aus diesem Grund wurden Biografieträger:innen ausgewählt, die in diesem künstlerisch-kreativen Tätigkeitsfeld verortet sind.

Zweitens ist solch ein Datenmaterial maßgeblich, welches jene Arbeitslebenswelten widerspiegelt, die der „Normalisierungsarbeit“ (Reckwitz 2017: 184) zuzuordnen sind. Dies betrifft vor allem jene Berufsgruppen, welche auch nicht im Allgemeinen der Kreativindustrie zuschreibbar sind. Bei diesem Forschungsprojekt werden hierbei als Gegenentwurf zum künstlerisch-kreativen im weiteren Sinne Tätigkeitsfelder gefasst, welche mit dem Gesundheitswesen in Verbindung stehen und damit eine Infragestellung des gesellschaftlichen Zwecks unwahrscheinlich werden lassen.

Drittens stehen Identitätskonstruktionen im Fokus, die als Ausdruck von Diskontinuität in Erscheinung treten. Die Fallauswahl bezieht sich dann auf unterschiedliche Ausprägungen von Diskontinuität der Berufsbiografien¹²⁰, welche aufgrund ihrer individuellen Ursachen und Typik als *Berufstransformationen* bezeichnet werden.

Es wurden N=5 Interviews¹²¹ geführt, die das Potenzial für das oben angeführte Spektrum bieten und einen kontrastiven Fallvergleich erwarten lassen. Von diesen fünf Interviews wurden wiederum n=3 für die Auswertung nach der Objektiven Hermeneutik ausgewählt. Die

¹¹⁹ Siehe hierzu Abschnitt 1.3 sowie 1.7.1.

¹²⁰ Im Reflexionsbogen I wurde mit Reckwitz (2017) und im Reflexionsbogen II mit Keupp u.a. (2013) vertieft auf die Diskontinuitäten eingegangen.

¹²¹ Die Merkmale der Interviewpartner:innen, welche durch einen Namen und einen Code gekennzeichnet sind, wurden pseudonymisiert, indem Personen- und Ortsnamen ersetzt wurden.

übrigen zwei liegen anhand einer Fallbeschreibung vor. Der theoretische Rahmen bietet die Möglichkeit, das Sampling thematisch zu strukturieren. Die Abbildung 4 bietet dabei einen Überblick.

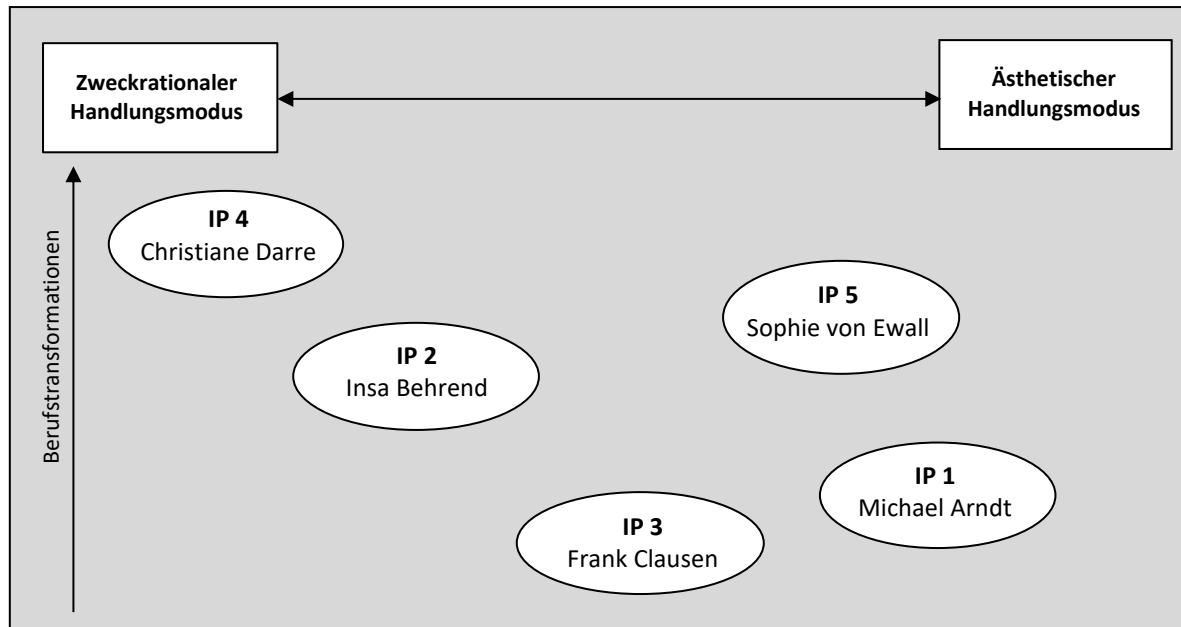


Abb. 4: Sampling der Berufscharakteristika unter Berücksichtigung der Handlungsmodi und Berufstransformationen (IP1 bis IP5) (eigene Darstellung)

Die Abbildung 4 zeigt die Zuordnung der Berufstätigkeiten der Befragten zum Zeitpunkt des Interviews im Kontinuum zwischen den Polen des *zweckrationalen Handlungsmodus* und dem *ästhetischen Handlungsmodus* auf. Weiterhin berücksichtigt die Grafik die bisher geschehenen Berufstransformationen, die je Interview miteinander ins Verhältnis gesetzt werden. Für das Sampling kann demnach das Tätigkeitsfeld im Gesundheitswesen dem regelgeleiteten zweckrationalen Modus zugeordnet werden – künstlerische Berufe hingegen finden sich beim ästhetischen wieder. Das sich gebildete Kontinuum bietet eine Verortung, die die Integration gegenteiliger Anteile berücksichtigt.

Die Zuordnung in jenes Kontinuum der Handlungsmodi, im Sinne einer ersten Einschätzung, erfolgte unter Berücksichtigung der *Gewordenheit*. So steht zwar der Beruf zum Zeitpunkt des Interviews im Vordergrund, allerdings finden auch die Orientierungspraxen bei der Lebensgestaltung und das Eigenverständnis der Befragten Beachtung, welche die Charakteristika des jeweiligen Tätigkeitsfeldes beeinflussen und relativieren können. In dieser Phase des Forschungsprozesses dienen hierzu vornehmlich Sequenzen aus dem Datenmaterial als Indikatoren, die sich tendenziell auf die gegenwärtige berufliche Situation beziehen. Die gesamten biografischen Daten werden dann in den weiteren Phasen des Forschungsverlaufes einbezogen.

Je Interviewpartner lassen sich zudem *Berufstransformationen* unterschiedlicher Qualität und Häufigkeit herausstellen, die sich von Veränderungen innerhalb eines Berufsbildungsweges bis hin zu vollkommenen Berufswechseln erstrecken können. In Abbildung 4 geht es allerdings zunächst um die vergleichbare Häufigkeit von beruflichen Veränderungen. Die Ausprägungen sind, von unten nach oben graduert, in der Vertikalen ersichtlich. Hierzu werden aus den biographischen Daten vornehmlich retrospektive Sequenzen herangezogen, die als Indikatoren für die Wandlungen dienen.¹²²

Im Rahmen des Theoretical Samplings können nun die Fälle nach ihrer Charakteristik eingefügt werden, so dass sie in dieser Phase einer Kontrastierung unterzogen werden. Auf diese Weise hat sich während des gesamten Forschungsprozesses die Zuordnungsfähigkeit der Interviews präzisiert. Je Arbeits- und Berufsbiografie lassen sich Ausprägungstendenzen zuschreiben, die letztendlich zu der Fallauswahl geführt haben.

Dieser Logik folgend werden die Fälle minimal oder maximal zueinander kontrastiert. Während durch die Hervorhebung von Ähnlichkeiten unter den Fällen die minimale Kontrastierung erfolgt, generiert sich über die Unterscheidungen ein maximaler Kontrast. Durch die Datenähnlichkeiten kann die theoretische Relevanz legitimiert und durch die Unterscheidung die Varianz der Daten abgebildet werden (vgl. Kelle/Kluge 2010: 48). Die Abbildung 4 visualisiert die Nähe beziehungsweise Distanz der jeweiligen Fälle zueinander und stellt sie somit in ein Verhältnis. Dementsprechend gestaltet sich auch die Fallauswahl, welche nachfolgend erläutert wird.

Vorstellung der Interviews

Näher auf die Inhalte der Interviews eingehend, wird ein erster Umriss arrangiert, indem die die Befragten hinsichtlich ihrer beruflichen Situation kurz vorgestellt werden. Hierbei besteht der Bezug zum Sampling (Abbildung 4). Die Zuordnungen innerhalb des Samplings wurden anhand von Leseindrücken aus den Transkriptionen geschöpft und die entsprechenden Zeilen als Indikatoren markiert.

IPI, Michael Arndt ist Künstler. Während seiner Jugend verspürte er den Wunsch, sich in dieser Berufsgruppe zu verorten. Nach einem Studiengangswchsel von Kunstgeschichte zu

¹²² Zu beachten ist hierbei, dass es sich bei Abbildung 4 um kein Koordinatensystem handelt, sondern den Zweck der Kontrastierung im Sinne der Verhältnismäßigkeit zueinander verfolgt. Die Ausprägungen könnten allenfalls mit der Variable *Berufstransformation* quantifiziert und kardinalskaliert werden. Die Horizontale stellt lediglich eine Tendenz der gesellschaftlichen Positionierung innerhalb des Kontinuums dar, welche sich als nominal charakterisieren ließe. Das Schema entspricht dem „Arbeitsschritt des Dimensionalisierens“ (Strübing 2014: 22) und kann ähnlich einer Schätzskalierung verstanden werden, welche die Fallauswahl begründet und ein erstes Bild des Samples ermöglicht.

einem Lehramtsstudium und dem darauffolgenden Examensabschluss entschloss er sich, seinen Berufswunsch konsequent zu verfolgen.

Das Interview IP1 wurde unter anderem aus diesem Grunde für die Analyse nach der Objektiven Hermeneutik ausgewählt, da es dem Befragten fernliegt, sich trotz seines künstlerisch ausgerichteten Berufs von zweckrationalen Bezügen abzuwenden und eine Alltagslebensnähe herzustellen. Denn seine Neigung zum Handwerk und die Bearbeitung gesellschaftlicher Themen betonen dies.

Berufsbedingt lässt sich also eine ausgeprägt ästhetische Handlungsorientierung des Befragten unterstellen: *Zeile 106-108, 128-130, 184-187, 248-257*.

Jedoch sind die alltagsweltlichen Praxen auch von einer teleologisch-zweckrationalen Haltung beeinflusst, die der Befragte dezent gegenüberstellt: *Zeile 103-106, 124-127, 266*.

Berufstransformationen zeigen sich innerhalb seines Berufsbildungsweges durch den Studiengangswechsel, die schließlich seinen beruflichen Weg ebenen (*Zeile 21-35*).

IP2, Insa Behrend hat sich zu einer Projektmanagerin (Studienkoordinatorin) in einem Pharmakonzern entwickelt. Nach Berufs- und Studienwechsel gelangte sie an eine Arbeitsstelle als pharmazeutische Monitorin und qualifiziert sich von dort aus für ihre aktuelle Position.

Interessant erscheint an diesem Fall die zweckrationale Ausprägung ihrer Berufsentscheidung für das aktuelle Feld des Gesundheitswesens (*Zeile 864-872*), welchem eine betont reglementierte und gesellschaftlich nutzenbringende Funktion zugeschrieben wird (*Zeile 872-889*). Die Erwartung liegt demnach bei einem standardisierten und regelgeleiteten Arbeitshandeln.

In Verbindung hiermit steht die diskontinuierliche Entwicklung der Berufsbiografie. Sie selbst verfolgt einen zweckbezogenen, extrinsisch motivierten Arbeitsbezug (*Zeile 898-914*). Bei einem ersten Leseindruck des Interviews fällt jedoch auch auf, dass ihre Lebenspraxis zum Ästhetischen tendiert. So lässt sie sich prägnant bei ihren beruflichen Handlungsentscheidungen von ästhetischen Werten als Orientierungsmuster leiten. Dabei richtet sie sich nach dem Erlebniswert ihrer Tätigkeit (*Zeile 438-442, 487-491, 595-597*), der Schönheit des Ortes des Firmensitzes (*Zeile 502-508*) oder der Qualität des (zu erwartenden) Lebensstils sowie die Wahrnehmung der internationalen Kulturen (*Zeile 704-705*). Aktuell betreibt sie wieder regelmäßig Singen und Tanzen in der Freizeit, was nur durch Nutzung des Home-Office ermöglicht wird (*Zeile 924-931*). Zudem hat ihre Teilaufgabe, konzerninterne Veranstaltungen mit kulturellem Bezug zu organisieren (Kontextwissen, kein Marker im Interview), eine ästhetische Nuance. Ähnlich wie bei IP1 verhält sich also das zweckrationale

zum ästhetischen Handeln, jedoch in diesem Falle umgekehrt, wobei der ästhetische Handlungsmodus nur dezent herausgestellt werden kann.

Die *Berufstransformationen* ergeben sich aus den Pendeln zwischen dem ersten Ausbildungsberuf der Augenoptikerin und den belegten Studiengängen sowie aus den späteren organisationsinternen Positionswechseln, was durch die zyklenartige Wiederholung als interessant für die tiefergehende Analyse erscheint: *Zeile 153-154, 188-189, 242-245, 247-249, 418-422, 443-444, 636-641*.

IP3, Frank Clausen ist selbstständiger Kunstgießer und Inhaber einer Werkstatt.

In einem Familienbetrieb erlernt der Befragte zunächst den Beruf des Ziseleurs und entwickelt sich zu einem Handwerksmeister. Nach einer Krise innerhalb seines Angestelltenverhältnisses entschließt er sich zur Selbstständigkeit.

Dieser Fall wurde ebenfalls für einen tieferen Analyseprozess nach der Objektiven Hermeneutik ausgewählt. Hinsichtlich der Einschätzung der Position innerhalb des Kontinuums zwischen dem zweckrationalen Handeln und der ästhetischen Praxis besteht die Besonderheit einer Synthese, denn der Beruf an sich ist ein kunsthandwerklicher. Ein Handwerksberuf steht grundsätzlich im zweckbezogenen Raum, womit Gebrauchswerte erzeugt werden. Die Besonderheit hierbei liegt an dem ästhetischen Anspruch, der dem Beruf immanent ist und sich durch die handwerklichen Fertigkeiten verdinglichen soll. Der Bronzegießer hat die Funktion der technischen Umsetzung künstlerischer Ideen (*Zeile 127-136*). Die Erwartung an ihn liegt hierbei in der Lösung von Problemen, die sich aus den Entwürfen der Künstler:innen ergeben. Aus den fehlerbereinigten Modellen werden dann Skulpturen gefertigt.

Zudem hat Frank Clausen den Status eines selbstständigen Unternehmers, weshalb ein zweckrationales Handeln im ökonomischen Sinne für seine Existenz entscheidend ist (*Zeile 248-253*). Hierbei spielt zwangsweise die Gewinnerwirtschaftung eine übergeordnete Rolle (*Zeile 260-267, 416-421*).

Hinsichtlich seiner beruflichen Transformation liegt hier kein Berufswechsel vor. Der Befragte hat sich innerhalb seines beruflichen Feldes entwickelt, weshalb nur bedingt Diskontinuitäten auftreten. Allerdings ist die Kündigung mit dem zweiten Versuch des Abiturs innerhalb der Gesellenzeit (*Zeile 106-108*), der Wechsel des Status vom Gesellen zum Meister (*Zeile 148-154*) und vom Angestellten zum Unternehmer (*Zeile 260-264*) zu berücksichtigen.

Die drei in knapper Form vorgestellten Fälle wurden neben den beschriebenen Ausprägungen auch deshalb für den Analyseprozess ausgewählt, weil die Interviews einen ähnlichen

lebenspraktischen Bezug herstellen: Die Qualität der Berufstransformationen ist als gemäßigt darstellbar. Die beruflichen Ausrichtungen, die mit der sonstigen lebensweltlichen Orientierung in Verbindung stehen, sind nicht eindeutig dem zweckrationalen oder ästhetischen Handeln zuzuordnen, sondern sie synthetisieren sich mit unterschiedlichen Nuancen. Dies bietet Potenzial für eine Ausdehnung des Forschungsprojektes hinsichtlich seiner alltagslebensweltlichen Anschlussfähigkeit an weiteres Datenmaterial. Die extreme Ausprägung von Besonderheiten steht also hierbei weniger im Fokus.

Aufgrund dieser beschriebenen Ähnlichkeiten im Datenmaterial handelt es sich also um eine *minimale Kontrastierung* der Fälle.

In Abbildung 4 ist die Position von IP3 dahingehend auffallend, als dass sie sich nahezu mittig im Kontinuum der Handlungsmodi befindet. Während sich die Quantität seiner Berufstransformationen vergleichsweise als niedrig darstellt, sind die inhaltlichen Aspekte dieser Wandlungen von ausschlagender Qualität. Somit spreizen sich die Eigenschaften der Berufsscharakteristika in alle Bereiche auf. Mit dieser Herausstellung innerhalb der Gruppe wird IP3 zum *Eckfall* bestimmt.

IP4, Christiane Darre ist Psychiaterin in einem Krankenhaus.

Zunächst absolviert sie eine Ausbildung im kaufmännischen Bereich und bildet sich durch ein betriebswirtschaftliches Studium weiter. Nach Tätigkeiten als wissenschaftliche Mitarbeiterin und selbstständige Beraterin absolviert sie ein Medizinstudium. Währenddessen wechselt sie mehrfach ihre fachärztliche Ausbildung.

Die Tätigkeiten, insbesondere die aktuellen, bewegen sich konstant im zweckrationalen Spektrum (*Zeile 400-413, 420-421, 437-453, 470-482*¹²³). Sowohl die betriebswirtschaftlich-organisatorische Ausrichtung als Ärztin, die wissenschaftliche Orientierung als auch die medizinischen Sparten sind in keiner Weise mit einer ästhetischen Praxis verbunden. Nach erstem Leseindruck bestehen auch keine weiteren Indikatoren für eine ästhetische Handlungsorientierung.

Die Berufstransformationen gestalten sich intensiv. Bis zum Medizinstudium wechselt die Befragte ihre berufliche Ausrichtung mehrfach. Während ihres Medizinstudiums und im Rahmen der Facharztausbildung verfeinert sich die Qualität der Wechsel hinsichtlich der

¹²³ Das Ideal der alternativmedizinischen Haltung „Wer heilt hat Recht“ ist ein Marker dafür, dass sich die Befragte in der Rolle der Assistenzärztin streng an wissenschaftlich basierte Verfahren zu halten hat. Dies unterstreicht ihren zweckrationalistischen Handlungsmodus.

Justierung ihres Tätigkeitsfeldes. Indikatoren hierfür finden sich in *Zeile 64-66, 81-82, 142-150, 160-168, 180-192, 206-207, 261-267, 288-292, 305-308, 317-325, 346-357, 542-544*.

Da die Ausprägungen des Falles vergleichsweise extrem anmuten und die Qualität eines Ausreißers bilden dürften, habe ich den Fall trotz der besonderen Prägnanz mit seinem ausgeprägt eigenkomplexen Verlauf von einer tieferen Analyse ausgeschlossen.

IP5, Sophie von Ewall ist selbstständige Bildhauerin. Zunächst studiert sie Tanz, danach Sprachen. Sodann absolviert sie eine Ausbildung zur Fremdsprachenkorrespondentin. Nach ihrem Abschluss wird sie für einige Zeit in diesem Feld tätig und wählt dann den Beruf der Bildhauerin.

Auch die Berufsbiografie von Sophie von Ewall gestaltet sich vielseitig. Allerdings stellt sie, familiär bedingt, von ihrer Kindheit an einen Bezug zur Kunst her. Ihr Studien- und Berufsweg ist wechselhaft, bevor sie ihren Entschluss fasst. Deutlich hat der arbeits- und lebensweltliche Kontext zum Zeitpunkt des Interviews einen ästhetischen Charakter, den die Befragte in längeren Passagen immer wieder akzentuiert (*Zeile 93, 175-179, 185, 189-190, 227-232*), jedoch werden auch zweckrationale Elemente betont (*Zeile 148-152*). Ihre Biografie ist ebenfalls als gesteigert diskontinuierlich beschreibbar, was sich in den Berufstransformationen ausdrückt: *Zeile 30-33, 42-45, 93-99, 110-111, 113-122*.

Das Interview wurde ebenfalls von der Analyse nach der Objektiven Hermeneutik ausgeschlossen und liegt in Form einer Fallbeschreibung und -vergleiches vor. Es zeichnet sich nach erster Einschätzung, so wie bei *IP4*, ein Extremum mit besonderen Ausprägungen ab, die weniger in der herkömmlichen Alltagspraxis zu finden sind. Zudem unterscheidet sich Datenqualität und -volumen von den anderen Interviews, sodass einzelne Passagen nur schwerlich oder gar nicht auszumachen sind.

IP4 und *IP5* werden durch ihre Besonderheiten als *Ausreißer* markiert und werden im Verhältnis zu *IP1* bis *IP3* als *maximalkontrastiv* herausgestellt.

Im Sinne der *Gegenstandsangemessenheit* als Gütekriterium¹²⁴ wird eine Justierbarkeit der Methodik angeregt (vgl. Strübing u.a. 2018: 86 f.). Neben der Berücksichtigung dieses Kriteriums ist auch unter forschungsökonomischen Gesichtspunkten bei der vorliegenden Empirie nach einer Selektion vorrangig die tiefere Analyse der drei minimalkontrastierten Fälle geboten.

¹²⁴ Die Gütekriterien qualitativer Sozialforschung werden im Abschnitt 4.2.5 näher erläutert.

Denn in diesem Spektrum erhöht sich die Wahrscheinlichkeit der Spiegelung theorierelevanter Muster (vgl. Kelle/Kluge 2010: 48). Komplementär hierzu gilt: „Durch die *Maximierung* von Unterschieden wird dahingegen die Wahrscheinlichkeit erhöht, Heterogenität und Varianz im Untersuchungsfeld abzubilden.“ (Kelle/Kluge 2010: 48).

IP4 und IP5 sind für eine Fallbeschreibung geeignet und sie werden in den Fallvergleich einbezogen. So bleiben die Fälle inhaltlich aussagefähig, jedoch erfolgt bei ihnen keine Offenlegung der latenten Sinnstrukturen – wohl aber kann durch sie die Varianz und Heterogenität dargelegt werden.

Da bei beiden Fällen die Betonung des eigenen Habitus auffallend ist, wäre eine tiefergehende Analyse nach der *Dokumentarischen Methode* (Bohnsack 2014; auch Dörner 2019) naheliegend und für ein weiteres Forschungsprojekt mit entsprechenden Fragen ergiebig. Bei den beiden Interviewpartnerinnen scheinen nach den Leseindrücken inhaltlich das Erbe ihrer Familiengeschichte sowie ihre Lebensstilistik und Geschmäcker zu dominieren.

4.2.4 Datenerhebung und Auswertung

Der nächste Schritt beinhaltet die Forschungspraxis per se, nämlich die direkte Arbeit mit dem Datenmaterial. So werden die Charakteristika der beiden Schritte Datenerhebung und Datenauswertung nachfolgend erläutert.

Datenerhebung

Zentral für die Datenerhebung sind *leitfadengestützte narrative Interviews*. Jedoch findet je Befragung auch der Verlauf von der Kontaktaufnahme bis zum Interviewtermin Berücksichtigung, indem Memos¹²⁵ ausformuliert werden.

Cornelia Helfferich sieht im *leitfadengestützten Interview* die Chance, spezifische Themen anzusprechen, wobei dennoch Relevanzsysteme und narrative Potenziale entfaltet werden können (vgl. Helfferich 2004 zitiert nach Ohlbrecht 2006: 134). Hierbei ist hervorzuheben, dass Narrationen innerhalb der Interviewführung regelrecht stimuliert werden, der Leitfaden fungiert also als inhaltliches Regulativ. Somit kristallisiert sich die Form des *leitfadengestützten narrativen Interviews* heraus.

¹²⁵ Die „theoretischen Memos“ der Grounded Theory, beziehen sich auf die Konzeptionierung von Theorien (vgl. Strauss/Corbin 1996: 169), jedoch entsprechen die in den Analyseschritten erstellten „Memos“ eher den Feldnotizen, die in geraffter Form Erfahrungen bis zum Interviewbeginn beinhalten.

Der vorliegende Leitfaden zeichnet sich insbesondere durch Fragen aus, die den Interviewverlauf über biografische Bezüge, wie die Kindheit und soziale Herkunft, über den Bildungsweg hin zur aktuellen beruflichen Situation leitet. Der Forschungsfokus liegt auf der Berufsbioografie mit seinen Ursprüngen. Dennoch bietet er genügend Freiraum für einen narrativen Zugang und er kann themenbezogene Erzählimpulse setzen.

Folgende Fragen wurden hierfür entwickelt:

- „*Erzählen Sie doch einmal, wie sie aufgewachsen sind.
(Was haben Ihre Eltern beruflich gemacht? Wie gestaltete sich Ihr schulischer Werdegang?)*“
- „*Wie vollzog sich der Übergang in Ihr Berufsleben?*“
- „*Mich interessiert, wie sich Ihr beruflicher Werdegang gestaltete.
(Welche Stationen haben Sie durchlebt?)*“
- „*Erläutern Sie mir doch, wie ein typischer beruflicher Alltag für sie aussieht.*“
- „*Was haben Sie, nach ihrer persönlichen Einschätzung, aus ihrem beruflichen Leben gelernt und wie können Sie dies verwerten?*“
- „*Warum oder wofür üben Sie ihre Tätigkeit aus?*“
- „*Wie verleben Sie ihre Freizeit?*“
- „*Welche beruflichen Perspektiven sehen Sie für sich?*“
- „*Können Sie mir eine Weisheit oder ein Spruch aus ihrem beruflichen Alltag nennen?
Beispiel: ‚Was weg ist, brummt nicht mehr.‘*“
- „*Was ist wichtig für Sie im Leben?*“

Der Leitfaden fokussiert die Fragen neben dem berufsbioграфischen Verlauf auch auf das aktuelle berufliche Alltagsleben und die persönlichen Werte des oder der Befragten.

Eine solche wertebezogene Dimension ist für die persönliche Bilanzierung der eigenen Biografie relevant (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014: 86 f.), was gleichfalls für die eine Charakterisierung des Identitätsrahmens interessant ist.

Es folgt der Nachfrageteil, welcher dazu dient, auch soziobiografische Daten zu erfassen (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014: 85). Die *Transkription* der Interviews erfolgt nach dem Transkriptionssystem nach Rosenthal (2008) in leicht angeglichenen Form.¹²⁶

¹²⁶ Die vollständigen, pseudonymisierten Transkripte sind beim Autor hinterlegt und können auf begründete Anfrage eingesehen werden.

Datenauswertung

Hinsichtlich der Auswertung der gewonnenen Daten werden, dem Ablaufschema folgend, zunächst *Memos* erstellt, die sich als Erinnerungsprotokolle des Interviewers in knapper Form darstellen lassen. Sie schaffen während der Auswertung Orientierungspunkte im Zeitraum bis zum Interviewbeginn. So können Rückschlüsse bezüglich der sozialen Situation der Befragten und auch über die Interaktion mit dem Interviewer gezogen werden.

Allgemein dienen sie zur Erschließung des Feldes und ähneln deshalb *ethnografischen Feldnotizen* (vgl. Strübing u.a. 2018: 89).

Theoretische Memos hingegen beziehen sich auf die Theorieentwicklung und protokollieren den Forschungsprozess (vgl. Flick 2019: 477). Diese explizite Form findet im Sinne der Theoriegeleitetheit in dieser Studie keine Anwendung, wohl aber sind die theoretischen Entwürfe stets anhand des Forschungsstandes modifiziert worden, was einem theoretischen Memo gleichkommt.

Die *Kurzportraits* der Interviewten IP1 bis IP3 sollen den Leser:innen einen einführenden, knappen biografischen Überblick ermöglichen, die vor der Fallstrukturhypothese stehen.

Ein weiteres Element sind die *Fallbeschreibungen*¹²⁷ hinsichtlich IP4 und IP5. Diese liegen in ausführlicher erzählerischer Form vor und ermöglichen ebenfalls einen biographischen Überblick. Wichtige Textstellen werden mit Zitaten belegt. Diese Fallbeschreibungen sind nicht dafür geeignet, die latenten Sinnstrukturen in Form von Fallstrukturhypothesen zu beschreiben. Sie ermöglichen es jedoch, neben der biografischen Deskription, Rückschlüsse aus den soziobiografischen Daten zu ziehen und in groben Zügen das Eingehen von Handlungsoptionen der Befragten innerhalb der jeweiligen Biografien nachvollziehbar zu machen.

Phasen des Analyseprozesses

Nach der Erstellung von *Memos* und *Kurzportraits* erfolgt nun für die Interviews IP1 bis IP3 der eigentliche Analyseprozess.

Dieser ist innerhalb der Objektiven Hermeneutik in sieben Phasen untergliedert, die Heike Ohlbrecht folgendermaßen zusammenfassend darlegt (vgl. Ohlbrecht 2013: 10 f.):

¹²⁷ Fallbeschreibungen werden nicht, so wie Fallrekonstruktionen, zur Unterstützung der Theorieentwicklung generiert (vgl. Hildenbrand 1991: 257). Allerdings können jene zur Untermauerung der Argumentation dienen.

1. Mit der ersten Phase wird geklärt, um welchen Fall es sich eigentlich handelt. Die *Fallbestimmung* beinhaltet zunächst die Entwicklung einer Forschungsfrage, um das Erkenntnisinteresse herauszustellen. Die Diagnose des Handlungsproblems und die Fokussierung einer bestimmten Fallstruktur sind ebenfalls Ebenen der Fallbestimmung. Die Interaktionseinbettung klärt dann den Bezugsrahmen der Genese des jeweiligen Interviews (vgl. Ohlbrecht 2013: 10).
2. Die *biografischen Sozialdaten* werden in der nächsten Phase sequenzanalytisch behandelt. Dabei werden die Daten dem Text entnommen, zeitlich geordnet und mit dem nächsten Schritt interpretiert (vgl. Ohlbrecht 2013: 10).
3. Nun erfolgt die *Sequenzierung* des Textes. Zweckdienlich ist dieser Schritt in zweierlei Hinsicht, denn *erstens* kann sich der Forschende einen Eindruck und Überblick über den Text verschaffen und *zweitens* halten die einzelnen Sequenzen das Potenzial für Feinanalysen bereit. Dabei ist die „Kalibrierung“ ein entscheidendes Instrument zur Bestimmung der Sequenzgröße, die von einer filigranen Gestalt aus Silben, Worten oder Wortgruppen bis zu einem längeren Textabschnitt reichen kann (vgl. Ohlbrecht 2013: 10).
4. Als Kern des Verfahrens schließt sich nun die *Sequenzanalyse* an. Sie beginnt in der Regel mit der Eingangssequenz, wobei sich Inhalte und Strukturen des Textes bereits nuancieren. Die Phase beinhaltet insbesondere die Generierung von Lesarten, die dem Text standhalten müssen, indem sie Schritt für Schritt auf Plausibilität überprüft werden (vgl. Ohlbrecht 2013: 10 f.).
5. Danach folgt die *Fallstrukturekonstruktion*, die als Abfolge von Entscheidungen zwischen Handlungsoptionen in Erscheinung tritt. Die Fallstrukturgesetzlichkeit ist der ausschlaggebende Faktor für den Ausgang der Wahl. Es sind mehrere Textstellen zu Rate zu ziehen und zu falsifizieren (vgl. Ohlbrecht 2013: 11).
6. Die nächste Phase beschreibt die *Feinanalyse*, die an diffusen und dichten Textstellen vorgenommen wird. Oftmals provozieren diese Textstellen geradezu zur Falsifikation (vgl. Ohlbrecht 2013: 11).
7. Bei dem *Fallvergleich* werden weitere Fälle einer Analyse unterzogen, obwohl bei der Objektiven Hermeneutik Einzelfälle erforscht werden sollen. Dennoch kann das Erkenntnisinteresse der Unterschiedlichkeit der Fälle in den Mittelpunkt rücken, wofür ein Vergleich notwendig wird (vgl. Ohlbrecht 2013: 11).

Ohlbrecht (2013) beschreibt somit den schrittweisen Verlauf der Datenauswertung, womit durch den Anspruch der präzisen Befolgung die Wertigkeit der methodischen Strukturiertheit eines Analyseprozesses transportiert wird. Innerhalb dieses Forschungsdesigns kommen

allerdings Variationen zur Anwendung, bei denen der methodologische Rahmen der Grounded Theory zum Tragen kommt und ein flexibler Umgang mit den einzelnen Phasen ermöglicht wird: Dies meint die Variabilität im Sinne der Gegenstandsangemessenheit. Die Grundstruktur bleibt jedoch unverändert und entspricht den Maßgaben der Objektiven Hermeneutik.

Hinsichtlich der *Fallbestimmung* werden *Memos* erstellt. Sie sind von den theoretischen Memos aus der Grounded Theory inspiriert, doch haben sie in diesem Forschungsverlauf eine andere Bedeutung als das Verfassen von Gedanken und Ideen zum Zwecke der Theoriebildung. Sie beschreiben erste subjektive Eindrücke *vor der eigentlichen Interviewsituation*. So können Protokolle im Sinne der Objektiven Hermeneutik, die mit dem Interviewpartner in Verbindung stehen, erfasst und unter Berücksichtigung der Kontextfreiheit mit dem Interview ausgewertet werden. Die erhobenen Protokolle fördern die Freilegung der latenten Sinnstruktur.

Die Erfassung der *biographischen Sozialdaten* ist Teil des Interviews. Um schon direkt zum Einstieg einen möglichst ungehemmten Erzählfluss zu begünstigen, wurden diese Daten an das Ende der Interviews gelegt. So werden sie sowohl innerhalb als auch am Ende der Erzählung transportiert. Das Arrangement ihrer Reihenfolge erfolgt bei der Erstellung der Kurzportraits beziehungsweise der Fallbeschreibungen. Neben der Ordnung von Sozialdaten dienen sie der biografischen Zusammenfassung und ermöglichen den Leser:innen und Forschenden Orientierung und Überblick.

Die *Sequenzanalyse* umfasst weniger den gesamten Text, vielmehr sollen Textstellen untersucht werden, die an die Forschungsfrage anknüpfen. Insbesondere wird die Eingangssequenz, die einige der Sozialdaten enthält, ausgiebig beleuchtet und feinanalytisch untersucht. Es folgen weitere Sequenzen, welche durch biographische Wendepunkte gekennzeichnet sind und in denen sich deutliche Phasen gebündelter Identitätsentwicklung abzeichnen. Prinzipiell untergliedern sich die Sequenzen in Teilsegmente, die durch eine Kalibrierung eine vertiefte Textanalyse erlauben. So folgt nach der Entwicklung der Lesarten je Segment eine Niederschrift eines zusammenfassenden deskriptiven Teils in paraphrasierter Form, danach der interpretative Teil unter Berücksichtigung der jeweiligen plausiblen Lesart.

Die *Fallstrukturekonstruktion* generiert je Fall eine *Fallstrukturhypothese* im Sinne eines höheren Abstraktionsgrades, indem die Ergebnisse der Sequenzanalyse und erste zuordnungsfähige theoretische Bezüge hergestellt werden.

Im letzten Schritt folgt der *Fallvergleich*, welcher zwischen den Fällen vorgenommen wird. Die Typisierung der einzelnen Fälle ist dabei als marginal zu betrachten.

Prinzipien der Objektiven Hermeneutik

Bei der Betrachtung dieser von Ohlbrecht (2013) aufgegliederten Regeln folgen in Anlehnung an Wernet (2009) *fünf Prinzipien*, die als Quintessenz des Forschens mit der Objektiven Hermeneutik anzusehen sind (vgl. Ohlbrecht 2013: 12). Diese werden als „Kontextfreiheit“, „Wörtlichkeit“, „Sequenzialität“, „Extensivität“ und „Sparsamkeit“ bezeichnet und im Folgenden erläutert (vgl. Wernet 2009: 21 ff.):

1. Als *Kontextfreiheit* wird die Loslösung des Textes vom Wissen über den Fall bezeichnet. Allerdings kann nach der kontextfreien Interpretation die Kontextuierung erfolgen, indem ein Zusammenhang mit dem Fall wiederhergestellt wird (vgl. Wernet 2009: 23 f.).
2. Mit *Wörtlichkeit* hebt Wernet (2009) hervor, dass das gegebene Datum auch als solches anzusehen ist. So sind auch freudsche Fehlleistungen oder Versprecher als gegeben hinzunehmen. Die Gegebenheiten des Textes stehen demnach im Vordergrund und nicht das Gemeinte (vgl. Wernet 2009: 22 f.).
3. Ein im Kern der Methodologie verankertes Prinzip ist die *Sequenzialität*. Die Sequenzanalyse kann nur unter dieser Voraussetzung erfolgen und sie setzt eine Fragmentierung des Textes in Sinneinheiten voraus. Die Sequenzen können so, vom Text gelöst, experimentell in verschiedene Lesarten variiert werden, die eine unterschiedliche Bedeutungszuschreibung einer Sinneinheit erlauben (vgl. Wernet 2009: 27 f.).
4. Das Prinzip der *Extensivität* meint die äußerst akribische und detaillierte Vorgehensweise bei der Textinterpretation. Schon anhand einer geringen Datenmenge wird die Erfassung der Strukturlogik möglich. Voraussetzung hierfür ist allerdings ein feinanalytisches Vorgehen. Darüber hinaus ist die Vollständigkeit entscheidend, die darin besteht, alles und ausführlich zu interpretieren (vgl. Wernet 2009: 32 f.).
5. Als letztes Prinzip wird die *Sparsamkeit* angeführt. Die Regel hat eine eingrenzende, forschungsökonomische Funktion. Die Lesarten sollten gerechtfertigt und plausibel sein. Wernet spricht von der Vermeidung einer diffusen Suche nach der Bedeutung. Somit stehen die Kompatibilität der Lesart mit dem Text sowie der Ausschluss von eigenwilligen Varianten im Vordergrund (vgl. Wernet 2009: 35 ff.).

Bei der Betrachtung dieser fünf Prinzipien, welche mit den sieben Phasen des Analyseprozesses einhergehen, wird die ausgeprägte Regelgeleitetheit deutlich. So könnte zunächst vermutet werden, dass dem Forschenden nur ein beschränkter Interpretationsspielraum bleibt,

der dem kreativen Anspruch der Methodologie widerspricht. Jedoch steht gerade mit der Lesartenentwicklung ein Instrument zur Verfügung, das eine weitreichende experimentelle Haltung ermöglicht und auch einfordert.¹²⁸

Diese offene Haltung wird durch die Umsetzung innerhalb einer Forschergruppe gestützt (vgl. Ohlbrecht 2013: 13).

Wie oben diskutiert, führt der inkrementelle, iterierende Charakter der Grounded Theory zu einem Ausgleich zu dieser Regelgeleitetheit und wirkt somit methodologisch ergänzend. Dem ‚Gerüst‘ der Objektiven Hermeneutik wird somit eine öffnende Logik beigelegt. Allerdings bedarf es entsprechende Gütekriterien, die im nachfolgenden Abschnitt behandelt werden, um die Wissenschaftlichkeit des Forschungsverlaufes zu untermauern.

4.2.5 Gütekriterien qualitativer Sozialforschung

Wie bei standardisierten empirischen Verfahren auch, bedarf es Gütekriterien der qualitativen Sozialforschung, um die Wissenschaftlichkeit der Forschungsarbeit zu gewährleisten.

Grundsätzlich unterscheidet sich der Zweck qualitativer von dem der quantitativen Methoden. Während die quantitativen Verfahren der Überprüfung von Hypothesen dienen, sollen qualitative solche erst generieren. Da sich die Gütekriterien quantitativer Forschung (das sind vor allem Objektivität, Reliabilität, Validität) nicht prinzipiell auf qualitative Verfahren anwenden lassen, aber dennoch Güte notwendig ist, müssen sie auch von denen der hypothesenüberprüfenden Verfahren differenziert betrachtet werden (vgl. Bohnsack 2014: 15 ff.). Uwe Flick legt nahe, dass sich auch die qualitative Forschung vielgliedrig gestaltet, so wie sie sich durch unterschiedliche Ursprünge herausgebildet hat. Diese differenzieren sich sowohl durch methodologische als auch theoretische Schulen mit ebenso unterschiedlichen Intentionen (vgl. Flick 2005: 193). So werden auch die Gütekriterien aus unterschiedlichen Positionen betrachtet und vertreten.

Ines Steinke hat einen Gütekriterienkatalog herausgearbeitet, der als Orientierungsrahmen fungiert, jedoch auch, der jeweiligen Projektspezifik entsprechend, modifizierbar beziehungsweise ergänzbar ist (vgl. Steinke 2019: 323 f.). Ihre vorgeschlagenen Kriterien prägen

¹²⁸ Hierbei wird auf das Experiment anhand der Daten von IP1 verwiesen, welches sich an die performative Forschung anlehnt. Die Daten hierzu sind beim Autor hinterlegt und können auf begründete Anfrage eingesehen werden.

sich durch die *intersubjektive Nachvollziehbarkeit, Indikation des Forschungsprozesses, empirische Verankerung, Limitation, Kohärenz und reflektierte Subjektivität* aus und sind als anpassbare Kernkriterien zu verstehen (vgl. Steinke 2019: 324 ff.).

Jedoch werden diese Kriterien als überholt kritisiert und sie nehmen zudem einen indirekten Bezug zu den quantitativen Kriterien. Strübing u.a. (2018) fordern originäre Qualitätsmerkmale als Ergebnis einer ausgiebigen Diskussion und ihre Herausstellung als unbedingte Basis qualitativer Forschung. Darüber hinaus sei die iterative Logik des Forschungsverlaufs zu berücksichtigen, nach der sich die Kriterien richten sollen (vgl. Strübing u.a. 2018: 84 f.).

Die Autorenschaft konnte mit ihrem Aufsatz „Gütekriterien qualitativer Sozialforschung. Ein Diskussionsanstoß“ (2018) *fünf Kriterien* herausstellen, welche ihren Forderungen entsprechen und für die vorliegende Dissertation maßgeblich sein werden.

Die folgende Abbildung 5 erläutert diese und stellt sie zugleich mit diesem Forschungsprojekt in Zusammenhang.

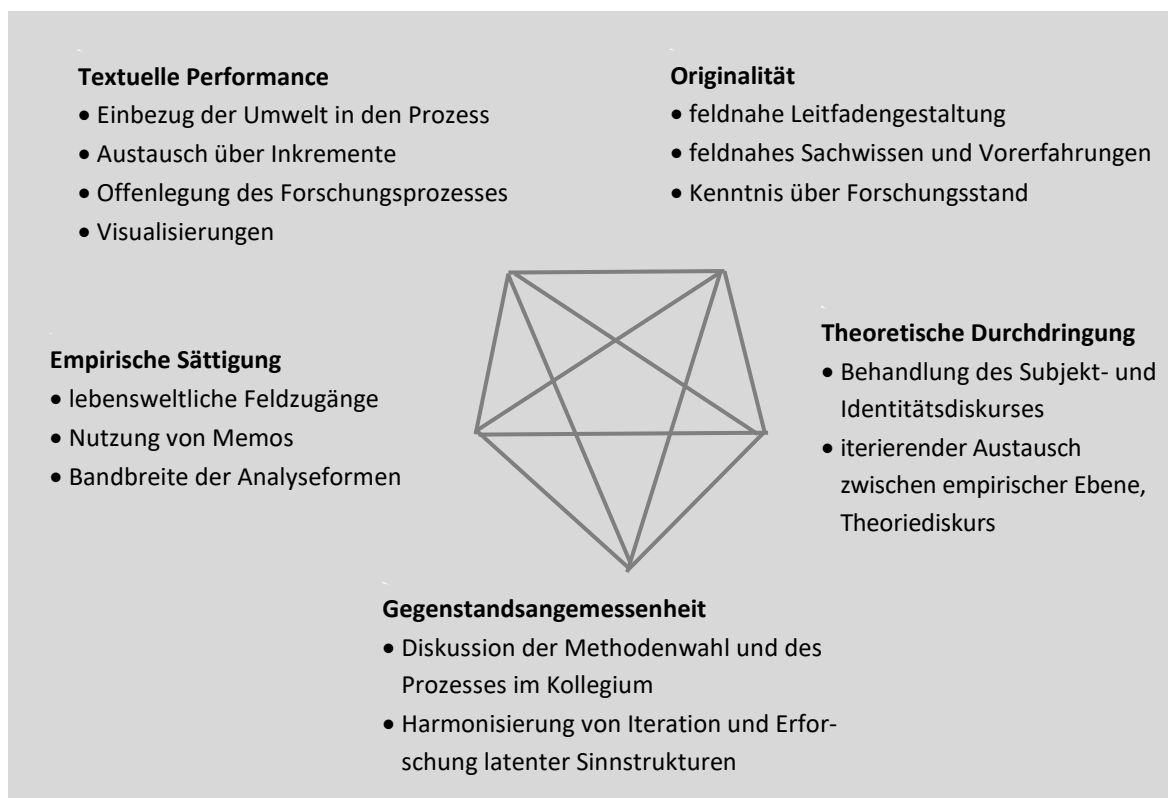


Abb. 5: Gütekriterien und ihre projektbezogene Anwendung, modifizierte Darstellung des Pentagramms qualitativer Gütekriterien (vgl. Strübing u.a. 2018: 97)

Die Abbildung 5 verdeutlicht neben den fünf Kriterien qualitativer Sozialforschung auch ihre gegenseitige Abhängigkeit. Die Faktoren bedingen einander, weshalb dieses Geflecht vollständig zu berücksichtigen ist.

Die Autoren betonen dabei, dass die „*Gegenstandsangemessenheit*“ zwar als grundlegendes Kriterium angesehen wird, jedoch prinzipiell keine Priorisierung der Kriterien stattfindet (vgl. Strübing u.a. 2018: 97). Die Modifikation der Darstellung in der Abbildung liegt darin begründet, dass sie neben den Kriterien die Mittel der projektbezogenen Anwendung berücksichtigt. Auf diese Kriterien wird nachfolgend genauer eingegangen (vgl. Strübing u.a. 2018):

1. *Gegenstandsangemessenheit*

Das erste Kriterium der *Gegenstandsangemessenheit* zielt auf zwei Faktoren. Dies meint zunächst, dass *Passungsverhältnisse multipel* sein sollen. Im Sinne der Abstimmung der Datelage, der Theorie, der Forschungsfrage, der angewandten Methode und letztendlich der Fallspezifika findet die Multiplizität Berücksichtigung. Zudem ist eine *fortgesetzte Justierung* Anspruch der Gegenstandsangemessenheit. Dabei bleibt die Anwendung der Methoden flexibel, womit Experimentierfreudigkeit und Kreativität forciert wird. Dies geht mit der Herangehensweise eines *Methodenbegriffs* einher, der als *reduziert* in Erscheinung tritt. Dafür wird der Fokus auf den *Empiriebegriff* gelegt, der die Konzentration auf die Erfahrung des Forschungsgegenstandes in den Blick nimmt (vgl. Strübing u.a. 2018: 86 f.).

Beim hiesigen Forschungsprojekt wurde die Methodenwahl sowie der gesamte Forschungsprozess innerhalb der Forschungswerkstätten und Kolloquien intensiv diskutiert und mit den grundlegenden Fragen der Biografieforschung sowie mit Fragen nach dem Identitätskern und -rahmen abgestimmt. Die Wahl des methodologischen Rahmens der Grounded Theory in Verbindung mit den Auswertungsschritten der Objektiven Hermeneutik ist deshalb so konzipiert worden, weil sich die iterativen Eigenschaften der Methodologie mit der Suche nach objektivierbaren Identitätsmarkern und den latenten Sinnstrukturen harmonisieren lassen. Die *Justierbarkeit* findet sich fallbezogen im Spektrum zwischen den Fallbeschreibungen und der objektiv-hermeneutischen Auswertungssystematik wieder. So folgte auch die Fallauswahl dem Gedanken der Justierbarkeit zur Herstellung von Gegenstandsangemessenheit. Das entwickelte Forschungsdesign ermöglicht neben der Flexibilität auch eine – unter Einhaltung methodologischer Regeln – Vermeidung dogmatischer Methodenrigidität. Die Fixierung des Erlebten durch Memos sowie die Wahl der Transkriptionsregeln öffnet den Datenerfassungsprozess für die wahrnehmungsbezogenen Ebenen des Forschenden.

2. *Empirische Sättigung*

Als zweites Gütekriterium führen die Autoren die „*empirische Sättigung*“ an. Sie untergliedern diese in drei Faktoren (vgl. Strübing u.a. 2018: 88 ff.):

Die *Erschließung des Feldes* und den *Rapport* begründen sich aus der Erkenntnis, dass der gesamte Forschungsprozess bereits durch die ersten Kontakte zum Feld erheblich beeinflusst wird. Der Rapport dient zur stetigen „Erneuerung und Optimierung“ der Positionierung des Forschenden, der sich situativ nach seinem Wissensstand ausrichtet (vgl. Strübing u.a. 2018: 88 f.).

Das *Volumen des Datenkorpus* richtet sich nach der Substanz und dem Umfang der Informationen. Dies meint nicht nur die Menge der gewonnenen Daten, sondern auch seine Vielfalt in Art und Form (vgl. Strübing u.a. 2018: 89).

Zu guter Letzt soll die *Intensität der Gewinnung und Analyse der Daten* die empirische Sättigung sichern. Nicht nur die Vielfalt der Datentypen, sondern auch die Datenanalyse an sich spielt eine vordergründige Rolle. Ihre Intensität ist gerade bei der iterativen Forschungsstruktur entscheidend, denn von der Datenerhebung bis zu ihrer Interpretation entstehen Infragestellungen über das Forschen und seiner Methoden. Daher empfehlen Strübing u.a. das „fortlaufende Anschmiegen der Methoden an den Gegenstand“ (Strübing u.a. 2018: 90). Insbesondere wird hierbei das Theoretical Sampling zur Durchdringung des Feldes angeführt (vgl. Strübing u.a. 2018: 89 f.).

Auch diesem Gütekriterium wird bei dem vorliegenden Forschungsprojekt Rechnung getragen:

- Der Feldzugang konnte bei der Akquise der Biografieträger:innen innerhalb der jeweiligen Lebenswelt ermöglicht werden. So wurden die Künstler:innen auf Ausstellungen angesprochen, die beiden Interviewpartnerinnen aus dem Gesundheitsbereich bei Gesprächen über gesundheitspolitische Themen. Auch die Intervieworte sind möglichst mit persönlichem oder beruflichem Bezug gewählt worden.
- Die Memos unterstützen den Forschungsprozess nicht nur hinsichtlich der Gegenstandsangemessenheit, sondern auch bei der Herstellung von Datenvielfalt zur Erschließung des Feldes. Wie ausgeführt wurde, ähneln sie ethnografischen Feldnotizen, so wie die Autoren den Einbezug dieser Medien empfehlen (vgl. Strübing u.a. 2018: 89).
- Die Bandbreite der Analysen reicht von der Fallbeschreibung bis hin zur Feinanalyse. Die Entscheidung für das jeweilige Vorgehen wurde innerhalb des Theoretical Samplings getroffen.

So wie erläutert werden konnte, wurde in mehrfacher Hinsicht für eine Verbindung der Lebenswelt der Befragten, der biografischen Erfahrungen sowie der Form der Datenauswertung Sorge getragen.

3. Theoretische Durchdringung

Als Komplementär zur empirischen Durchdringung steht dieses theoriebezogene Kriterium. Hierbei gehen die Autoren drei grundlegenden Optionen nach, nämlich ein *sozialtheoretisches Verständnis* herzustellen, sich entweder einem *aktuellen oder klassischen Theorieproblem* empirisch zu nähern oder sich mit einer *empirischen Fragestellung anhand von Theorien* zu befassen (vgl. Strübing u.a. 2018: 92 f.).

Ausgangspunkt meines Forschungsprojektes ist die Betrachtung des Subjektes im Lichte des Überganges von der Moderne zur Spätmoderne. Die Erforschung der Beschaffenheit von spätmodernen Identitäten bildet die Basis für Konzepte des Umgangs mit den gesellschaftlichen Gegebenheiten und für die Identitätsarbeitsformate.

Grundsätzlich bauen sich die Forschungsfragen auf dem theoretischen Diskurs in Reflexionsbogen I und Reflexionsbogen II auf und untergliedern sich in die Fragen nach dem Vorhandensein von beruflichen Identitätskernen und -rahmen sowie nach ihrer Gestaltung unter den Bedingungen einer spätmodernen Arbeitsgesellschaft.

4. Textuelle Performance

Ein weiteres Gütekriterium ergänzt die Rollen des Forschenden um die des *Autors*. Dabei ist die intersubjektive Nachvollziehbarkeit die leitende Idee, jedoch hegt dieser Gesichtspunkt darüber hinaus den Anspruch des reflexiven Umgangs des Verfassers mit seiner Rolle. Konkret sehen Strübing u.a. dies *erstens* in einer „hermeneutischen Übersetzungsleistung“, was einem Transfer zwischen *Sinnwelten* entspricht (vgl. Strübing u.a. 2018: 93 f.). *Zweitens* bedarf es einer „rhetorischen Überzeugungsleistung“ mit dem Ziel, bei den Rezipierenden Impulse für den kommunikativen Anschluss zu setzen und somit soziale Interaktion zu forcieren (vgl. Strübing u.a. 2018: 94).

Bei der Betrachtung dieses Attributes hinsichtlich des eigenen Vorgehens ergeben sich folgende Winkelzüge:

- Bereits zu Beginn der Forschungsarbeit wurde die Umwelt in den Prozess einbezogen: Durch die Teilnahme an Forschungswerkstätten und Kolloquien ließ sich der Austausch als intersubjektives Element herstellen, welches sich *erstens* durch eine Übersetzungsleistung des Forschungsanliegens und *zweitens* durch eine durch Einübung der Präsentation geförderte Nachvollziehbarkeit auszeichnet.
- Des Weiteren bestand fortlaufend der fachliche Austausch über die Inkremente des Forschungsprozesses und des theoretischen Diskurses der Dissertation. Die Offenlegung des

gesamten empirischen Verlaufs in der vorliegenden Schrift stützt diese Nachvollziehbarkeit.

- Weiterhin sind sowohl im theoretischen als auch im empirischen Teil der Dissertation Elemente genutzt worden, die der Vermittlung meiner Argumentationslinien, Überlegungen und Forschungsergebnisse dienlich sind. Hierzu gehören Visualisierungen, die nicht nur in Form von Abbildungen, sondern auch durch die Verwendung von Metaphern eingebracht werden, welche der Verbildlichung von Theorien dienen.

5. Originalität

Die Verfasser heben mit diesem Kriterium den Erkenntnisgewinn von Forschungsprojekten hervor, womit ein Neuheitsaspekt in den Fokus gerückt wird. Dies geht über die allgemeinen Regeln hinaus, denn auch Beiträge anderer Forschender sollen sich von jenen Erkenntnissen gewinnbringend abheben können (vgl. Strübing u.a. 2018: 94).

Drei Voraussetzungen sind zu erfüllen: *Erstens* ist hinter dem *Common Sense* auch die Diskussion unter Einbezug gegenläufiger Argumente aus dem Alltagsgeschehen zu berücksichtigen. Dies bewahrt vor fälschlichen „Neuigkeitsbehauptungen“ und integriert Kenntnis über den Wissenstransfer in die populärwissenschaftliche Ebene (vgl. Strübing u.a. 2018: 95).

Die Autoren schlagen *zweitens* vor, das Sachwissen des Feldes mitzuintegrieren.

Ein defizitärer Erkenntnisstand der Wissenschaft soll vermieden werden, indem sie die „oftmals wissenschaftlich kritisierte Betriebsblindheit der Praktiker nicht gegen eine fehlschließende Praxisferne eintauscht.“ (Strübing u.a. 2018: 95). Wertvolles fachliches Alltagswissen ist nicht dem wissenschaftlichen Bezug unterzuordnen, sondern vielmehr als Erkenntnisgewinn und als Kommunikationsgrundlage zu betrachten (vgl. Strübing u.a. 2018: 95).

Drittens ist eine Kenntnis über den Stand der wissenschaftlichen Forschung zur Vermeidung der Minderung bedeutsamen Wissens geboten. Daher ist die Kenntnis über den Forschungsstand zum Thema von besonderer Bedeutung. Einzig auf diese Weise können die jeweiligen gewonnenen Erkenntnisse miteinander ins Verhältnis gesetzt werden (vgl. Strübing u.a. 2018: 96).

Anhand folgender Aspekte wurde das Kriterium innerhalb dieses Forschungsanliegens gestützt:

- Um sich dem Alltagswissen der Interviewten zu nähern, wurde der Interviewleitfaden entsprechend gestaltet: Fragen nach dem Arbeitsalltag sind dabei genauso Gegenstand, wie Fragen nach den persönlichen Präferenzen und Werten. Dazu gehört auch das Interesse an einer *Berufsweisheit*, die sich der oder die Befragte als Quintessenz des täglichen

Schaffens erschlossen hat. Zudem wird der Prozess der Wissensgenese innerhalb der Biografie durch den jeweiligen Bildungsweg beleuchtet.

- Die Nachvollziehbarkeit des im Feld vorhandenen Sachwissens wird vor allem über meine Nähe zu den jeweiligen beruflichen Feldern hergestellt. In meinem Erfahrungsspektrum sind künstlerisch-kulturelle Tätigkeitsfelder, auch durch ein Teilstudium gegeben und ich bin deshalb mit diesen beruflichen Lebenswelten vertraut. Das Feld der Gesundheitsberufe ist mir über Erfahrungen meiner pflegenden Tätigkeit im Zivildienst und über ein Praktikum in einer Arztpraxis eröffnet worden. Durch meine Aufgabe der Arbeitsvermittlung von Stellen in Gesundheitsberufen und künstlerischen Tätigkeiten wurde mir zudem durch Recherche ein informelles Wissen zugänglich. Diese Kenntnisse und Erfahrungen werden durch ein allgemeines fachliches berufs- und branchenkundiges Verständnis geklammert.
- Die Kenntnisse über den Forschungsstand wurden neben der Internetrecherche auch über die Kontaktaufnahmen zu fachlichen Institutionen wie dem Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) gewonnen. Zudem begünstigt die Einzelsprache von weiteren Forschenden in diesem Feld einen Überblick über das Themenspektrum.

Die Originalität erzeugt sich aus den oben angeführten Gesichtspunkten und gründet sich auf dem Arrangement eigenständiger Gedankengänge der Befragten und der daraus folgenden Interpretation. Dies kombiniert sich mit Sachwissen aus dem Feld und der Kenntnis über den Forschungsstand.

Nach kritischer Inaugenscheinnahme des Forschungsdesigns nebst Ablaufschema unter Abgleich mit den Gütekriterien und gefolgten Nachjustierungen ist nicht zu verhehlen, dass es den haltbaren Eindruck einer bindenden Konzeption erhält und somit eine reflektierte Theoriebildung forciert wird. Im Einzelnen betrifft dies auch den anfänglichen Diskurs zur Herstellung von Anschlussfähigkeit zwischen den Methodologien der Grounded Theory und der Objektiven Hermeneutik. Auch die Begründung der Fallauswahl unterliegt dieser Beschau.

4.3 Forschungsprozess: Datenanalyse und Auswertung der Interviews

Dem Forschungsdesign entsprechend bietet sich den Leser:innen ein Überblick über die Biografien der Befragten. Die Memos, die den Weg vom Kennenlernen des Interviewpartners hin zum Interview nachvollziehbar machen, forcieren ein Eintauchen in das Forschungsmaterial. Bei den Fällen *IP1* bis *IP3* folgen Kurzportraits, die den Leser:innen eine biografische Zusammenfassung bieten. Die darauffolgenden Fallstrukturhypothesen, speisen sich durch

Abstraktion aus den jeweiligen Sequenzanalysen¹²⁹. Die beschriebenen Fallstrukturen werden anhand theoretischer Bezüge untermauert (vgl. Wernet 2009: 85). Diese können allerdings mitunter auch solche beinhalten, die außerhalb des bisher erarbeiteten theoretischen Rahmens liegen, jedoch im sekundären Sinn theoriebildungsunterstützend wirken.

Die Fallbeschreibungen bei IP4 und IP5 können in ihrer Tiefe nicht mit den Fallstrukturen als gleichwertig angesehen werden, jedoch ermöglichen sie durch ihren deskriptiven Charakter die Zuordnung in das fallvergleichende Schema der Handlungsmodi.

4.3.1 Fall Michael Arndt (IP1): Memo, Kurzportrait, Fallstrukturhypothese

Memo

Während einer lokalkulturellen Veranstaltung spreche ich den bildenden Künstler Michael Arndt auf meine Idee an, für meine Forschungsarbeit ein Interview mit ihm führen zu wollen. Ich legte ihn dar, dass ich mich insbesondere für Berufsbiografien von Künstlern interessiere. Da ich mich mit ihm im Vorfeld schon etwas bekannt gemacht hatte, würde ich die mir bekannten biografischen Phasen für mein Forschungsthema als bedeutsam erachten. Er erwidert meine Anregung und findet diese Idee „spannend“.

Sodann verabreden wir uns für die Abendstunden eines anderen Tages. Später vereinbaren wir telefonisch einen Termin für den 22. September 2015 um 19.00 Uhr, denn ein früherer Zeitpunkt wäre ihm wegen seiner familiären Pflichten nicht möglich.

Zur vereinbarten Uhrzeit warte ich zunächst vor dem Atelierhaus auf ihn, in dem er eine Einheit angemietet hat. Das Haus liegt direkt an einem Fluss, wobei man den Eingang nahe dem Ufer findet. Als der Interviewpartner selbst eingetroffen ist, führt er mich sogleich in die oberste Etage des Gebäudes. Der Flur ist dunkel, sodass die einzelnen abgeschlossenen Atelierräume wie verlassen erscheinen. An den Wänden hängen Gemälde und Zeichnungen. Es entsteht der Eindruck, dass wir allein sind und keine anderen Künstler:innen an diesem Abend ihrer Arbeit nachgehen würden. Herr Arndt führt mich in sein Atelier, das aus einem kleinen Flur, einem Raum und einem Bad besteht. Der Schnitt erinnert an einen funktionalen Büroraum oder eine Ein-Zimmer-Wohnung mit einer Kochzeile nebst Maisonette-Schlafereinheit.

Jedoch stehen hier werkbankartige Arbeitstische, die stapelweise mit Papierarbeiten beladen sind. An den Wänden hängen Zeichnungen und Collagen. Weiterhin fällt mir eine zweckentfremdete, an die Wand angelehnte Tür auf, die wohl zu einem Druckstock umfunktioniert wurde, denn sie ist mit farbbeschichteten Schnitzereien belegt. An einer anderen Wand hängt

¹²⁹ Das Transkript von IP2 ist beim Autor hinterlegt und kann auf begründete Anfrage eingesehen werden.

eine Holzspannsäge, welche starke Nutzungserscheinungen aufweist und weniger für einen Haushandwerker bestimmt zu sein scheint. Wir nehmen Platz und ich beginne mit dem Interview.

Kurzportrait Michael Arndt

Michael Arndt ist ein 56-jähriger bildender Künstler, der in Ber-Stadt lebt und arbeitet. Der Befragte ist ledig, hat einen 16-jährigen Sohn und eine zehnjährige Pflegetochter. Seinen beruflichen Status umschreibt er als ALGII-Empfänger, der einen Selbstständigenstatus aufweist und zurzeit kaum ein Einkommen erzielt.

Michael Arndt wächst in einem kleinen Dorf im M-Land als einziger Sohn einer Großfamilie auf. Diese besteht aus den Großeltern, den Eltern, einer Tante, zwei älteren und einer jüngeren Schwester. Sowohl die Gemeinde des Dorfes als auch die Familie sind katholisch-konfessionell gebunden, wobei auch die entsprechenden Riten und Bräuche gelebt werden. Der Großvater und der Vater sind Eigentümer einer Schreinerei und beschäftigen dort Gesellen. Die Werkstatt und das Wohnhaus hängen räumlich zusammen. So kann der Befragte die Werkstatt betreten und dort Holzarbeiten fertigen. Der Befragte hat aus seiner Erinnerung heraus den Eindruck einer recht freien Kindheit.

Der schulische Werdegang vollzieht sich zunächst durch den Besuch der Volksschule, einem 1970 auslaufenden Schulmodell. Danach erwirbt er das Abitur auf einem Gymnasium in der 14 Kilometer weit entfernten Bo-Stadt, wohin er täglich pendelt. Dort absolviert er Leistungskurse in Biologie und Kunst, wobei ihm sein Lehrer mit der Prognose des Scheiterns vom Fach Kunst abrät.

Den Anfang seines beruflichen Werdegangs definiert Michael Arndt mit seinem Studium, das er in M-Stadt mit dem Fach Kunstgeschichte beginnt. Dann wechselt er zu einem Lehramtsstudium für Realschulen im N-Land in Deutsch und Kunst. Dafür muss er abermals die Stadt wechseln und zieht nach O-Stadt. Den Studienplatz erhält er unter der Bedingung der Belegung des Faches Deutsch, wobei er eigentlich die Fächer Politik und Soziologie favorisiert hatte.

Im Rahmen des künstlerischen Teiles der Lehrer-Ausbildung entscheidet sich der Befragte für einen Kurs in Linolschnitt und gegen das Aktzeichnen. Aufgrund der geringen Kursbelegung bietet sich ihm Raum zur experimentellen Entfaltung. Daraus bildet sich eine förderliche Beziehung zu dem Lehrer. Der Großteil des Lehrpersonals sehen seine Arbeiten eher kritisch.

Um als freier Künstler arbeiten zu können, entschließt sich der Befragte, nach dem ersten Staatsexamen und der Absolvierung des Zivildienstes, das zweite Staatsexamen nicht mehr

zu erwerben. Somit entscheidet er sich auch gegen den Lehrerberuf, da dieser zu viel Raum eingenommen hätte, um künstlerisch produktiv sein zu können.

Michael Arndt startet nach seinem Zivildienst sein Erwerbsleben als Künstler im Kontext einer ABM-Stelle (Arbeitsbeschaffungsmaßnahme) und kann dort neben der Umsetzung eines Auftrages auch eigene Arbeiten realisieren. Nebenher bewirbt er sich für Ausstellungen oder organisiert eigene. Zudem gründet er eine Ateliergemeinschaft, die bis zum Zeitpunkt des Interviews ohne ihn weiterexistiert.

In diesem Zeitraum erhält er ein Künstlerstipendium für ein Austauschprojekt, welches einen einjährigen Aufenthalt in B-Staat mit sich führt. Danach entschließt er sich, nach Ber-Stadt zu gehen und pendelt, trotz seiner Arbeitslosigkeit, anfangs zwischen Ber-Stadt und O-Stadt so lange, bis er in Ber-Stadt aus privaten Gründen sesshaft wird. Es folgen mehrere Atelierwechsel, bis er zum gegenwärtigen Arbeitsraum im O-Bezirk kommt und dort verbleibt.

Michael Arndt beschreibt, dass sich aufgrund der Veränderungen seiner künstlerischen Arbeit dementsprechend auch sein Arbeitstag unterschiedlich gestaltet. Ihm fällt auf, dass er zum gegenwärtigen Zeitpunkt aus organisatorischen und zeitlichen Gründen nicht mehr in einer Ateliergemeinschaft arbeiten könnte. Von Kontinuität geprägt sind allerdings die Beschäftigungen mit der Zeichnung und dem Linolschnitt. Im Gegensatz zur Vergangenheit plant und organisiert er seine Vorhaben zunehmend und er versucht diese dann umzusetzen. Dies funktioniert allerdings nur bedingt, denn künstlerische Arbeit lässt sich nur schwer planen. Seine Atelierbesuche gestalten sich unterschiedlich in der zeitlichen Struktur und der Arbeitsintensität. Zudem ist dem freien Schaffen das Spontane immanent, was allerdings oft in die termingerechte, projekthafte Konzeption kippt. So wünscht er sich, wieder mit mehr Muße an das Werk gehen zu können. Er hat vor, wieder mehr mit Collagen und Zeichnungen zu experimentieren und freier als in der aktuellen Situation zu arbeiten. So erläutert er seine Ziele: Er nimmt sich vor, stets an themenbezogenen Ausstellungen teilzunehmen, um seine Arbeiten als Ware anbieten zu können. Jedoch liegt seine Priorität im freien Schaffen, welches sich vor allem durch zeitliche Unabhängigkeit äußert.

Diese beschriebene Arbeit setzt allerdings nicht genügend Umsatz frei, um davon seinen Lebensunterhalt bestreiten zu können. Die Unkosten können zwar gedeckt werden, jedoch ist er zusätzlich auf ALGII angewiesen. Dennoch ist er stolz darauf, seine Karriere stringent durchlaufen zu haben, wohlwissend dass dies auch mit materiellen Konsequenzen verbunden ist. Der Mangel an monetären Mitteln ist eine dieser Konsequenzen, die er jedoch akzeptieren kann. Im Gegenzug dazu hat er die Möglichkeit, (zwang-)freier zu entscheiden und

zu arbeiten. Daher bereut er seinen Entschluss nicht, das zweite Staatsexamen nicht abgelegt zu haben.

Den Impuls zur Kunstproduktion verspürt er beispielsweise dann, wenn er den über die Medien wahrgenommenen Bildern einen Ausdruck verleihen muss. Er empfindet eine Bestätigung, wenn sich seine Rezipienten von den auch politischen Werken berührt fühlen und diese etwas bei ihnen bewegen. Solche Effekte weiterhin erreichen zu können, erhebt er zu seinem Anspruch.

Freizeit kann für Michael Arndt nur schwer definiert werden, denn sie müsste ohne Kunst oder ohne seine Pflgetochter stattfinden, was in der Form kaum vorkommt. Tierparkbesuche mit ihr sind ein Aspekt seiner Gestaltung von freier Zeit. Das alleinige Sitzen ohne Smartphone/Mobiltelefon, wenn seine Tochter mit den Tieren beschäftigt ist, würden diese Momente tragen. Zudem verbringt er gern eine Weile am S-Fluss mit einer Zigarillo. Dennoch sieht er Freizeit nicht als Belastungsausgleich zu seiner Arbeit.

Perspektivisch möchte Michael Arndt vor allem weiterhin Ausstellungsbeteiligungen realisieren. Monetäre Gewinne erwartet er dabei allerdings nicht. Zudem hat er vor, noch eine kunstwissenschaftliche Arbeit über den Künstler Joshua Jungs zu verfassen. Auch eine Einzelausstellung stellt er sich vor, für die er allerdings durch seine einkehrende Genügsamkeit nicht genügend tut. Diese Genügsamkeit führt ihm vor Augen, dass er mit 67 Jahren in Rente gehen wird und dann auch keine Bilder mehr produzieren möchte.

Die erfragte Berufsweisheit fällt dem Befragten spontan nicht ein, jedoch stellt er nach längerem Überlegen heraus, dass der Freiheitsbegriff in der Kunst für ihn elementar ist. Deshalb sieht er sich mit anderen Künstler:innen oft in Konflikt, da diese zu sehr die Ver zwecklichung von Kunst in Verbindung mit ihrem Namen fokussieren würden. Er hat sich jedoch das Freiheitlich-Künstlerische zum Ideal seiner Lebensführung gemacht.

Fallstrukturhypothese

Michael Arndt eröffnet den Eingang zu seinem Fall über die schrittweise Fokussierung seiner Kindheit, welche sich über Raum, Konfession, Sozialstruktur und Familie gliedert. Die so initiierte Konfliktlinie zwischen Öffentlichkeit und Privatheit macht es möglich, dass sich weitere Dichotomien und Spannungsbögen in der gesamten Fallstruktur verzweigen. Zum einen entstehen der Kontrast zwischen Tradition und Modernität, zum anderen der familiäre Zwang und das Erleben von Freiheit. Bei der Betrachtung des Tätigseins spannt sich die Prägung des Befragten von der mühseligen Arbeit bis zum kreativen Herstellen auf. Dieser

Keim entfaltet sich zu einem Kokon, von dem sich der Befragte über den Besuch des städtischen Gymnasiums pendelnd distanziert und wieder nähert. Dergestalt vollzieht sich ein Wechsel weg vom gemeinschaftlich-familiären-dörflichen hin zum gesellschaftlich-urbanen Umfeld. Zwei weitere Ortswechsel während des Studiums offenbaren sich als Entwicklungspunkte, die graduell einen indirekten Zugang zum Kunstfeld ermöglichen. Der Rückbezug auf das praktische Handwerk führt über sein Lehrerverhältnis zur materiellen Gestaltung von Objekten, welche im Kunstkontext stehen. Über die Identifikation mit Stofflichkeit und Materialität eröffnet sich sein Kosmos des Kunstfeldes. Eine Diskontinuität innerhalb der Studienzeit wird vom Befragten als nahezu allozentrischer, stufenweiser Bildungsverlauf gedeutet, der in einem novizialen Lehrverhältnis gipfelt. Das Verwerfen der konservativ-adaptiven Prospektive bedingt eine autonomiegeleitete ambigue Handlungslinie, die zugleich die Typik seiner Berufsidentität darstellt. Zudem wird Bildung vorläufig vom universitären Kreis entkoppelt, jedoch weiterhin beansprucht.

Die Berufspraxis steht vordergründig im Kontext des Tätigseins, wobei das ökonomische Interesse hintergründig bleibt. Das Eingehen eines gesellschaftlichen Kontraktes verhilft zu einem Substitut einer solchen Lebensweise, deren Inanspruchnahme sich bis in die Gegenwart zieht. Eingebettet in einen gesellschaftlichen Paradigmenwechsel bildet der Befragte eine Figur im Übergang von der Moderne zur Spätmoderne, die kulturnuancierte Überhöhung der neuen Epoche gewinnt hierbei eine besondere Bedeutung.

Bei der Betrachtung des Verlaufes der Berufsbiografie zeichnet sich eine zentrifugalartige spiralförmige Linie ab, die vom ursprünglichen familiären Kokon über mehrere berufliche und örtliche Stationen zu seinem aktuellen Referenzpunkt führt, wobei der aktuelle Lebensort zu einer gefestigten Location beruflichen Handelns geworden ist.

Kindheit und Schule

Bereits in der ersten Sequenz der Kindheit zeichnet sich eine Konfliktlinie zwischen *Öffentlichkeit und Privatheit beziehungsweise zwischen Familie und Arbeit* (vgl. Sennett 1983[1977]) und sie ist Strukturmerkmal der Familie. Es ist davon auszugehen, dass sich der Befragte – als einziger Sohn der Familie – dem Familienauftrag der Weiterführung des Schreinerhandwerks gegenübersteht oder der Transformation des Familienthemas „Handwerk“ in die Spätmoderne (vgl. Sennett 2012) widmet. Ein Familienauftrag wäre demzufolge eine Art nachholende Modernisierung, die durch ihn zu vollziehen ist. Beruflich steht der Befragte somit vor dem Zwiespalt dem modernen Ideal der *Berufswahl* entsprechend den eigenen Fähigkeiten, Neigungen und Leistungen nachzukommen, die der Wirkmächtigkeit

der Familientraditionen gegenübersteht. Für spätmoderne Gesellschaften gilt, dass die Berufswahl

- von immenser Bedeutung ist – die Gesellschaft strukturiert sich um die zentrale Erwerbsarbeit herum.
- zur „riskanten Chance“ (Keupp 1997) geworden ist. Moderne Individuen sind aufgefordert, einen Beruf zu *wählen* und jenseits von Traditionen oder intergenerationalen Vorgaben einen selbstbestimmten Berufsweg einzuschlagen (vgl. Keupp 1997)

Mit dem Beruf und nicht mehr mit der Geburt in einen Stand oder Familie erfolgt die soziale Verortung als Allokation im sozialen Gefüge einer Gesellschaft. Individuen vergesellschaften sich über den Beruf. Auf dieser weitreichenden Passung von individuellem Leistungsvermögen und „gesellschaftlicher Chancenstruktur“ (Siegrist 2015: 8) in Form verfügbarer sozialer Positionen beruht die Entwicklungsdynamik beim Befragten.

Georg Simmel hat darauf hingewiesen, dass es der Beruf ist, welcher das stabilste aller Scharniere bildet, mit welchem die Individuen verbunden werden und durch die Bildung „sozialer Kreise“ die gesellschaftliche Integration ermöglicht wird (vgl. Simmel 1966 [1890]: 100-116).

Auffallend ist, dass sich eine Dichotomie innerhalb seiner streng katholischen Erziehung entwickelt, indem sie sich in Zwang und Freiheit aufgabelt und beides zugleich vorhanden scheint.

Der Befragte wählt mit dem Abitur einen hochgradig kontrastiven Bildungsweg zur Herkunftsfamilie. Den Preis, den er als ‚Bildungsaufsteiger‘ zahlt, ist eine Distanzierung vom eigenen Herkunftsmilieu. Für das Abitur muss er sich, regelmäßig pendelnd, räumlich von der Familie entfernen. Im Übrigen scheint die räumliche Verortung im Interview an mehreren Stellen von hoher Bedeutung zu sein. Für die weitere Bildungskarriere entwickeln sich Hypothesen: Bezüglich des tradierten Bildungsverständnisses des Herkunftsmilieus, stellt sich die Frage, wie das „Schreinerhandwerk“ als identitätsstiftendes Moment durch die „Laubsägearbeiten“ aufgegriffen wird, sich mit eigenen Ambitionen verknüpft und in die moderne Gesellschaft übersetzt werden kann. Eine mögliche Antwort kann darauf sein, dass der Ursprung der durch die Arbeit imprägnierte Identitätsbildung sich sowohl aus den Berufsbildern des Großvaters und Vaters herleitet als auch aus den ersten daraus entstandenen äquivalenten Verdinglichungen, den Laubsägearbeiten, bei dem das Machen und das Sein gleichgesetzt wird. Das Spannungsfeld zwischen Privatheit und Öffentlichkeit und zwischen

Arbeit und Leben wirkt dabei identitätsstiftend, da es Momente der Anerkennung und eine Entwicklung von Identifikation beinhaltet.

Der erste Ortswechsel verdichtet sich zu einer Absolvierung einer Station und die berufliche Verortung wird durch Bewährungsproben initiiert. Einerseits gelingt ihm durch die pendelnde Distanzierung zu seinem Kokon eine autonomieförderliche Institutionalisierung, die den regelmäßigen kontrastreichen Wechsel zwischen dem Gemeinschaftlichen und dem Urbanen vollzieht. Andererseits kann er sich auch hier erfolgreich eine Insel des Schaffens beim Kunstleistungskurs durch die Differenz zu seinem Lehrer ermöglichen, indem er seinem abweisenden Rat nicht befolgt. In dieser Phase der Selbstbehauptung kann er eine autonome Handlungslinie entwickeln, welche sich zu seinem Beruf verhalten wird. Naheliegender befindet sich der Befragte in einem „psychosozialen Moratorium“ (Erikson 2020: 137) welches ihm Raum zur Selbstverortung bietet. Innerhalb der Sequenzanalyse lässt sich zwar während des Besuchs des Gymnasiums ein Agency-Verlust nachzeichnen, er wird sich jedoch durch die geschaffenen Mikro-Institutionen und dem damit einhergehenden doch mühelosen Kompetenzerwerb wieder relativieren.

Studium

Die zweite Ortsveränderung, die einen Statuswechsel mit sich führt, gestaltet sich ebenfalls temporär: Zum einen findet sich hier ein ausgewiesener Einstieg in das universitäre Feld, zum anderen findet sich wieder der Anschluss zur Kunst. Dennoch setzt sich die schöpferische Linie vorerst nicht fort, sondern mit dem Fach Kunstgeschichte verharret der Befragte in einer beobachtenden Position als Entrance-Strategie zum Kunstfeld.

Der Wechsel zum Pädagogik-Studium, welcher ebenfalls mit einer Veränderung des Ortes verbunden ist, zeigt die Fokussierung von Praxis. Allerdings kann Michael Arndt seinen familiären Kokon nicht vollumfänglich verlassen: Der zweite Studiengang legitimiert die Kunst in der Erwartung des Lehrer-Berufs mit der Option auf Verbeamtung, was sich allerdings kontrastiv zur Rolle und Praxis des freien Künstlers darstellt. Er sucht nach weiteren Bezugspunkten zu seiner kindlichen Prägung und findet in seinem Kunstkurs den Konnex zum Handwerk sowie zu einer ihm vertrauten Arbeitsethik wieder. Dabei prägend ist das besondere Verhältnis zwischen Schüler und Kursleiter, das sich als Dyade zwischen dem Kursleiter und ihm herauschält. Die personale Teilidentität des Künstlers generiert sich also innerhalb eines Dialoges. Auch hier bildet sich eine Insel des Schaffens heraus, welche zu einem Quell von Ressourcen erwächst und über die Auseinandersetzung mit dem Material als harmonische Linie bis in die Gegenwart reicht:

*„Hab dann nen Linolschnitt als Kurs gehabt, das mach ich ja bis heute, war da eh (.) das Schöne an dem Linolschnittkurs weil der ja auch sehr wichtig für mich war und auch der Lehrer, ehm war dass das war **leer** (.)“ (Zeile 49-51).*

So sucht er über mehrere Stationen eine Näherung an seine jugendliche Vision:

„Die Gründe dafür, ja ich wollte immer freie Kunst machen (.) ich glaube ab sechzehn ungefähr wollte ich freier Künstler sein=ich frag mich warum eigentlich, weil ich bin ja so nicht großgeworden also ich eh“ (Zeile 17-19).

Der Versuch die kontrastreichen Pole, wie Ausrichtung auf das Zweckrationale und das Ästhetische (Reckwitz 2012b: 20 ff.) beziehungsweise seine Adaptionbereitschaft und seine nonkonformistischen Züge zu einem Kompromiss zu formen, führt über eine Odyssee zu seiner Passion. Sein methodisches Handeln zur Näherung an das Kunstfeld, welches im Kontext zu seinem kompromissbereiten, reaktiven Handlungsschema steht, bildet eine Gegenläufigkeit aus. Sie mündet in Momenten der Desorientierung und in einem zeitweiligen Autonomieverlust. Andererseits führt dies zu einem pädagogischen Teilabschluss, welcher als Exit-Strategie dient und zur endgültigen Umsetzung seiner Berufsentscheidung führt.

Bei der Betrachtung der Entfernung von seinem Kokon fällt ein *zentrifugaler Verlauf* ins Licht, der von der Legitimation als Student bis hin zur Illegitimität der Rolle des Lehrers und in die Kunst führt. Geprägt ist dieser Verlauf von Diskontinuitäten, welche sich durch ihren institutionellen Charakter als Stationen eröffnen. Das Entscheidungsmoment führt zu einer Bestärkung seiner beruflichen Identität *erstens* durch Setzung seines Identitätsrahmens als moralisches, arbeitsethisches und soziales Gebilde und *zweitens* über das Durchscheinen seines Identitätskerns aus der kindlichen Perspektive. Seine begrenzten Ressourcen, die sich auf seine erarbeiteten Kompetenzen beziehen und weniger in einem Nimbus oder in ökonomischem Kapital aufgehen, fassen diesen Rahmen jedoch noch nicht weit. Als gesetzt erscheint allerdings die Demarkation zwischen dem zweckrationalen und dem ästhetischen Handlungsmodus. Er inkludiert das Ästhetische, exkludiert jedoch das Zweckrationale. Die früh angelegte Kreativität bildet sich in eine Eigenartigkeit um, die eine Verheißung der Einzigartigkeit transportiert. Weiterhin besteht eine Distanzierung von der Determination, welche sich aus dem konfessionell bedingten Ritus ergibt und sich in Gewissheit formt. Die Ambiguität, die sich als das Vielseitige und das Ungewisse kennzeichnet, wird nun Kosmos seiner Zuwendung:

“...und dann war die Entscheidung zweites Staatsexamen machen, Lehrer werden oder mit der freien Kunst versuchen irgendwie zurechtzukommen (.) und das war (.) und da war mir eigentlich so ziemlich schnell klar dass ich das zweite Staatsexamen nicht machen will:“ (Zeile 32-35).

Dies entspricht dem Ansatz von Krappmann, der die Ambiguitätstoleranz als eine der identitätsförderlichen Eigenschaften benennt (vgl. Krappmann, 1982: 158 f.). So verhält es sich, dass sich das Besondere in seine Identität einschreibt und das Normale zu großen Teilen herausfällt.

Beruf

Mit der Gleichsetzung des Studiums mit seinem Beruf schwindet die Differenz zwischen den sozialen Status. Somit zieht sich die Genese seiner Berufsidentität chronologisch vor und zudem werden die gesellschaftlich determinierte Statusgrenze und die Übergangsnormen fluidisiert.

Aus der Phase des Studiums werden die doch erworbenen kulturellen und sozialen Kapitalesegmente (vgl. Bourdieu 1983) in den Beruf übernommen. Das ökonomische Kapital und vor allen das symbolische wird vollends ausgespart:

*„Danach bin ich, weil ich gedacht habe ich ende jetzt als **Lokalgröße** ((lacht)) in O-Stadt, hab ich gedacht ich geh jetzt nach Ber-Stadt auch.“ (Zeile 86-87).*

Andererseits lässt die Diffusität der Grenze offen, ob sich der weitere Studienprozess in den Beruf hinüberzieht. Immerhin hat der Befragte das erste Staatsexamen absolviert und sein Habitus prägt sich nicht nur durch das Künstlerische aus, sondern auch durch das Pädagogische.

Demnach lässt sich ein Verständnis für Bildung unterstellen, welches ein methodisches Erarbeiten von Wissen und die Reflexion über die Veränderung des Verhältnisses zwischen sich selbst und der Umwelt miteinschließt (vgl. Jörissen/Marotzki 2009: 22). Die Offenheit gegenüber Bildung wird auch noch im späteren Verlauf des Interviews bezüglich der Frage nach beruflichen Perspektiven deutlich:

„Ja ich hab eigentlich noch ein Projekt vor ehm (..) darf ich ja jetzt nicht sagen weil dann ist es ja nicht mehr anonymisiert ein Buch zu schreiben=eine wissenschaftliche Abhandlung über Joshua Jungs, ob ich das jemals nochmal hinkriege weiß ich nicht, aber ich befürchte schon ((lacht)) nicht wahr.“ (Zeile 229-232).

Die Typik des Kunstfeldes wird auch hier nicht bedient, denn es besteht beim Eintritt in den Beruf ein Einlassen auf ein sozialversicherungspflichtiges Beschäftigungsverhältnis anstelle auf eine freiberufliche, gewinn- und marktorientierte Konstellation. Auch aus Sicht eines puristischen Kunstverständnisses fällt auf, dass durch die Realisierung eines Auftrags nur bedingt eigene freie Werke geschaffen werden können. Dennoch wird dieses Beschäftigungsverhältnis funktionalisiert und für diesen eigenen Schaffensraum verzwecklicht. Hier

besteht demnach eine Strategie des Ressourcenerwerbs, wobei die Rahmenbedingungen berücksichtigt werden müssen. Es spannt sich ein Bogen über jegliche Autonomiebestrebungen und die Erfüllung sozialer Erwartungen.

Ebenso wird dies daran deutlich, dass die Kriegsdienstverweigerung sich nicht als eine Totalverweigerung äußert, obwohl diese Option bestanden hätte. Eine solch nonradikale Haltung zieht sich bisher durch die Biographie und ist Marker für einen stetigen Aushandlungsprozess, der auf gesellschaftliche Zugeständnisse künstlerischer Freiräume angelegt wird. Zudem bettet sich seine Berufsidentität nicht grenzenlos in die Gesellschaft ein, sondern sie wird zu einem Ergebnis seiner Ergebnisse.

Dies kann als eine Hinwendung zu einer Tätigkeitsgesellschaft gedeutet werden, welche als Utopie seinen Kosmos bestimmt.

Berufsethos und Berufliche Quintessenz

Bei der Anfrage seines Wertebezuges zu seinem Schaffen wird auch hier das Spannungsfeld zwischen dem Adaptiven und dem Autonomen deutlich, wenn der Befragte kein typisches „Künstlerleben“ beschrieben sehen will und dennoch „relativ frei von von Zwängen“ (Zeile 170) arbeiten kann. Diese Freiheit wird nicht einfach nur an allgemeine Zwänge geknüpft, sondern an den Zwang des Zwecks. Der Antagonismus des Ästhetischen und des Zweckrationalen spannt sich an dieser Stelle erneut auf. *Ersteres* steht in Verbindung mit der (Entscheidungs-)Freiheit und *zweiteres* ist an Determinismus gebunden. Dennoch besteht auch in der reflektierten, wertebezogenen Sequenz keine Entkopplung vom Normalen, sondern eine Integration. Allerdings wird ein hierarchiegebundener Determinismus aus dem moralischen Identitätsrahmen exkludiert.

Das ästhetische Handeln zeichnet strukturell jedoch einen Zwang als Initiation des bildnerischen Prozesses nach, welcher somit als Umkehrschluss zum Determinismus von innen nach außen in die Lebenswelten getragen wird. Der verdinglichte Gedanke, der sich sodann zu einem Kunstobjekt formt, soll – so die Intention – gesellschaftlich intervenieren, jedoch auch Akzeptanz finden.

Diese gesellschaftliche Spiegelung (vgl. Strauss 1968) geht wiederum mit einem Anerkennungsgefühl einher, was dann identitätsbildend wirkt (vgl. Keupp u.a. 2013: 74). Deutlich wird hier, dass die Wahrnehmung einer gelungenen Intervention jene Basis einer Agency darstellt, welche die Berufsidentität stärkt und festigt.

Das reicht bis in seine Motivationslage, die weniger extrinsisch ausgeprägt zu sein scheint und sein Handeln aus einer intrinsischen Motivationslage herrührt:

*„Also ich bereue das nicht mit der Konsequenz eben dass ich an jedem Monatsende kein Geld mehr habe und das seit **Jahren**. Jo das **stört** mich nicht wirklich. So dann ist natürlich immer so der Traum da:: ehm also mal mehr Bilder zu verkaufen und mal sich was **leisten** zu können in Anführungsstrichen, aber ich wüsste gar nicht **was**.“ (Zeile 145-148).*

Die Hervorhebung des Ausbleibens der eigenen Reue über materielle Defizite transportiert nicht nur das Besondere, sondern auch die Haltung des Befragten. Hieran wird wiederholt seine Orientierung an Freiheit deutlich, die sich an das Ästhetische knüpft und das Zweckrationale verwirft:

*„Also ich ehm habe ja oft Schwierigkeiten mit meinen Künstlerkollegen. Weil ich ehm finde dass ehm die Kunst die soll ja **frei** sein, und das sollte man letztendlich auch versuchen für sich selbst als so ne Art **Lebensideal** zu begreifen. Ich stoße ja ganz oft ehm auf Künstler und Künstlerinnen die kommen mir als total **stieselig** und **verklemmt** vor, so. Also so festgemacht an Copyrightgeschichten:: da muss alles **genau** sein::“ (Zeile 247-252).*

Das Ästhetische wird zum handlungsleitenden Ideal, das sich auf jedwede Lebenswelten transferieren soll. Eklatant wird seine Sicht auf das „*Künstlerdilemma*“ (Reckwitz 2017: 217), welches sich als Antagonismus aus gegenseitiger Inspiration und marktbewusstem Handeln der Akteure vergegenwärtigt.

Das Normale, welches sich ebenfalls immer wieder in den Fokus rückt, wird quasi mit dem Ästhetischen synthetisiert. Dieser enge Zusammenhang verweist auf eine Inkorporation des künstlerischen Bezuges, der sich durch einen bedingten Nonkonformismus, eine bedingte Autonomie sowie das bedingte Besondere auszeichnet. Die „balancierende Identität“ (Krappmann 1982) wird zu einem existenziellen Aspekt, denn der Erwerb zu den Ressourcen liegt in den situativen Aushandlungen begründet, welche zwischen der Markt- oder der puristischen Kunstaffinität changiert. Wird diesem Pfad gefolgt, entspricht das Selbstverständnis des ästhetischen Handelns beziehungsweise das der gesellschaftlichen Integration keineswegs der Beschreibung eines Singularismus, der zwingend an einem „Kulturkapitalismus“ (Reckwitz 2017) gekoppelt ist.

Gesamtbetrachtung

Im Gesamtgebilde transferieren sich im Grunde die Strukturen der streng katholisch geprägten Moral mit ihren arbeitsethischen Werten durch die gesamte Biografie. Jedoch wird dieser Transfer von einer Transformation begleitet: Die Grundwerte mögen tief in der Identität des Befragten verankert sein, allerdings wird der Versuch, sich in das „stahlharte Gehäuse“ (Weber 2017: 230, 269) des Zwanges gar nicht erst begeben zu müssen, zu einem Handlungsprinzip, welches sich als Kontinuität, Integrität und Sozialität wiedergibt. Die Auseinandersetzung mit Religiosität wirkt zwar peripher und historisch, jedoch entfaltet sich *erstens* ein

Spannungsfeld zwischen Zwang und Freiheit und *zweitens* ein eigenes stabiles Werteprinzip, das den christlichen Grundwerten zumindest nicht widerspricht.

Im weiteren Text treten drei Ebenen hervor, die außerhalb der betrachteten Sequenzen zu prägnanten Verlaufslinien führen:

Erstens weist der Befragte trotz seiner ambivalenten Entwicklungsprozesse, wie beispielsweise im Studium, eine auffällige Kontinuität auf, die er reflexiv herstellt:

*„ich bin eigentlich also **stolz** ist vielleicht übertrieben aber ich bin eh (...) ich denke oft ich hab mir das so ausgesucht, wie es ist ich habe das so durchgezogen:: und das finde ich eigentlich noch heute **gut**. So, also ich bereue das nicht.“ (Zeile 141-143).*

Diese beinhaltet zunächst die Retrospektive seiner Stringenz, die auf diese Kontinuität hinweist. Zudem wird in diesem Zitat eine *autonome Entscheidung* expliziert, die bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt als vertretbar erscheint. Impliziert wird seine Autonomie dadurch, dass der Befragte entgegen so mancher beruflicher Widerstände gehandelt hat, was sich immer wieder durch seinen teilweise vorherrschenden Nonkonformismus äußert. Weiterhin wird durch sieben Ich-Formulierungen in beiden Sätzen eine insgesamt ausgeprägte Agency deutlich.

Eine weitere Ausprägung der Kontinuität liegt in seinem Bildungsstreben verursacht, welches sich durch erste autodidaktische Züge des handwerklich-kreativen Spiels, über den mühelos absolvierten Schulweg, das curriculare Eigenarrangement seines Studiums mit dem weiteren Bildungsverlauf im Berufsleben zeigt. Auch in der Prospektiven werden Bildungsentwürfe geplant.

Zweitens fallen für den Befragten Arbeit und Leben zusammen. Dies wird nicht nur an seiner Berufspraxis deutlich, sondern an der Textstelle nach der Frage der Freizeitgestaltung:

*„Ja, also ich weiß nicht was ich als meine Freizeit **bezeichnen** soll. Freizeit müsste dann ja irgendwas sein was ohne ohne die Kunst ist oder ohne die Familie. Und die Zeit gibt's eigentlich in der Form nicht.“ (Zeile 199-201).*

In der Sequenzanalyse und Fallstruktur zu seiner Kindheit wurde das „Konzept des ganzen Hauses“ (Brunner 1968) herausgestellt, welches das Leben und Arbeiten zusammenbringt. Gekoppelt daran ist der von der „katholischen Arbeitsethik“ (Herr 1985) konnotierte ideelle Nährboden, das ‚Beten und Arbeiten‘, was das Intime mit dem Tätigsein verknüpft. Auch das kindliche Spiel findet in der Werkstatt, einem Arbeitsraum statt. Trennung von Arbeit und Leben wären akzidentiell. Im Erwachsenenalter entfaltet sich eine Haltung einer Tätigkeitsgesellschaft, welche die Arbeit nur als eine Variante des Tätigseins expliziert.

Drittens wird oft der Begriff „Freiheit“ oder adäquat hierzu „frei sein“ genannt. Deutlich wird die Bindung seines Freiheitsverständnisses an den Künstlerberuf:

*„das ehms also so **Künstler** zu sein das ehms auch wenn ich das schwer wenn ich das schwer aussprechen kann das Wort mittlerweile als Bezeichnung für mich ehms (3) hat für mich immer viel mit meiner persönlichen Freiheit zu **tun** (..) zumindest da (..) ehms (..) machen kann was ich will“ (Zeile 152-155).*

Dass die Freiheit zu einem Wert seines Ethos gehört, wurde bereits innerhalb der Fallstruktur herausgestellt. Jedoch ist die Bindung dieses Wertes an seine Identität maßgeblich für seine Identitätsrahmung. Selbst die Distanzierung von der Bezeichnung „Künstler“ kann als eine Option der Befreiung aus der gesellschaftlichen Rolle bedeuten.

Aus gesellschaftshistorischer Sicht fallen wesentliche Teilphasen der Identitätsentwicklung in eine Passage von der Moderne in die Spätmoderne. Hierbei lässt sich der schon erläuterte epochale Wandel anführen.¹³⁰ Reckwitz (2019) fasst den bürgerlich geprägten Subjekttypus der Moderne als „*emotionskeptisch*“, *sachbezogen* und *sozial angepasst* zusammen, welcher der Pflichterfüllung in einer selbstdisziplinierten Manier begegnet. Diese Epoche steht jedoch auch für die „Bildungsexpansion“, die sich durch den Wirtschaftsaufschwung der Nachkriegsjahre bedingt (vgl. Reckwitz 2019: 208 ff.). In der Biografie des Befragten findet sich diese Fährte besonders in den ersten Sequenzen „Kindheit und Familie“ und „Schule“ wieder. Hierbei müssen jedoch die dörflich geprägten kulturellen Aspekte Berücksichtigung finden, die eine vollends moderne Kultur relativieren. Das „ganze Haus“ mit streng katholischer Prägung gilt als ein vormodernes Relikt, welches das moderne Leben des Befragten einzufärben vermag.

Dem gegenüber steht das Subjektmodell der Spätmoderne. Entsprungen aus der „*counter culture*“ der 1960er und 1970er Jahre werden nicht nur die *Selbstverwirklichung*, sondern auch die gesteigerte *Selbstentfaltung* zum Ideal und später zur Norm erhoben, überdies steht eine Erwartung des „gelungenen Lebens“ (vgl. Reckwitz 2017: 104 f.; vgl. Reckwitz 2019: 210 ff.). So ist Michael Arndt anfänglich von den Bestrebungen der „Counter Culture“ beeinflusst, die für eine Befreiung aus den Zwängen der modernen Gesellschaft steht. Sein ausgeprägtes Bewusstsein für Freiheit belegt eine Absorption dieser Kultur – und Postulate solcherart bleiben bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt der Interviewaufnahme bestehen. Jedoch zeichnet sich bei Beschreibung der Spätmoderne eine „Entgrenzung des Künstleri-

¹³⁰ Siehe Abschnitt 1.1.

schen“ (Reckwitz 2012b: 95) ab, die eine Profanisierung der Arbeitsabläufe des Kunstschaffens und ein Verlust der exklusiven Rolle des Künstlers mit sich führen. Dafür charakterisiert sich diese Berufsgruppe, wie andere auch, über vorhandene Kompetenzen (vgl. Reckwitz 2012b: 97). Dies würde die Selbstsicht des Befragten erklären, was Normalität und seine Ambivalenz gegenüber der Künstlerrolle anbelangt.

Insgesamt zeigt sich die Verlaufslinie als zentrifugale Spirale, die sich durch das Streben nach persönlicher Freiheit ausformt.

Beruflicher Identitätsrahmen

Der *Identitätsrahmen* steht im moralisch wertebezogenen Kontext. Er generiert sich kaum über den Verweis auf vorhandenes ökonomisches Kapitalvermögen oder auf besonders ausgeprägte materielle Ressourcen. Dieser vornehmlich ideell geartete Identitätsrahmen speist sich aus dem Gerüst von Normen und Werten, die strukturell in seinem Identitätskern angelegt sind, wenngleich sich der Befragte immer von dem radikal Normativen emanzipiert und die Freiheit als Dispositiv seines Handelns auserkoren hat. Dennoch transportiert dieses Verständnis von Freiheit kaum einen liberalen Bezug, sondern ist geprägt von einem autonomiegeleiteten zwangsfreien Kern. Doch um Anschlussfähigkeit zur lebensweltlichen Sphäre herstellen zu können, macht es gerade wegen der Haltung des autonomiegeleiteten Tätigseins die Adaption an die gesellschaftlichen Gegebenheiten notwendig,

Beruflicher Identitätskern

Hergeleitet aus der Gesamtbetrachtung der Fallstruktur lässt sich der *Identitätskern* als abstrakte Konstante herauschälen, welche zwei wesentliche Elemente komprimiert:

Zunächst ist die *Getriebenheit* ein Element, welches sich phasenweise durch Dislokation, nonkonformistisches, grenzüberschreitendes Handeln, Diskontinuität im Sinne des Ausprobierens auszeichnet. Weiterhin findet sich diese durch die Kontinuität der Motivation der Bespielung von Interventionsflächen als Spiegel seiner Wirkmächtigkeit wieder. Seine kindlichen Erfahrungen mit dem (handwerklichen) kreativen Spiel und die darauf folgende Auseinandersetzung mit seinem sozialen und schulischen Umfeld verbunden mit dem festen Berufswunsch sind Keim dieser Entwicklung.

Weiterhin zieht sich die Auseinandersetzung mit *Normen und Werten* durch die gesamte Biografie, welche im Ursprung aus der kindlichen Berührung mit der Mentalität der *katholischen Arbeitsethik* (vgl. Herr 1985)¹³¹ einhergehen. Die Befreiung aus dem als Zwang empfundenen Korsett, sowie die damit einhergehende Ablehnung von Determinismus werden auf einer *ersten Ebene* sichtbar. Zugleich stellt diese Abgrenzung den Antrieb dieser zentrifugalen Bewegung für die Bewegung in eine freiheitsorientierte Sphäre dar. Auf der *zweiten Ebene* zeichnen sich diese Wechselwirkungen durch seine Integrität aus, andererseits durch die ausgehandelte und erarbeitete Adaptivität.

4.3.2 Fall Insa Behrend (IP2): Memo, Kurzportrait, Fallstrukturhypothese

Memo

Ich begegne Insa Behrend bei einer Fotografie-Ausstellung und wir kommen ins Gespräch. Wir unterhalten uns über unsere kulturellen Interessen und kommen sodann auch auf die Berufe zu sprechen. Sie beschreibt mir zwar ihre Tätigkeit, jedoch kann sie diese ad hoc nicht vollumfänglich erklären. Ich erzähle, dass ich mich für Berufsbiografien interessieren würde, insbesondere aber auch für ihre. Es entsteht ein Dialog über mein Forschungsprojekt und sie signalisiert ihre Teilnahme. Wir verabreden uns und sie lädt mich zu sich in ihre Wohnung ein.

Am Tag des Termines ist es zwar sommerlich warm, jedoch regnet es, so dass ich auf dem Hinweg nass werde. Nach einem längeren Fußweg finde ich ihr Haus. Sie begrüßt mich freundlich in ihrer Wohnung, weist mir zunächst einen Platz zu und serviert einen Tee. Der Interviewpartnerin fällt dann auf, dass meine Brillengläser mit Wassertropfen überzogen sind und sie bietet mir eine „exklusive Reinigung“ an. Ich nehme an und sie verschwindet mit ihr hinter einem Vorhang. Nach einigen Minuten reicht sie mir meine Sehhilfe im polierten Zustand wieder zurück. Wir nehmen auf der Dachterrasse Platz und das Interview beginnt.

Kurzportrait Insa Behrend

Insa Behrend ist 48 Jahre alt, sie ist kinderlos und alleinstehend. Als Projektmanagerin ist sie für einen Pharmakonzern tätig.

¹³¹ Siehe hierzu Abschnitt 3.3.

Sie wächst als Tochter, Enkelin, Urenkelin und ältere Schwester in einer Reihenhaussiedlung in G-Stadt auf. Die Eltern haben beide einen Beruf erlernt, wobei der Vater in der Automobilindustrie tätig ist und die Mutter aus familiären Betreuungsgründen nur gelegentliche Arbeiten im Büro annehmen kann.

Ihre Schulzeit verbringt die Befragte, trotz einiger Unwegsamkeiten, zunächst auf der Grundschule und dann auf dem Gymnasium bis zum Abitur. Ihre Freizeit gestaltet sie mit Reiten und Ballettunterricht. Sie entscheidet sich zunächst für eine betriebliche Berufsausbildung zur Augenoptikerin und arbeitet noch als Gesellin in diesem Betrieb. Nach einem Arbeitgeberwechsel und durch eine Beziehung mit ihrem studierenden Freund entschließt sie sich ebenfalls zu einem Studium, und zwar in B-Stadt. Zunächst erhält sie einen Studienplatz an der H-Uni im Fach Kulturwissenschaften, wobei sie die Nebenfächer Theaterwissenschaften und Englisch wählt. Durch eine Stelle als Teilzeitkraft als Augenoptikerin finanziert sie zu einem Großteil ihren Unterhalt und bessert so ihr BAföG und die elterlichen Zuwendungen auf. Als sie bemerkt, dass sie dem Studienfach nur wenig zugeneigt ist, arbeitet sie wieder in Vollzeit in ihrem Beruf und lebt, trotz des Studienabbruchs nach einem Semester, weiterhin in B-Stadt. Nach einer Weile mit dieser Tätigkeit entdeckt sie ihr Interesse für die Biologie und kann nun an der F-Uni dieses Fach studieren. Im Alter von 26 Jahren und noch vor ihrem Vordiplom ist sie von einem Verkehrsunfall betroffen. Sie verletzt sich so sehr am Bein, dass sie nicht mobil sein kann. Zeitweilig zieht sie sogar wieder zu ihren Eltern zurück, die sie aufgrund ihres Handicaps versorgen. Nach einer eineinhalbjährigen Reha, die mit mehreren Therapieanläufen verbunden war, kommt es zwar zur Heilung, jedoch auch zu einer psychischen Krise. Dieser Prozess verzögert den Teilabschluss des Vordiploms erheblich. Zudem gestaltet sich das Hauptstudium zunehmend komplex und sie durchlebt einen ambivalenten Verlauf hinsichtlich ihrer Leistungen. Fachlich kann sie sich auf das Thema Insekten spezialisieren.

Nach einem Zerwürfnis mit ihren Eltern erhält sie von ihnen keine finanzielle Unterstützung mehr und kann sich das letzte Studienjahr über die Unfallversicherung finanzieren, deren Leistung sie durch den Verkehrsunfall beansprucht. Somit beträgt ihre Studienzeit insgesamt 14 Semester.

Nach dem Studium erlebt Insa Behrend eine Trennung von einem Mann, mit dem sie sich eigentlich ein Kind gewünscht hatte. Durch ihre Vision der Familienplanung stellt sie ihre weitere berufliche Karriere hinten an. Nachdem ihr damaliger Partner ihr erklärt, dass sich ihre Vorstellung mit seiner nicht decken, verabschiedet er sich von ihr.

Widerwillig muss Insa Behrend nun ein Jahr wieder als Augenoptikerin arbeiten, und zwar als Angestellte bei der Kette, bei der sie ihre Ausbildung absolviert hat. Dass sie es bisher nicht zu Wege brachte, einen Beruf auf akademischem Niveau auszuüben, macht sie betroffen und sie arbeitet daran, diesen Umstand zu ändern.

Durch einen Telefonkontakt zu einer ehemaligen Kommilitonin entwickelt sie den Ehrgeiz, sich nun doch noch beruflich weiterzuentwickeln. Dabei orientiert sie sich an der Tätigkeit ihrer Freundin, die für die Pharmaindustrie arbeitet. Sie bewirbt sich bei demselben Unternehmen und nach einer intensiven Vorbereitung kann sie die Bewerbungsphase erfolgreich abschließen.

Fortan ist sie dort beschäftigt und besetzt im Laufe der Jahre unterschiedliche Positionen. So arbeitet sie zunächst als eine in Deutschland mobile „klinische Monitorin“, die klinischen Studien initiiert und begleitet. Schlussendlich entwickelt sie sich zu einer Projektmanagerin. Die Außendienste und Tagungen ausgenommen, muss sie mittlerweile keinen Ortswechsel vornehmen, und kann die Projekte im Homeoffice in B-Stadt steuern. Da ihr jedoch ein ungewisser, erzwungener Stellenwechsel bevorsteht, steht sie innerhalb der Organisation vor einer neuen Herausforderung.

Die Befragte schätzt sich als wenig zielstrebig ein und resümiert, dass sie ihre beruflichen Entwicklungsschritte ‚wie die Jungfrau zum Kinde‘ bestreitet. Die Beziehungen zu ihren Kolleg:innen haben für sie eine besondere Bedeutung und ihre Arbeit erscheint ihr als gesellschaftlich sinnvoll. Jedoch ist sie weniger aus Überzeugung in diesem gut entlohten Beruf tätig, sondern zur Erhaltung ihres Lebensstandards. Allgemein ist ihr die Beachtung der Work-Life-Balance wichtig. Dabei betont sie ihre ausgeprägte Loyalität zu ihrem Arbeitgeber. In ihrer Freizeit singt sie im Chor, tanzt Tango oder fährt zu ihrer Familie nach G-Stadt.

Fallstrukturhypothese Insa Behrend

Klar strukturiert, dennoch verschachtelt, gestaltet die Befragte den Intervieweingang und leitet eine matriarchal geführte Familienkonstellation her, welche eine Konfliktlinie zwischen beruflicher Entfaltung und Haus- beziehungsweise Sorgearbeit zieht. Der Verweis auf ihre soziale Herkunft verzweigt sich weiter in das Statusverhältnis, dem Bildungsstreben und der Berufsorientierungen der Befragten und ihrer Eltern. Die Bündelung dieser Gesichtspunkte spiegelt sich in der schulischen Laufbahn und der ersten Berufsentscheidung wider, wobei die Befragte den elterlichen Kokon bis dato nicht verließ. Ein wichtiger Entscheidungskatalysator ist die ästhetische Fokussierung von Alltagserfahrungen. Latent, dennoch

deutlich scheint auch die elterliche Prägung hervor. Der Statuswechsel hin zur Gesellin entfaltet ein Bewusstsein für Kapitalsorten, wobei ihre Transformationsversuche zunächst nicht recht gelingen wollen, sie sich jedoch nach und nach in der Übertragung einübt. Die ästhetischen Affizierungen sind Treiber für eine weitere Entwicklung und den Ortswechsel – Akteure sozialer Beziehungen übernehmen dabei eine Mittlerfunktion zur Weitergabe von Informationen sowie zur Förderung der Sozialisation in neuen Lebenswelten. Der Entschluss zum Studium ist dabei ortsgebunden. Der Studienort gilt als Orientierungspunkt und Erlebnisraum, welcher keine Station, sondern bereits das Ziel ihrer Entwicklung darstellt. Somit werden Diskontinuitäten innerhalb ihrer Biografie forciert. Ihr erster Beruf bleibt dabei in mehreren Wellen Richtungsanzeiger und Rückzugspunkt. Krisen gestalten sich durch Geist-Körper-Raum-Dependenzen psychophysisch. Die damit verbundenen biografischen Wendepunkte werden erzählerisch als Peripetien dargelegt. So scheinen sie letztendlich einen positiv erfolgreichen Verlauf zu nehmen. Auch die Übergangsphase zwischen dem Studienabschluss und ihrer Berufsneuorientierung ist von einer Identitätskrise gekennzeichnet. Diese führt eine dynamische Umkehrung mit sich. Nach dem Eintauchen in den neuen beruflichen Kosmos wird Kontinuität der Biografie hergestellt, Wechsel finden entwicklungsbedingt statt oder aber sie bauen sich stabilisierend um ihre Location B-Stadt. Bedingt durch das Pendeln zwischen Arbeit, Beruf und Ausbildung in den ersten Phasen zeichnet sich die berufliche Identitätsentwicklung zunächst als schleifenförmige Verlaufslinie, bevor sie sich innerorganisational manifestiert.

Kindheit und Familie

Mit dem Aufgreifen der Eingangsfrage nach der Kindheit eröffnet Insa Behrend eine Konkretisierung der Wohnsituation. Dies zeichnet sich durch eine analytische reihenhafte bis hin komplexe Anordnung von Objekten, Subjekten und deren Beziehungen zueinander aus. Insbesondere verweist die Familienkonstellation auf eine solche verschachtelte Struktur, welche sich um den Vater als Versorger baut. Dieser wird umringt von seinen weiblichen Verwandten in vier Generationen: seine Großmutter, Mutter, Ehefrau und zwei Töchter. Objektiv gerahmt wird diese Konstellation von einem Haus in einer Reihenhaussiedlung, womit sich der Haushalt in die Normalität zwingt. Jedoch besteht hier eine matriarchale Gesamtstruktur, welche sich in seiner Typik schwerlich in den Ort und die Zeit einordnen lässt. Die matriarchale Konnotation zeichnet sich durch die übermäßige Präsenz weiblicher Familienmitglieder sowie die generationenhafte Sozialstruktur aus.

Die Erzählweise der Befragten, die nämlich an dieser Stelle einen baladenhaften Duktus hinterlässt, verweist auf die Besonderheit der Situation. Jedoch wirkt diese knappe Aufzählung vereinfachend, die maximale Distanzierung versachlichend und das Herausstellen der Beziehungen systematisierend.

Konfliktlinien sind gleich in den ersten Sätzen zwischen der Mutter der Befragten und ihrer Schwiegermutter sowie zwischen der Mutter und dem Vater herausstellbar. Beide stehen im Zusammenhang:

- a) Die Großmutter betreute bislang ihre Enkelkinder. Die Beendigung dieser Betreuung bewirkt bei der Mutter die Aufgabe des Berufes zugunsten der Obsorge der Töchter. Sie kann zwar zu einem späteren Zeitpunkt wieder gelegentlich einer Arbeit nachgehen, jedoch bleibt ihr berufliches Leben von Diskontinuitäten geprägt.
- b) Hingegen weist der Vater seit seinem 17. Lebensjahr eine durchgehend kontinuierliche berufliche Entwicklung auf und er kann sich durch Qualifikation Status erarbeiten.
- c) Es besteht ein Ringen um Status innerhalb der Reihenhaussiedlung. Die Familie in ihrer Konstellation ist auf die Anerkennung in dem sozialen Umfeld angewiesen.

So spannt sich ein Bogen vom existenzsichernden Handeln über die Selbstverwirklichungsambitionen der Mutter und des Vaters.

Die Charakteristika der Berufsgruppen der Elternteile lassen sich bei der Mutter der Befragten als reproduzierende, administrative Tätigkeit (Steuerfachgehilfin) und beim Vater als Tätigkeit im produzierenden Feld herausstellen. Während die Mutter auch dementsprechende Hausarbeiten ausführt, befindet sich der Vater in einer aufstiegsorientierten Rolle innerhalb eines hierarchisch organisierten Produktionsbetriebes.

So wie die väterliche Karriere beschrieben wird, so typisiert auch Reckwitz einen solchen biografischen Verlauf des „Angestelltensubjekts“ innerhalb der Organisation (vgl. Reckwitz 2012a: 350).¹³²

Die Mutter weist trotz eines vorhandenen Berufsabschlusses Diskontinuitäten in ihrer beruflichen Biografie auf, während der Vater eine herausragende Kontinuität verkörpert.

Allgemeinen beschreibt die bisherige Struktur eine moderne Mittelschichtenfamilie, die das Normale in den Fokus rückt und zur „*nichtakademischen Mittelklasse*“ (Reckwitz 2017: 281) zugeordnet wird. Die Familie ist an die Arbeitsstruktur des Vaters angebunden. Dies wird vor allem daran deutlich, dass sich das regelmäßige Beschreiten des Arbeitsweges

¹³² Siehe Abschnitt 1.5.

durch den Vater nicht nur institutionalisiert, sondern auch für die Familie ritualisiert hat. Somit dient er als Bindeglied zwischen dem Heim und der Arbeitsstätte (H-A-H). Dieses Ritual gilt als normatives Element des Familienlebens, denn es wirkt strukturgebend, stabilisierend und somit auch identitätsstiftend. Die Prämisse, sich an jene Arbeitsstruktur zu binden, erhält somit einen Charakter von Normalität, also des Standards. Die Befragte hebt allerdings aus retrospektiver Sicht diese Form der Normalität als etwas Besonderes hervor, was einen klaren Verweis auf einen Epochenwechsel innerhalb der Generationen von der industriellen Moderne hin zur Spätmoderne darstellt.

Die „Statusinvestition“ die Reckwitz als Merkmal der industriell modernen Karriereverläufe herausstellt (vgl. Reckwitz 2017: 367), gilt als primärer Prozess des väterlichen Arbeitshandelns. Die familiären Ressourcen werden für diesen kostenintensiven Statuserwerb als verwertungskompatibel ausgerichtet. Demnach ist die arbeitsbezogene primäre Motivationslage extrinsisch, die intrinsische hingegen wird als sekundär priorisiert.

Das Arbeitshandeln der Mutter und das des Vaters verhalten sich jeweils kontrastiv zueinander, denn dem Wahrnehmen der *doppelten Gelegenheit* (unterschiedliche Arbeitsbereiche zu unterschiedlichen Zeitpunkten) ist eine Diskontinuität immanent.

Das Arbeiten spiegelt zudem die folgende *doppelte Funktion* wider: Einerseits bietet sich dann die Gelegenheit zur Arbeit an, wenn sie seitens des Arbeitgebers temporär gebraucht wurde. Andererseits ist die Mutter familiäre *Co-Investorin* durch Statusarbeit. Wenn es beispielsweise um Kostenbeteiligungen oder Kostenausgleiche geht, nimmt sie Arbeitsgelegenheiten wahr, andererseits unterstützt sie den Statuserwerb des Vaters durch die familiäre Sorgearbeit. Eine tatsächliche Berufsausübung gilt somit allenfalls als sekundär.

Der Vater hingegen gilt als die *Figur des Status*, der die *Berufsausübung*, den *Kompetenzaufbau*, den *Verbesserungsprozess der betrieblichen Positionen* (Karriere) und die *Versorgerrolle* in sich vereint und nach außen hin verkörpert. Somit ist er vorrangiger Träger der sozialen Identität der Familie und Garant für die soziale Anerkennung. Dennoch ist seine innerfamiliäre Disposition an die bereits herausgestellte matriachale Struktur gebunden.

In der Gesamtbetrachtung kontrastieren sich zwar die Entwürfe von Vater und Mutter, sie sind dennoch Bestandteil der kindlichen Prägung und des *primären Sozialisationsprozesses* (vgl. Berger/Luckmann 1990 [1966] 139 ff.) der Befragten und lösen sich nicht in einem Widerspruch auf. Vielmehr übernimmt sie dieses klassische Rollenmodell als ihr persönliches Verständnis von Familie.

Schulische Laufbahn

Die Verlaufslinie gestaltet sich innerhalb der Grundschulstufe als „normal“, wobei sie den Lehrer-Schüler-Konflikt und auch den Einbezug der Eltern in die Normalität integriert. Anschließend an die Beschreibung der „primären Sozialisation“ folgt nun eine als „sekundäre Sozialisation“ (Berger/Luckmann 1990: 151), wobei sich die Konfliktlinie zwischen dem Bildungssystem und dem Subjekt fortsetzt:

Nach einem Klärungsbedarf zwischen Eltern und Schule folgt nun eine Differenz zwischen der Vision der Befragten, das Abitur absolvieren zu können, und der Schule mit der Empfehlung der Absolvierung der Realschule. Diese Konfliktlinie zeichnet zwar die schulischen Funktionen der *Integration* und der *Selektion* nach, die neben der *Qualifikations-* und *Legitimationsfunktion* bestehen (vgl. Fend 1974: 64 ff.), jedoch wirft die Befragte aus gegenwärtiger Sicht die Konfliktursachen auf ihre eigene Konstitution zurück. Dies drückt sich in ihren adoleszenten Verhaltensweisen aus, welche sodann als leistungshemmende Disziplinlosigkeit gedeutet wird. Die Verzerrung zwischen ihrem Selbstbild und dem Fremdbild legt ihre Anspruchshaltung offen, die vor dem Hintergrund der herrschenden Bildungsexpansion entstand. Höhere Bildung wurde in dieser Phase auch für Angehörige der Mittelschichten zugänglich gemacht und nicht mehr den Eliten als Erbe vorbehalten.

Wie vom elterlichen Haushalt vorgeprägt, betreibt sie trotz dieser Verzerrung Statusarbeit und stellt das Erreichen des Abiturs in den Vordergrund. Die Schulempfehlung wird währenddessen als nicht verbindlich angesehen, denn es besteht der Zwang zur Vermeidung des Gesichtsverlustes. Die Vorwegnahme ihrer sozialen Identität in Form eines sicheren Abiturplatzes wirkt suggestiv auf ihr soziales Umfeld und macht das Einlösen des Vertrauensvorschlusses zwingend notwendig:

*„Und als ich denn eine Realschulempfehlung bekommen habe bin ich vom Glauben abgefallen, weil ich schon allen Leuten erzählt hatte dass ich aufs Gymnasium komme, und das sollte dann nicht der **Fall sein**.“ (Zeile 38-40).*

Obwohl der Bildungshintergrund der Eltern mit der absolvierten Volksschule nicht den Bildungsbestrebungen der Tochter entspricht und ein entsprechendes „inkorporiertes Kulturkapital“ (Bourdieu 1983: 186) kaum transferiert werden konnte, wäre ein Gesichtsverlust hinsichtlich einer misslungenen Statusinvestition konsequenzenreich verlaufen.

Berufliche Orientierung hin zur ersten Ausbildung

Die adoleszente Phase in Verbindung mit der familiären Gebundenheit, die mit dem fehlenden Bedürfnis einhergeht, den elterlichen Kokon zu verlassen, hat die Vermeidung eines

Ortswechsels zur Folge. Offenbar verhindert die Ortsgebundenheit den Beginn eines Studiums und dies erscheint als vorrangiger Grund für die Entscheidung zur betrieblichen Ausbildung. Der hohe Ressourcenaufwand, den das Abitur einforderte, hemmt die Überlegung des Ortswechsels. Zudem wird durch die Orientierung an der elterlichen Folie die Entscheidung für eine betriebliche Ausbildung forciert.

Die Typiken der Ausbildungsberufe der Eltern bündeln sich zu ihrer Berufsentscheidung für die Augenoptik, die den mütterlichen kaufmännisch-administrativen Bereich und den väterlichen handwerklichen Anteil synthetisiert. Demnach erfolgt eine „Transmission zum Äquivalenten“ (Bertaux/Bertaux-Wiame 1991: 38). Da beide elterlichen Berufe zur Orientierung dienen, kann hier von einer *synthetischen äquivalenten Transmission* gesprochen werden. Anhand jener Subsumtion der Lebens- und Sozialisationsbedingungen, welche in die Entscheidung für die Ausbildung mündet, wird ihre existenziell-materielle Basis generiert.

Eine weitere Linie beginnt an dieser Stelle ihren Lauf, nämlich die Erzählung über *ästhetische Entscheidungsimpulse*: Ihre Berufsentscheidung wird affiziert durch ein Käuferlebnis, welches als angenehme Erinnerungen blieb. Neben Reckwitz' „Gesellschaft der Singularitäten“ (2017) beschreibt auch Gerhard Schulze eine „Erlebnisgesellschaft“ (1993), welche die Moderne als eine von ästhetischen Reizen disponierte Gesellschaft herausstellt.¹³³ Ähnlich deutet sich bei Insa Behrend an, dass dieser Konsumtionsmechanismus auch bei der Berufswahl funktioniert, indem die Sichtung des Berufsbildungsangebotes des eines Menüs in einem Katalog gleichkommt. Hierbei wird der Entschluss für ein ‚Produkt‘ gefasst, wobei Vorteile substanzlos abgeschätzt werden.

Schulze spricht dabei von einem „innenorientierten Konsum“, der den Kauf einer Brille zum Zwecke des Schönheitsgefühls erfüllt und weniger zur Herstellung der Klarsichtigkeit wie beim „außenorientierten Konsum“ (vgl. Schulze 1993: 427). Die „Marke“ des Berufs führt zu einer Identifikation: Augenoptiker:innen stellen nach dieser ästhetischen Deutung modische Accessoires zur Verfügung. Der Zweck, nämlich die Herstellung von Klarsichtigkeit, liegt für die Befragte bei dieser ersten Affizierung außerhalb ihres Deutungshorizontes.

So findet auch bei der Bewerbung um einen Ausbildungsplatz die Kommunikation zwischen dem Vertreter des Lehrbetriebes und der Befragten weniger auf einer zweckrationalen Ebene, sondern auf einer der Sympathie statt, wobei die Extravertiertheit als Voraussetzung und als Instrument für den Beruf besteht. Die Gesprächspartner beschreiten eine Sphäre der

¹³³ Siehe Abschnitt 1.6.3.

Geselligkeit, wobei die Befragte ihre „Koketterie“ (Simmel 1969: 9 ff.) nutzenbringend einsetzt. Auch dies wird zum Bestandteil des ästhetischen Unterfangens.

Bei der Betrachtung des Zweckbezuges spannt sich allerdings ein Paradoxon auf: Die noch nicht einmal begonnene Berufsausbildung wird als „Job“ (Zeile 111) bezeichnet, also als eine temporäre Arbeit, die sich zu einem Beruf maximal kontrastiert.¹³⁴ Dies ist ein Verweis auf eine anfängliche Distanziertheit mit fehlender Identifikation mit dem Beruf, was als ‚könnerische Coolness‘ maskiert wird. Die Befragte hat zum Zeitpunkt der Berufsentscheidung eine Art ‚markenbewussten Impulskauf‘ vollzogen, welcher ihrer Sozialisation entspricht.

Berufseinstieg als Arbeitnehmerin

Der „geregelter Statusübergang“ (Strauss 1968: 107) von der Auszubildenden zur Gesellin versetzt die Befragte in eine nahezu tayloristische Arbeitssituation mit umsatzorientiertem Zwang, welcher auf einen Kohärenzverlust hinsichtlich der Sinnhaftigkeit (vgl. Antonovsky 1997: 35 f.) zusteuert und die Identitätsentwicklung der Befragten regelrecht hemmt.

Verstärkend wird der Einflussfaktor des Betriebsklimas zu einem weiteren Hemmnis, denn das Verhältnis zwischen dem neuen Vorgesetzten und den Mitarbeiter:innen wirkt konfliktreich. Da die berufliche Legitimation über den Arbeitgeber zu erfolgen hat, offenbart sich zugleich in jener Phase des geregelten Statusübergangs eine machtbazogene Dependenz zu dieser Institution. Als soziale Brücke zwischen Unternehmen und dem privaten Leben bietet ihr allerdings das Kollegium ein anerkennendes Milieu, welches auch nach den jeweiligen Arbeitsverhältnissen bestehen bleibt. Diese sozialen Beziehungen wiederum wirken sich organisationsbindend und auf ihre Berufsidentität förderlich aus. Somit differenziert die Befragte zwischen dem zweckrationalen organisationalen Anteil und dem kollegialen Beziehungsgeflecht.

Bedingt durch den *institutionalisierten Kapitalgewinn* (vgl. Bourdieu 1983: 185) des Berufsabschlusses kann die Befragte agieren und nimmt einen Arbeitgeberwechsel vor. Die anscheinende Exklusivität eines Betriebes affiziert Insa Behrend und sie wird in ihrer Entscheidungsfindung wiederholt von den ästhetischen Parametern beeinflusst. Ein Vergleich des „schicken Optikers“ (Zeile 154) mit dem bisherigen wirkt kontrastierend und es kommt implizit eine Steigerungslogik ihrer Antizipation zum Tragen, welche das Ästhetische nun in den Vordergrund rückt:

¹³⁴ Siehe Abschnitt 3.4.

1. Katalog der Berufsberatung + Erinnerung an das Käuferlebnis einer Brille → angenehmes Bewerbungsgespräch → Berufsentscheidung Optikerin → Beginn der Ausbildung bei Brillenmix
2. Berufsabschluss Optikerin + leidendes Arbeitsklima bei Brillenmix → Wahrnehmung des schicken Optikers → Herausstellung der Exklusivität des Betriebes → Betriebswechsel hin zum Exklusiven

Schulze formuliert so diesem Thema eine „Segmentierung des Jahrmarkts der Eitelkeiten“ (Schulze 1993: 403), womit das angestrebte Prestige der Befragten erreicht werden soll.¹³⁵

Die herausgestellte Exklusivität verbindet sich mit der Erwartung eines optimalen Betriebsklimas, was jedoch zu einer weiteren Enttäuschung durch Unterforderung führt. Das Ästhetische, was sie klar als Orientierungsindikator in ihre Handlungsentscheidungen einbezieht, bewirkt zwar die Ablösung vom Standard, jedoch wird auch deutlich, dass die Orientierung am Ästhetischen kein Optimum der erhofften Arbeitszufriedenheit herbeiführt.

Auf der Suche nach einer Exit-Strategie aus ihrer Unzufriedenheit findet sie in einer anderen Lebenswelt einen kontrastiven Entwurf zum bisherigen. Das von ihr subjektiv wahrgenommene studentische Leben, durch welches sie sich – in Verbindung mit dem amourösen Verhältnis zu einem Studenten – beeindrucken lässt, schließt Dichotomien auf:

Zwang zur Pünktlichkeit	beliebige zeitliche Dehnung
Takt/Struktur	bohemialer Lebensstil
Dienstleistungsbereitschaft	Selbstbestimmtheit
Stress	Genuss

Resultierend aus diesem Vergleich sowie der Vorstellung einer *romantisch orientierten Lebensführung* anstelle der eines *Angestelltensubjektes*¹³⁶, beschließt die Befragte einen Wechsel der Lebenswelten. Ihre berufliche Identität wird als betont funktional angesehen, um Finanzierungsmöglichkeiten des jenseitigen Lebensstils mit der einhergehenden studentischen Identität zu schaffen. Wieder fasst sie den Entschluss einer Neuorientierung durch eine *alltagsweltliche ästhetische Erfahrung*. Auffallend wird dabei folgende Entschlussverkettung, die durch diese Affizierungen entstanden ist:

¹³⁵ Die Mentalitäten der 1980er und 1990er Jahre werden von Schulze (1993) „am Puls der Zeit“, auf empirischer Basis beschrieben. Daher erscheinen sie vergleichsweise konkret als die wissenssoziologischen Ausführungen von Reckwitz (2017) weit nach der Jahrtausendwende.

¹³⁶ Siehe Abschnitt 1.5.

Berufsausbildung → Ausbildungsplatz → Arbeitgeberwechsel → Studium

Bei der Betrachtung dieser Struktur kann zunächst eine aufstiegsorientierte Normalbiografie unterstellt werden. Jedoch bildet sie sich weniger durch eine prospektive standardisierte Lebensplanung, sondern durch impulsgeleitete situative Entscheidungen, die der *ästhetisierten Steigerungslogik* folgen:

Brille als Accessoire → Exklusivität: schicker Optiker im schicken Haus → bohemialer studentischer Lebensstil

Ihre berufliche Identität der Augenoptikerin wird zu einem Rudiment umgewidmet, welches jedoch noch in einem zweckrationalen, gebrauchsfähigen Zusammenhang steht. Dennoch hat sie keinen prospektiven fachbezogenen Entwurf oder äußert einen Drang nach kognitiver Forderung.

Studium

Nach dem Entschluss zu studieren wird B-Stadt als Studienort auserkoren. Dies steht im Gegensatz zu dem Entschluss, nach dem Abitur eine Ausbildung zu absolvieren, ohne den Wohnort verändern zu müssen.

Innerhalb dieser Erzähllinie tut sich allerdings der Widerspruch auf, schon während der Schulzeit nach B-Stadt zu wollen. Dieser Widerspruch zeigt zwei bestehende Ebenen auf: Die *erste Ebene* betrifft den Zeitraum nach der Schulzeit, nämlich die Lebenspraxis. Hierbei wird der Befragten die für einen Ortswechsel fehlende mentale Reife deutlich, wodurch sie die Option der Berufsausbildung wählt. Auf der *zweiten Ebene* allerdings entwickelt sie schon früher, also während Schulzeit, die Vision, in B-Stadt zu studieren.

Wird dieser parallelen Erzähllinie der zweiten Ebene gefolgt, dann erschließt sich nicht nur eine Orientierung an einem Studium schon während ihrer Ausbildung, sondern es konstituiert sich ihre junge berufliche Teilidentität. Zum einen absolviert sie ihre Ausbildung zur Optikerin zum anderen jobbt sie in einem Café, wo Abiturient:innen und Studierende verkehren. Dieser Job ermöglicht ihr nicht nur eine monetäre Aufbesserung ihrer Ausbildungsvergütung, sie kann bei dieser Tätigkeit auch das „Sozialkapital“ (Bourdieu 1983: 190) generieren, um Informationen über das Studieren zu erhalten. Im Zuge der Interaktionen findet ein Erfahrungstransfer statt. Zudem kann sich die Befragte mit dem Milieu der Studierenden identifizieren und sich demselben habituell nähern.

Durch einen Sozialkontakt mit einem Studenten der Kulturwissenschaften in B-Stadt, den sie während einer Party (als Erlebnisraum) knüpft, verbindet sich das Fach Kulturwissenschaften mit dem Ort B-Stadt. Die *alltagsweltliche ästhetische Erfahrung* (vgl. Brandstätter 2009: 36) in Form der Party, welche sich mit einer Horizonterweiterung verknüpft, bietet ihr eine Orientierungsfolie. Die Befragte wird sodann in B-Stadt Kulturwissenschaften studieren. Die fachliche Expertise hat allerdings keine Priorität, denn der Status der Studentin in B-Stadt ist ihr Ziel. Auch hierbei wirkt die *ästhetisierte Steigerungslogik* und die Kausalität setzt sich fort:

Brille als Accessoire → Exklusivität: schicker Optiker im schicken Haus → bohemialer studentischer Lebensstil → Studentin im Erlebnis- und Eventraum B-Stadt

Durch die Bereitschaft, sich in das Ungewisse hineinzubegeben, unterstreicht sie ihre Ambiguitätstoleranz. Ihre Identitätsbildung hinsichtlich ihrer Eigenschaft als Studierende wird so forciert (vgl. Krappmann 1982: 150 f.), wenngleich mit dem Studienfach kaum eine positive Identifikation stattfindet. Dies wird vor allem durch die Wahl eines für sie ungeeigneten Fachs deutlich. Als sie dies feststellt, riskiert sie die Exmatrikulation als Studentin in B-Stadt:

„Ok so ist das also mit dem Studentsein, hier bin ich irgendwie falsch, oh Gott was mach ich n jetzt. Ich will ja hier bleiben.“ (Zeile 239-241)

Ihr Studium finanziert sie sich teilweise über den Job als Optikerin, was ein Rückgriff auf ihren alten Beruf bedeutet.¹³⁷

Wieder splittet sich ihre berufliche Identität in zwei Segmente auf, wobei die eine die Herausbildung der anderen durch eine monetäre Sicherung fördert. Jedoch wird ihr ursprünglicher Beruf als Haupteinnahmequelle wieder präsenter, als sie sich aus dem Studium der Kulturwissenschaften zurückzieht. Ihr beruflicher Kern gewinnt wieder an Bedeutung und dient ihr als Rückzugspunkt zur Reflexion des eigenen Werdegangs. Die Zeitspanne von einem Jahr hilft der Befragten, sich neu zu orientieren. Die Herausbildung eines Sinnhorizontes, der sich biologisch-naturwissenschaftlich rahmt, deutet auf einen Wechsel der Orientierung an, der sich vom Status- und Prestigeaspekt wegbewegt und an inhaltlichen Zielen ausrichtet. Die Befragte lagert den Entscheidungsprozess eines neuen Studiums in ihre Berufstätigkeit ein und vermeidet somit affekthafte Reaktionen. Jedoch bleibt sie dem Erlebnisraum B-Stadt

¹³⁷ Dieser Rückgriff auf den alten Beruf als Gelegenheit zum Broterwerb stützt das Konzept der „Transformation von Beruf und Job“ in Abschnitt 3.4, bei der die Verwandlung eines erlernten Berufes in einen Job zur Entwicklung einer neuen beruflichen (Teil-)Identität dienen kann.

verhaftet und schränkt sich somit in ihren Handlungsoptionen, nämlich eines eventuellen Ortswechsels, ein.

Der verzögerte Abschluss des Vordiploms im Studienfach Biologie wird verursacht durch einen Verkehrsunfall, der eine komplizierte Verletzung für Insa Behrend mit sich führt.

Nach dem schockbehafteten Erlebnis des Unfalls zieht sich die Befragte vorerst aus dem Studium zurück. Der Rückzug geht mit einer Identitätsdiffusion (vgl. Erikson 2020: 106) einher, denn ihr Selbstverständnis als studierende Person schwindet. Als sie sich nämlich gezwungenermaßen temporär in den elterlichen Kokon (zurück) begibt, werden die Anerkennung als Studentin und die studentischen Leistungsabforderungen von den Eltern nicht forciert. Die Befragte fällt in ihr Muster der Eltern-Kind-Beziehung mit dem Zweck der Versorgung. Zudem steht ihre studentische Identität im Zusammenhang mit dem Ort B-Stadt. Sie befindet sich jedoch nicht in B-Stadt und bleibt durch die Verletzungsfolgen immobil. Durch die Fehlbehandlung der Verletzung schichten sich Ereignisse auf, in der eine langwierige Reha und zwei Operationen notwendig werden.

Die Reha forciert allerdings ein proaktives Handeln, welches sich trainingshaft gestaltet. An dieser Stelle ermöglicht ein Kompetenztransfer der Leidensfähigkeit, der Selbstdisziplin, des Ehrgeizes und der Regelmäßigkeit die Wendung der Situation:

„[...] bin dreiundzwanzig Jahre jeden Freitag zum Ballettunterricht gegangen“ (Zeile 72-73).

Schmerz und Besserung stehen in einem Zusammenhang. Das Erleiden fällt somit mit dem positiven Wandlungsprozess zusammen, der sie das Studium fortsetzen lässt.

Ihre Erkenntnis ihrer Verwundbarkeit lässt sich auf das Erklärungsmodell des *Karmas* oder auch „Karman-Lehre“, der Er widerungslogik der Lebensführung (vgl. Weber 1980: 318 f.) zurückführen. Fritz Schütze beschreibt eine „quasi-metaphysische Transformationsebene“, was den Verlust des Vertrauens in eine geordnete Lebenswelt zur Folge hat, jedoch durch eine „identitätsverändernde Transformationsebene“ über die Umdeutung dieser Situation gekennzeichnet sein kann (vgl. Schütze 1995: 150 f.). Aus dem Blickwinkel von Goffman führt die seelische Krise regelrecht zur Selbststigmatisierung und über die „Visibilität“ ihrer Operationsnarbe zu einem körperlichen Stigma (vgl. Goffman 2018: 64), welches auch als Mahnmal fungiert. Jedoch wandelt die Befragte das Stigma zu einem „Identitätsaufhänger“ (vgl. Goffman 2018: 74). Somit kann auch eine ausgeprägte Peripetie nachgezeichnet wer-

den. Dennoch bleibt diese Phase nicht folgenlos, denn das Vordiplom der Befragten verschiebt sich und verzerrt somit ihren beruflichen prospektiven Entwurf beziehungsweise stellt ihn generell in Frage.

Beziehung mit Kinderwunsch

Die Lebensplanung gestaltet die Befragte nach einem Konstrukt aus Modulen. Diese Module werden in der Konstellation dahingehend verschoben, dass sie das Partner-Modul kurz nach dem Studium mit dem Kinderwunsch konfrontiert und sie somit ein weiteres Element hinzufügt. Die Modulkonstellation funktioniert demnach nicht. Durch diesen Impuls erfolgt eine Dreifachtrennung:

- a) Die Befragte befindet sich am Rande eines postadoleszenten Moratoriums hin zum Austritt in Verbindung mit der Erfüllung gesellschaftlicher Erwartungen. Sie steht unter dem Zwang sich von ihrem bisherigen Lebensstil zu trennen.
- b) Der Partner trennt sich von ihr, weil sich seine Vorstellung von Partnerschaft nicht mit ihrer deckt. Die Beziehung wird somit aufgelöst, wobei die Befragte die passive Rolle einnimmt.
- c) Die Befragte verabschiedet sich von ihrem Kinderwunsch, denn der gewünschte Vater verwehrt sich gegen das Vorhaben. Der ‚Nestbau‘ wird somit nicht mehr stattfinden.

Als komprimierendes Symbol der Dreifachtrennung nutzt Insa Behrend die Metapher „*Ei*“ (Zeile 416), welches als Schlüsselfaktor über Identitätsbildung oder Identitätsdiffusion entscheidet.

Anselm Strauss bildet ebenfalls eine Parallele zu dieser Metapher, indem er unterschiedliche Ei-Zubereitungen als Anzeiger der Identitätsbeschaffenheit bestimmt. Jedoch bleibt dabei das Wesen des Eies unverändert (vgl. Strauss 1968: 96 f.). Ähnlich sieht die Befragte diese Metapher für ein Kind, wobei das *Ei* ebenfalls als Ausgangspunkt ihrer Identität fungiert, welche sich mit den jeweils verbundenen Entscheidungsoptionen in unterschiedliche Richtungen entwickelt hätte.

In der Fremdwahrnehmung des Partners ist die Befragte beruflich nicht gefestigt und er antizipiert eine Herausarbeitung einer beruflichen Identität. Da sich trotz ihrer erworbenen naturwissenschaftlichen Fachkompetenzen die Vorstellungen Beider nicht decken, bildet sich eine Konfliktlinie zwischen dem Entwurf des Partners und ihrem eigenen heraus. Während der Partner eine mittel- bis langfristige kohärente berufsbiografische Entwicklung erwartet, fällt sie in das Rollenmuster ihrer Eltern zurück, wobei der Vater die Versorgerrolle und die Mutter häusliche Aufgaben bis hin zur Kinderbetreuung übernimmt.

Die mit dem Beziehungsbruch einhergehende Desorientierung wird durch eine adaptive Handlungslinie vorerst gelöst. Sie kultiviert abermals widerwillig ihre ursprüngliche Berufsidetitt der Augenoptikerin als „*Weg des geringsten Widerstandes*“ (Zeile 417), welcher eine Konfliktfreiheit in Verbindung mit ihrer Lebensbewältigung verspricht. Die Suche nach ihrem Platz im Sozialgefüge ist trotz der gesellschaftlichen Erwartung noch nicht abgeschlossen. Der Bildungsaufsteigerin mangelt es an Kapitalausstattung: Sozialkapital im akademischen Milieu und inkorporiertes Kulturkapital im Sinne einer habituellen Ausprägung mit entsprechenden Handlungsfolien, um ihr vorhandenes institutionelles Kulturkapital zu transformieren. Das berschreiten des kaufmännisch-handwerklichen Horizonts gelingt ihr somit nicht und sie trudelt wiederholt in ihren Beruf als Augenoptikerin zurück.

Folgendes dilemmatisches Paradoxon ergibt sich aus dieser Situation: Der unerwünschte, jedoch ausgeübte, Beruf stellt sich einem erwünschten, jedoch nicht ausgeübten, Beruf gegenüber, obwohl für beide eine Legitimation besteht. Ihre empfundene Entwicklung pervertiert sich und ist mit Scham verbunden.

Die bisherige Erzählstruktur wies einen aufsteigenden graduellen Charakter auf. Die Berufswahl, die auf der sthetisierten Steigerungslogik fußt, bewegt sich nun degradiert, womit eine Schleife gezogen wird.

Jegliche Versuche, den Beruf der Augenoptikerin durch den Eintritt in die Akademikersphre abzustreifen, führten zu einer Anziehung:

- Der Wechsel vom Beruf zum Studium bewirkte eine Ausübung der Tätigkeit als Optikerin zur Finanzierung ihres Lebensunterhalts.
- Zwischen den Studienphasen wird die Befragte wieder als Optikerin vollterwerbsttig. Hierbei nutzt sie diesen Zeitraum als kontemplative Entscheidungshilfe.
- Nach dem Studium und der Neukonstellation ihrer Lebenssituation (Dreifachtrennung), die mit der dargelegten Desorientierung einhergeht, wird sie wiederum als Optikerin tätig.

Die letzte Phase führt sie wieder in eine Krise:

„[...] und hab dann **nochmal ein Jahr** (.) **jeden Tag** (.) **bei Brillenmix als Optikerin gearbeitet**. Obwohl ich mir diesen akademischen **Grad** den ich ja so gern haben wollte, ja quasi schon mit dreizehn weil ich ja aufs Gymnasium wollte, dann hatt ich ihn, und wusste nichts damit anzufangen. Weil ich **wieder nicht mutig** genug war, um mich ins **Akademikerberufsleben** zu schmeißen, ja. Und hab ein Jahr als Optikerin gearbeitet, bei Brillenmix in M-Bezirk in der Pferdestrae, und hab mich **jeden Tag** dafür **geschämt und gehasst** dass ich mein Leben nicht in Griff kriege, ja.“ (Zeile 418-425)

An dem Zitat wird deutlich, dass ihre selbstbezogene Erwartungssubsumtion in ein Scheitern mündet. Zugleich dient diese Phase der Sammlung und kritischen Selbstreflexion zur Bearbeitung des inneren Konfliktes.

Auch unter Anbetracht, dass die Augenoptikerin den beruflichen Ausgangspunkt darstellt, wird dieser Beruf durch die Reaktivierung zu einem Teil des beruflichen Identitätskerns verfestigt und bestätigt, womit er eine bedeutsame Referenzgröße bildet.

Die Verschleifung, die sich im Übrigen in iterierender Form nachzeichnet, führt zu einem Trudeln und Pendeln zwischen dem Identitätskern und neuen transzendierenden Tätigkeitsfeldern. Die Iteration an sich wird zu einer Strategie der Herstellung von *Kontinuität*, *Kohärenz* und *Konsistenz*.¹³⁸

Berufsneuorientierung

Die Abkehr von der Tätigkeit als Optikerin wird durch eine Intervention von außen angeregt, denn zwei soziale Beziehungen (Partner und ehemalige Kommilitonin) stehen an aufstiegsorientierten Wendepunkten. Die ehemalige Kommilitonin, die nun für einen Pharmakonzern tätig ist, nimmt den Gesprächskontakt auf und provoziert mit ihren statusbetonten Identitätsaufhängern: Die Erzählung, sich auf einer Dienstreise mit einer Mercedes S-Klasse im Stau zu befinden, bündelt die Vorstellung von Status und Prestige mit der Langeweile und einem guten Gehalt.

Der Distinktionsvorteil der Freundin und Kommilitonin löst Betroffenheit bei der Befragten aus: Obwohl der Ausgangspunkt des akademischen Abschlusses derselbe ist, kann sich ihre Freundin mit einer Stellung auf akademischer Ebene mit einem guten Gehalt und dem Erreichen eines gewissen Status zeigen. Sie hingegen empfindet als Optikerin keine Zufriedenheit mit dem Prestige des Berufsstandes und mit dem erwirtschafteten Einkommen.

Die Beschreibung der Situation ‚Stau‘ der Freundin stellt einen neuralgischen Punkt dar, der zu einer proaktiven Änderung der beruflichen Situation führen soll. Der Impuls mit einer paradox intervenierenden Wirkung führt zu einer Neuorientierung, wobei die berufliche Situation ihrer Freundin als Orientierungsgröße dient.

Die Nutzung dieser Schablone und des Sozialkapitals bedingt einerseits einen Kompetenztransfer, der das Erreichen einer neuen Stellung erst ermöglicht. Andererseits führt sie über die Wegbewegung von dem alten Berufsfeld zu einer Identifikation mit dem neuen. Der

¹³⁸ Siehe Abschnitt 2.1.

Aufbau der neuen Berufsidentität wird im Unterschied zu den vorherigen Teilidentitäten durch die Erforschung der Tätigkeit und durch das Ausloten seiner Grenzen vorbereitet.

Die Befragte lässt sich in einer Bewerbungssituation zum ersten Mal nach ihrer Berufsentcheidung affizieren. Sie beschreibt die Reise zu dem Bewerbungstermin auch hier als alltagsweltliche ästhetische Erfahrung, indem sie begeistert die Eindrücke über die Stadt des Firmensitzes – im Sinne des Schönen – schildert.

Über die Beziehungsebene und ihre kommunikative Kompetenz kann Insa Behrend, wie bei ihrer ersten Ausbildung auch, eine Einstellung erwirken:

„Ja ja weil das kommt ja immer auch drauf an dass man also das kommt mir schon auch drauf an dass die Chemie mit jemandem stimmen muss.“ (Zeile 510-512).

Zunächst folgt sie allerdings einem Skript, welches dem *Rollenspiel einer Theateraufführung* gleicht und ermöglicht so ihr *Impression Management*, oder auch anders bezeichnet, ihre „Ausdruckskontrolle“ (Goffman 2018: 48). Dieses Management wird jedoch irritiert, indem ihr eine situative Frage gestellt wird. Die Frage nach der Arbeitsalltagssituation als Augenoptikerin bricht regelrecht ihr Skript auf und ihr Impression Management entäußert sich. Jene Entäußerung führt zu einer Konfrontation mit dem beruflichen Identitätskern, der bisher immer wieder einen magnetenhaften Einfluss auf die gesamte Identitätsbildung genommen hat. Die Befragte kann in dieser Gesprächssituation ihre klare Abgrenzung zur Optikerin explizieren und sich aus der Verschleifung zwischen Identitätskern und immer neuen Teilidentitäten befreien und sie stellt somit eine Peripetie ihrer Berufsbiografie her.

Die Anstellung in dem Unternehmen ermöglicht ihr die Umsetzung ihrer Entrance-Strategie und die Berufsidentität wird zu einer neuen transformiert. Diese splittet sich zwar durch unterschiedliche Positionen innerhalb des Unternehmens in temporäre Teilidentitäten auf, jedoch konstellieren sie sich methodisch. Kontinuität wird somit fortan ermöglicht und die Verschleifung wird als kontinuierliches Phänomen aufgelöst.

Gesamtbetrachtung

Bei der Betrachtung der Erzählstruktur fällt die peripetäre Ausformung der Wendepunkte hinsichtlich der analysierten Situationen auf. Ob die Mutter aufgrund der Betreuungssituation der Kinder ihren Beruf aufgeben muss, ob die Schule entgegen dem Interesse der Befragten eine Realschulempfehlung ausspricht, ob die Befragte aufgrund einer komplizierten Unfallverletzung einen ebenfalls komplizierten Heilungsprozess durchlebt oder ob sie nach

dem Studium um eine neue berufliche Orientierung ringen muss: Die Erzähllinie steuert immer wieder auf dramaturgische Wendepunkte zu, welche die problembehafteten Situationen regelrecht umkehren.

Wenngleich sich aus den beschriebenen Umständen Konflikte und Kämpfe ergeben, ist den Handlungsstrukturen nicht etwa eine nur bescheidene Verbesserung der jeweiligen Lebenssituationen entnehmbar, sondern es wird das Streben nach sozialem Aufstieg innerhalb eines ebenfalls aufstiegsorientierten Milieus deutlich:

- Die Mutter musste ihren Beruf zwar aufgeben, jedoch wohl, um sich an der familiären Statusarbeit beteiligen zu können. Spätere Arbeitsgelegenheiten erfüllten denselben Zweck.
- Durch die Realschulempfehlung wollte Insa Behrend innerhalb eines aufstiegsorientierten Milieus keinen Gesichtsverlust erleiden und Erfolg demonstrieren, weshalb sie letztendlich im ersten Anlauf ihr Abitur auf dem Gymnasium abschließen konnte.
- Der erlittene Unfall führte zu einer dramatischen Teilidentitätsdiffusion als Studentin, jedoch auch deshalb, weil ihr B-Stadt als alternativloser prestigeträchtiger Studienort zeitweise abhandenkommt. Erst die selbstdisziplinierte, eigeninitiierte Erarbeitung ihrer Gesundheit führt zur Wiederherstellung ihrer Studierfähigkeit und der entsprechenden beruflichen Teilidentität.
- Dass sie nach ihrem Studium um eine Stelle auf akademischem Niveau ringt, zeugt ebenfalls von einer ausgeprägten Aufstiegsorientierung. Sie grenzt sich entschieden von ihrem ursprünglichen Beruf der Augenoptikerin ab, obwohl die Ausübung sich mehrfach als existenzsichernd und als krisenbewältigend bewährt hat.

So erreicht die gesamte Erzählung mehrere dramaturgische Höhepunkte, die sich ‚zum Guten wenden‘ und somit in das eigene Impression Management eingebunden sind. Die Erzählerin ist demnach bestrebt, eine möglichst kohärente Biografie vorweisen zu können, welche sich trotz vorhandener Brüche als schlüssig erweist und in der ihre ausgeprägte Agency trotz vorhandener Krisen deutlich wird.

Wie an mehreren Stellen herausgearbeitet werden konnte, hebt sich bei der Befragten eine affektgeleitete Handlungslinie heraus, so wie sie bei Andreas Reckwitz hinsichtlich einer singularistischen Lebensart der „Akademikerklasse“ der Spätmoderne beschrieben wird (vgl. Reckwitz 2017: 274 ff.). Diese Affizierungen werden durch ästhetisierte Erlebnissräume konsolidiert und führen die Befragte auf neue Wege. Soziale Beziehungen, eingeschlossen sind auch romantische Verbindungen, wirken auf sie orientierend, während die Akteure als

Agenten oder Begleiter fungieren. Ungewissheiten sind durch ihre ambiguitätstolerante Haltung zwar identitätsfördernd, jedoch können diese durch fehlgeleitete Entscheidungen auch diffundierend wirken. Aus solchen Erfahrungen heraus schaltet die Befragte nach ihrem Studium den Affizierungen einen methodischen Analyseprozess vor, der wiederum zu rationalen Entschlüssen führt:

*„[...] oder wie in diesem Bewerbungsgespräch nach **meiner** Meinung nach um Kopf und Kragen geredet habe als ich denen erzählt habe wie **Scheiße** ich meinen Optiker-Alltag finde, einfach nur hoffe, dass mir sowas Bknacktes nicht nochmal passiert, dass ich schon **n bisschen** manipulativer sein kann gegenüber der Gesprächsführung in so-nem Gespräch halt dann irgendwie siebzehn Jahre später, [...]“ (Zeile 724-729).*

Erzählerische Verschleifungen, wie das Rückbesinnen auf begangene Fehler zur Vermeidung zukünftiger Fehltritte, finden sich auch in der Handlungsstruktur der bereits herausgestellten Iteration wieder. Die Befragte kehrt bei einem misslungenen Versuch ihrer Entwicklung wieder zu ihrem beruflichen Ursprung zurück, um dann einen neuen Versuch zu wagen. Nach weiterer Überlegung möchte ich die erarbeitete Metapher des *magnetischen Kompass* vorschlagen. Dieser hat die Funktion eines Richtungsanzeigers: Er stellt *Entrance-Exit-Situationen* hinsichtlich neuer Lebenswelten und beruflicher Felder her, die zur eigenen Entwicklung dienen (können). Es wäre demnach weit gefehlt abschließend anzunehmen, die Befragte hätte sich zu ihrem ersten Beruf durch eine unreflektierte Fehlentscheidung bewegt, denn letztendlich besteht ein ambivalentes Verhältnis zu dieser beruflichen Identität.

Die Qualität der Beziehungen innerhalb des Kollegiums sind ihr besonders wichtig. Aufgrund der im Allgemeinen aufstiegsorientierten Berufsbiografie ist herauszustellen, dass die geschmacklichen Gemeinsamkeiten der Sozialbeziehungen maßgeblich sind, anderenfalls entstünden keine Distinktionsvorteile. Um Leidensprozesse zu vermeiden, erhebt sie den Anspruch einer hohen Arbeitszufriedenheit durch harmonische Beziehungen. Auf die Frage hin, was ihr wichtig wäre, antwortet sie:

*„Menschliche Beziehungen. (4) Ich bin mit sehr vielen Leuten mit denen ich arbeite sehr eng befreundet, wenn auch nur über WhatsApp, man sieht sich einmal im Jahr aufm Meeting, aber ich betrachte diese Menschen als sehr wichtig für mich, wir telefonieren regelmäßig, mein Job besteht ja aus E-Mails lesen, E-Mails schreiben und telefonieren, Telefonkonferenzen haben, **das** ist wichtig für mich. Dass die Leute mit denen ich zusammen arbeite auch meine zum Teil meine Freunde werden könnten.“ (Zeile 967-973).*

Sowohl während ihrer Ausbildung als auch bei ihrem ersten Arbeitgeber als Gesellin und auch bei dem aktuellen Arbeitsverhältnis tritt diese Prämisse zutage. Die oben herausgestellte Aufstiegsorientierung bindet eine solche soziale Orientierung mit ein, die über das Arbeitsverhältnis hinausgeht und ihr ein verwertbares Sozialkapital bietet.

Dass sich die Befragte stetig an B-Stadt orientiert und eine institutionelle Achse nach G-Stadt bedient, mag auch zu einigen Hemmnissen der beruflichen Entwicklungen geführt haben, womit sich die Aufstiegsorientierung wieder etwas relativiert. Das mehrfache Zurückspringen zum ersten Beruf bedingt Diskontinuitäten und wird unter anderem durch diese Ortsgebundenheit forciert.

„Jetzt bin ich achtundvierzig und immer noch hier=und es ist okay. Hm (.) und dann (3) hab ich diesen Job sechs Jahre gemacht, und immer weiter damit gehadert, dass ich mich eigentlich weiter entwickeln möchte, und es aber keine Aufstiegschancen für mich gäbe, weil ich ja sonst weil ich meinen homebased-Status aufgeben muss.“ (Zeile 610-614)

Eine Berufsmobilität ist hierbei aus wohnlicher Sicht kaum gegeben und wird auch nicht angestrebt. Ein Ende des Aufstiegs gilt daher als Kompromiss, wobei sich die familiäre Bindung und der inzwischen heimatliche Bezug zu B-Stadt vorschalten.

Beruflicher Identitätsrahmen

Der Identitätsrahmen fungiert als Bindeglied zwischen dem Innen und dem Außen; dies vergegenwärtigt sich bei der Befragten insbesondere hinsichtlich zwischenmenschlicher *Beziehungen*. Fließende Übergänge von kollegialen zu freundschaftlichen Verhältnissen, und auch umgekehrt, durchziehen mehrere Lebenswelten und ummanteln ihre soziale Identität.

Die ausgeprägte *ästhetische Dimension* ist eine weitere Komponente, die es ihr ermöglicht, über Neigungen und Geschmäcker ihr Sozialkapital auszuhandeln oder über ästhetische Erfahrungen in den Kontakt mit den Lebenswelten zu treten und sich zu orientieren. Der Wandel hin zum Rationalen prägt ein eher analytisches Verständnis von Welt, was ihr ebenfalls Orientierung gibt:

„[...]am allergeilsten wäre, wenn ich irgendwo anfangen, in ner in nem Bereich wo das Geld nicht so schnell ausgeht. Also in soner Start-up-Company die da gerade ne irrsinnig weltrettende Idee haben, die aber nach nem halben Jahr nicht mehr gesponsert werden bla bla, dieses Risiko wollte ich nie eingehen können.“ (Zeile 865-868).

Eine solche Erklärung polarisiert regelrecht das Extrinsische und Intrinsische, wobei sie spiegelbildlich das Intrinsische risikoreich darstellt und den Gegenpol als existenziell und sicherheitsorientiert.

Weiterhin auffallend und zum Rationalen zuzuordnen ist der Zweckbezug zur Arbeit in Form des extrinsischen Motivationsverständnisses:

„Hm (..) ich lebe:: nicht um zu arbeiten, sondern ich arbeite um zu leben. Ich hab n Firmenwagen: bekomme Weihnachtsgeld: ich bekomme Urlaubsgeld: und ich bekomme einmal im Jahr ne Prämie, und ich kann mir alle Urlaube leisten.“ (Zeile 898-900).

Der beschriebene Rahmen färbt sich somit utilitaristisch und hat im Zusammenhang mit dem ästhetischen Bezug einen statusorientierten Distinktionscharakter, der aus ihrer elterlichen Prägung geblieben ist. Somit kann im Allgemeinen ein Identitätsrahmen beschrieben werden, der sich aus einem synthetischen Wertehorizont des elterlichen Angestelltensubjekts sowie des spätmodernistischen ästhetisierten Kreativsubjekts generiert. Im Allgemeinen allerdings ist bei der Befragten eine intensive Suche nach einem Zustand der *Arbeitszufriedenheit* herausstellbar, welcher als Rahmung des Rahmens begriffen werden kann.

Aus wirtschaftsethischer Sicht kommt ihr die Figur der Organisationsbürgerin des integrativen Ansatzes nahe (vgl. Ulrich 2008: 350 f.), denn trotz aller Loyalität zu ihrem Arbeitgeber und ihrem utilitaristischen Verständnis von Arbeit scheint eine kritische Haltung gegenüber der Praxis der Pharmabranche durch die Aussagen hindurch (*Zeile 870-894*).

Beruflicher Identitätskern

Anhand der Fallbetrachtung von Insa Behrend wird deutlich, dass der Identitätskern zugleich Quell und Schnittmenge ihrer Teilidentitäten¹³⁹ ist. Zunächst bestimmt die elterliche Prägung das Berufsverständnis, so wie bereits herausgearbeitet. Tragend hierfür ist der aufstiegsorientierte, besonders kontinuierliche biografische Verlauf des Vaters, der in einer großbetrieblichen Organisation sozialisiert wurde und einen handwerklichen Berufshintergrund aufweist. Die Mutter hingegen prägt trotz einer vorhandenen Berufsausbildung ein eher häusliches Arbeitsumfeld aus und ist gelegentlichen Erwerbsarbeitstätigkeiten nachgegangen.

Beide Entwürfe finden sich in der Erzählung von Insa Behrend wieder: So wählt sie eine Ausbildung mit einem zugleich handwerklichen und kaufmännischen Hintergrund und spiegelt somit eine Synthese beider elterlichen Berufe. Es wurde schon auf die „Transmission zum Äquivalenten“ (Bertaux/Bertaux-Wiame 1991: 38) eingegangen, wobei die Orientierung an beiden Elternteilen eine Besonderheit darstellt.

Nach einer Tätigkeit als Angestellte und dem Beginn eines Studiums bindet sie sich immer wieder temporär an den Beruf der Augenoptikerin und verdichtet somit ihre berufliche Teilidentität. Vergleichbar mit einem Kompass besteht hier ein regelrechter Magnetismus, welcher der Befragten durch Anziehung und Abstoßung wechselseitig Orientierung bietet. Die transformierte Berufsidentität retransformiert sich und bietet Sicherheit, bevor eine neue Transformation stattfindet.

¹³⁹ Siehe hierzu Abschnitt 2.3.4.

Allerdings wird diese Verschleifung zum Stillstand gebracht, indem sie eine Stelle bei Kosmomed antritt. Die notwendigen Kompetenzen für die Tätigkeit bei dem Pharmakonzern schöpft sie aus ihrem ersten Beruf und ihrem absolvierten Biologiestudium. Die Professionalisierung, welche über interne Stellenwechsel, praxisorientiertes Lernen und ihre Sozialisation innerhalb ihrer achtzehnjährigen Konzernzugehörigkeit verläuft, hat sich zu einem Teil ihres Identitätskerns verdichtet:

*„Und das hab ich halt **gemacht** sechs Jahre lang bin ich durch ganz Deutschland gefahren.: bin ich durch ganz Deutschland **geflogen**.: ((zündet sich eine an)) ich stand irgendwann ich glaube, ((lachend)) nach drei Jahren stand ich dann irgendwann mal mit ner S-Klasse im Stau. Und da wusste ich ich bin angekommen.“ (Zeile 593-597).*

Dennoch mache ich an dieser Stelle auf die Situation aufmerksam, welche im Memo beschrieben wird: Die Befragte wollte meine Brille von den Regentropfen befreien, was ein symbolischer Indikator für die Präsenz der Teilidentität der Augenoptikerin darstellt. Somit wird dieser Beruf auch noch zum Zeitpunkt des Interviews, wenn auch in rudimentärer Form, als Bestandteil des Identitätskerns deutlich.

4.3.3 Fall Frank Clausen (IP3): Memo, Kurzportrait, Fallstrukturhypothese

Memo

Auf einer Ausstellung begegnet mir Frank Clausen, der mir zu diesem Zeitpunkt bereits vom Hörensagen als Bronzegießer bekannt war. Wir unterhalten uns über Bildhauerei und er betont, dass er ein Handwerker sei. Dies lässt vermuten, dass er ein gefestigtes Verständnis von seinem Beruf hat. Ich möchte von ihm wissen, ob er mir Näheres darüber erzählen möchte. Er bejaht und vermittelt mir, dass er aktuell ein Buch über seine Biografie plane. Deswegen interessiere er sich dafür, seinen biografischen Verlauf zu erzählen und es würde ihm helfen. Wir verabreden uns in seiner Werkstatt.

Zum verabredeten Zeitpunkt warte ich eine Weile vor dem Werkstor – durch einen Anruf werde ich von ihm über die Verspätung informiert. Nach seiner Ankunft und Begrüßung öffnet der Interviewpartner das Tor und es erschließt sich ein mittelgroßer Hof mit einem zweigeschossigen Backsteingebäude. Da der Termin an einem Sonntag stattfindet, sind keine Mitarbeiter:innen anwesend. Ich erhalte eine ausgiebige Führung durch die Werkstätten, kann Bronzen und den Ofen betrachten. Auch ein Modell eines Gebäudes ist vorzufinden, ein Produkt aus einem 3D-Drucker. Man müsse sich die Zukunft selbst erschließen, merkt Frank Claussen hierzu an. In der oberen Etage bietet er mir einen Platz auf einem Ecksofa an. Er brüht Kaffee auf, während ich das Diktiergerät und meinen Notizblock auf dem Tisch positioniere. Als er sich zu mir setzt, beginnt sodann das Interview.

Kurzportrait Frank Clausen

Frank Clausen ist zum Zeitpunkt des Interviews 52 Jahre alt, er hat einen erwachsenen Sohn und eine Tochter im Säuglingsalter. Am Ende des Interviews erwähnt Frank Clausen noch seine jüngere Schwester, die allerdings bereits verstorben ist.

Frank Clausen wächst in B-Stadt auf. Im Alter von 6 oder 7 Jahren zieht er mit seiner Mutter von seinem Geburtsort, dem S-Bezirk, in den R-Bezirk. Als er 14 Jahre alt ist, kommt er mit ihr überein, fortan in einem Heim zu wohnen. Dort verbleibt er bis zu seinem 19. Lebensjahr. Da er dort Teil einer siebzehnköpfigen gemischten Gruppe sein kann, erlebt er diese Zeit als lehrreich und dynamisch. Im Alter von 19 Jahren bezieht er eine Wohngemeinschaft.

Bei seiner Betrachtung der Grundschulzeit gestaltet sich diese als problembehaftet, seine Leistungen führen zu einer Hauptschulempfehlung. Ein Verdacht auf Legasthenie bestätigt sich nicht und nach einer Testung seiner Intelligenz erhält Frank Clausen eine Gymnasialempfehlung. Schlussendlich besucht er die Gesamtschule, in der er sich verbessern kann. Seine engagierten mündlichen Leistungen in den Naturwissenschaften markieren seine Interessen. In den sprachlichen Fächern und in der Mathematik hingegen prägen sich Probleme aus. Schließlich möchte der Befragte das Abitur absolvieren und nimmt dieses auch in Angriff, jedoch führen seine Lernschwierigkeiten zu einem Abbruch.

Auf der Suche nach einer Lehrstelle findet er einen Ausbildungsplatz in einer Bronzegießerei. Dort erlernt er den Beruf des Ziseleurs und entdeckt dabei sein außerordentliches handwerkliches Geschick. An die arbeitsstrukturellen Bedingungen kann er sich nach einiger Zeit anpassen und die Berufsschule absolviert er weitestgehend bedenkenlos. Als er seinen Abschluss innehat, erscheint ihm sein Beruf nach einiger Zeit als eintönig. Eine Kündigungswelle bedingt das fremdinitiierte Verlassen des Betriebes und der Befragte unternimmt einen zweiten Versuch, das Abitur zu absolvieren. Auch dieser Versuch scheitert. Sein alter Arbeitgeber stellt ihn nach dem Verlassen der Schule wieder an.

Im Alter von 25 Jahren wird er Vater eines Sohnes und zu dieser Zeit wird bei ihm Alkoholismus diagnostiziert. Fünf Jahre später bemüht er sich proaktiv um eine Therapie und er kann diese erfolgreich beenden. In seinem Betrieb erlernt er den gesamten Prozess des Bronzegießens kennen und er beschließt die Meisterschule zu besuchen. Sodann qualifiziert er sich nebenberuflich zum Ziselier-Meister und bezieht in dem Betrieb auch eine solche Position.

Als der Senior-Chef in Pension geht, übernimmt der Junior-Chef den Betrieb. Dabei kommt es zu Konflikten zwischen Frank Clausen und dem neuen Vorgesetzten, auch die Belegschaft

ist unzufrieden. Dieses angespannte Klima führt ihn in eine Krise, woraufhin er seine Kündigung und die Eröffnung seines eigenen Betriebes beschließt.

Als er einen Kredit erhält, setzt er seine Idee um und gründet eine Bronzegießerei. Er beschäftigt mehrere Mitarbeiter:innen. Als Firmeninhaber legt er Wert auf Teamarbeit in der Belegschaft und schließt dabei auch sich selbst mit ein. Die persönliche Betreuung von Kund:innen ist ihm besonders wichtig.

Fallstrukturhypothese

Die Kindheitsphase von Frank Clausen ist vor allem von der Fragmentierung der Familie geprägt. Die Trennung von der Mutter im Jugendalter führt zu einer stufenweisen Dislokation und damit zu einer eher modulhaften gemeinschaftlichen Lebensweise, die innerhalb der Adoleszenzphase in Form eines Heimes mündet. Sowie dort als auch über den schulischen Weg führen Sozialisationsprogramme zur Internalisierung des Befragten. Prägnant beginnt sich eine Konfliktlinie zu generieren, die eigene Autonomiebestrebungen und die Leistungserwartungen der Anderen differenziert. Hinsichtlich des Bildungsweges resultiert nun aus jener Differenz ein Wechselspiel von relativem Erfolg und Scheitern, bevor die beruflichen Professionalisierungsbemühungen überhaupt zu einer Entfaltung führen können. Die Konfliktlinie setzt sich zwischen dem Drang zur persönlichen Weiterentwicklung und einer reproduktiven Lebens- und Arbeitsroutine fort, durch welche sich der Befragte zunächst in einer gesundheitlichen Krise verfängt. Die Überwindung dieses Status geht mit einer Verwandlung zur produktiven Entwicklung einher, welche sowohl die berufliche Bildung, das betriebliche Arbeitshandeln als auch die private Lebensführung einschließt.

So setzt sich diese Entwicklung fort und begünstigt eine Aufschichtung einsetzbarer persönlicher Ressourcen, welche wiederum in die Anerkennung seiner Identitätsentwicklung transformiert werden. Auf diese Weise rückt sich der Befragte in ein Feld der Kompetitivität, welches den Einsatz seiner eigenkomplexen Konstitution sowie die daraus resultierende Performanz zur Bewährung ausstellt. Indem sich der Befragte zu einer vollkommenen unternehmerischen Vermarktlichung entschließt und seine Eigenkomplexität betrieblich organisieren muss, wird auf diese Weise die Konfliktlinie zwischen Leistungserwartung und Autonomiebestreben wieder präsent.

Allgemein obliegt eine phasenweise hergestellte „fragile Stabilität“ mehreren irritierenden Variablen, die dekonstruierend bis destruierend wirken, woraus jedoch weitere Entwicklungsschritte resultieren und in eine stabilisierte, stufenförmige Verlaufslinie münden.

Kindheit und Jugend

Der Erzähleingang wird durch den Bezirk markiert, in dem Frank Clausen geboren wurde. Von diesem Ausgangspunkt geht er sogleich zu dem Umzug über, der im Alter von 6 Jahren stattfand. Der Umzug mit seiner Mutter und das kognitiv entfallene frühkindliche Erleben zeigen eine Trennungssituation mit dem Vater und dem Ursprungsort auf. Die frühzeitige Trennung von seiner Mutter im 15. Lebensjahr, die mit dem Umzug in ein Heim verbunden ist sowie das Beziehen einer Wohngemeinschaft mit 18 Jahren, entwickelt ein Muster der Mobilität im Kindes- und Jugendalter. Dabei werden Stationen der Entwicklung zu einem Merkmal – auch, wenn sich diese als unkonventionell lesen lassen. Sie forcieren eine ebenso unkonventionelle Identitätsentwicklung fernab der Kernfamilie.

Zudem wird bei der Betrachtung des Übergangs von dem primären zu dem sekundären Sozialisationsprozess veranschaulicht, dass er sich radikaler gestaltet als vergleichsweise bei einem an der Normalität orientierten familiären Verhältnis. Dies verdeutlicht sich auch darin, dass der Befragte einen biografischen Bezug zu seinen aktuellen Kompetenzausprägungen herstellt:

*„[...] weil das sozusagen ein Grundstock meiner sozialen Kompetenz war, in so ner so ner Gruppe **großzuwerden**. Ja, also da hat man da hat man wirklich viel gelernt, waren jetzt och Erzieher die waren die waren ziemlich toll, [...]“ (Zeile 13-16).*

Innerhalb der Phase der Adoleszenz wirkt das intensive *Game* (Mead 1973)¹⁴⁰ mit den signifikanten Anderen in der Gruppe identitätsbildend und führt zur Anerkennung des Befragten.

Als intensiv und prägend beschreibt er also die Situation im Heim, in der sich ein neuer Kosmos eröffnet, nämlich der der „Gemeinschaft des *Ortes*“ (Tönnies 1988 [1887] §6: 12). Die heute noch als signifikant wahrnehmbare Identifikation mit dieser Zeit zeichnet den Rahmen seiner ersten erinnerlichen (Identitäts-)Bildungserfahrungen zeitgleich mit der Adoleszenz nach, womit dieser Kosmos als regelrechter Schmelztiegel aus Individuen in dieser identischen Phase des Heranwachsens beschreibbar wird. So stellt sich diese gemeinschaftliche Lebenssituation als exklusiv heraus, da sie im Kontrast zur eigenen familiären Konstellation steht. Dabei wird die arrangierte Gemeinschaft zum Nährboden für eine „Gemeinschaft des *Geistes*“ (Tönnies 1988 [1887] §6: 12). was auf das Entstehen fester Freundschaften abzielt.

Die nächste Station, nämlich die der Wohngemeinschaft, markiert das Ende des Moratoriums und ist mit der Antizipation der gelungenen Internalisierung verbunden. Insbesondere

¹⁴⁰ Siehe Abschnitt 2.2.2.

wird hierbei der Ereignisreichtum betont, der als „*Ausschläge in alle Richtungen*“ (Zeile 28) bemessen wird. Die aus dieser Ambivalenz entstandenen Transformationen ermöglichen den lebenspraktischen informellen Kompetenzerwerb. Die Alltagsbewältigung kann somit programmatisch abgehandelt werden, womit seine Agency pointiert wird.

Dabei lässt sich eine Form der Identitätsarbeit herausstellen, welche genauer der „*Passungs- und Verknüpfungsarbeit*“ entspricht und der sozialen Integration mit dem Ziel ist der sozialen Anerkennung (vgl. Keupp 2005: 9 f.) dienlich ist.

Eine parallele Erzähllinie hierzu beschreibt den schulischen Werdegang des Befragten und zeigt ebenfalls Extrema auf, die zwischen schulischer Abstufung und Prospektion einer Bildungskarriere liegen. Dieses Spannungsfeld der „Unregelmäßigkeiten“ beinhaltet Dichotomien, wie zum Beispiel:

Leistungsdistanz | motivierte Mitarbeit; mündliches Engagement | Scheitern im Schriftlichen; Verdacht auf Legasthenie | gymnasiale Empfehlung und Eigeninteresse | Leistungszwang.

Diese Konfliktlinie lässt sich als eine zwischen den potenzialgebundenen Autonomiebestrebungen und dem erwartungsgebundenen Leistungszwang zeichnen, die in der Betroffenheitsvermeidung einer „Stigmatisierung“ (Goffman 2018) begründet liegt. Der Einfluss der Lehrer als signifikante Andere bleibt derart begrenzt, dass der Befragte nur bedingt den zu vermittelnden Schulstoff aufnimmt.

Die gymnasiale Empfehlung wirkt schließlich heilend auf das Stigma und identitätsfördernd:

*„Ja, spannende Angelegenheit (schmunzelt) Und ehm habense aber nicht festgestellt, und also haben mir eigentlich ne gymnasiale Empfehlung gegeben beim Intelligenztest. Ja, was was für mich so **positives** damals war.“ (Zeile 40-42).*

Hierbei wird die „Selektionsfunktion“ der Schule (vgl. Fend 1974: 101 ff.) deutlich, die in ihren Prozessergebnissen differente Ergebnisse hervorrufen kann.

Der Wechsel zur Gesamtschule als nächste Station weicht allerdings diese tiefe Differenz zwischen Hauptschulempfehlung und gymnasialer Empfehlung auf. Die Rahmenbedingungen sind insofern günstiger, dass sich der Befragte mit dem zu vermittelnden Stoff identifizieren kann, was zur Leistungsverbesserungen führt. So wie er im Interview reflektiert, hemmen dennoch seine bedingten Fähigkeiten im schriftlichen Bereich einen signifikanten Leistungsanstieg. Seine mündlichen Leistungen hingegen sind von Engagement geprägt. Diese Unterscheidung der Neigungen umreißt erstmals eine bevorzugt praxisbezogene Handlungsorientierung.

Die nächste Station des Abiturs, zeigt dem Befragten die Grenzen auf, die durch den selektiven Effekt der Schule eine Bildungskarriere demarkiert und den beruflichen Identitätsrahmen auf eine praxisorientierte betriebliche Ausbildung setzt. Nach dieser Exklusion aus der reinen schulischen Lebenswelt folgt die Integration in das betriebliche Berufsleben.

Ausbildung und Tätigkeit als Geselle

Seine Berufsorientierungsphase gestaltet sich interessenbezogen und aktiv. Die beiden Berufswünsche Chemielaborant und Maschinenführer basieren auf einem naturwissenschaftlich-technischen Verständnis, wobei der Instrumentenbauer eher ein kunsthandwerkliches Geschick abverlangt. Diese drei Berufe stellen die empfundenen Fähigkeiten des Befragten als Eckpfeiler dar, die seine Berufsidentität potenziell und konkreter rahmen. Die Wahl einer Ausbildung in einer Bronzegießerei synthetisiert alle drei Berufsbilder derart, dass die naturwissenschaftlich-technischen mit den kunsthandwerklichen Kompetenzen zu jenem Berufsgelbte zusammengefügt werden. Die konsequente Absolvierung der Ausbildung führt zum Erfolg, weshalb eine soziale wie personale Berufsidentität generiert werden kann.

Das Verschweigen des spezialisierten Ausbildungsberufes zum Ziseleur lässt eine generalistische Perspektive auf das Handwerk des Bronzegießens vermuten.

Durch das Erfordernis der Integration in die Arbeits- und Organisationsstrukturen wird die Adaptionfähigkeit des Befragten abgefordert. Anhand der Metallbearbeitung typisiert sich sein Arbeitshandeln als das manuelle Einwirken auf Objekte, was zunächst die aktive Interaktion zwischen den Individuen als hintergründig erscheinen lässt. Somit kann sein sonst akzidentieller Kommunikationsstil als suffiziente Fähigkeit gedeutet werden, sodass sich mit dem Eintreten in diese Sphäre eine deutliche Zunahme seiner Agency abzeichnet.

Formale Regeln der Ausbildung, wie die Pünktlichkeit bei Berufsschulbesuchen werden ebenfalls als beiläufig erachtet. Als vordergründig erscheint hingegen das Inhaltlich-Praktische.

Mit der Erzählfigur des Statusübergangs zum Gesellen vermeidet der Befragte weiterhin die Benennung seiner genauen Berufsbezeichnung, womit sich in dieser Sequenz kaum eine Berufsidentität abzeichnen kann (*Zeile 101-104*). Vielmehr prägt sich eine Arbeitsidentität aus, die sich durch das Allgemeine, also weniger im Sinne des speziellen Tätigseins, beschreibt. Erst als er auf die Seltenheit des Berufes hinweist, er sein Feld auf generalistische Weise entfaltet und im Zusammenhang mit dem Kunstschaffen gebracht wird, gibt er sich als „Ziseleur“ zu erkennen (*Zeile 121, 127-136*).

Nach einer betrieblichen Kündigung bildet sich durch den Entschluss des zweiten Versuches des Abiturs eine Schleife zurück zur schulischen Laufbahn. Aufgrund der nicht ausreichenden Leistungen und finanziellen Engpässe führen die erneuten Bemühungen abermals zu einem Scheitern. Die Schleife vollendet sich durch eine Anstellung im selben Betrieb, in dem er seine Ausbildung absolviert hat und in dem er vorher als Geselle tätig war:

Schule (Abitur scheitert) → Ausbildung (mit Abschluss) → Arbeit als Geselle → Kündigung
→ Schule (Abitur scheitert) → Anstellung im selben Betrieb

Mit den 1980er Jahre fällt Frank Claussen in die Zeit der „Bildungsexpansion“. Somit entsteht eine Erwartung des höheren Bildungszuganges auch bei ihm, womit sich der zweite Versuch begründen lässt. Die These einer Bildungsgetriebenheit geht nicht fehl, trotz des Umstandes, dass er in diesem Punkt nicht den gewünschten Erfolg erzielen kann. Einmal mehr durchläuft er den Prozess der Selektion und kommt zu der Einsicht, dass es sich bei der Zielvorstellung Abitur um eine Fehleinschätzung handelt. Der Begriff der Bildung bindet sich an dem der Identitätsentwicklung und verdeutlicht die berufliche Potenzialität¹⁴¹.

Jedoch routinisiert sich seine Handlungslinie durch das gleichförmige Pendeln zwischen der Arbeits- und Lebenswelt, was sein Leben als monoton erscheinen lässt. Der Zyklus, der sich auf dem „Mühsal der Arbeit“ (vgl. Arendt 2016: 114 ff.) sowie der Wiederherstellung seiner Arbeitskraft gründet und mit der Suchterkrankung einhergeht, bedingt die Stagnation seines beruflichen Fortkommens. Da dieser Zirkel geschlossen ist und keine hermeneutische oder iterative Öffnung zulässt, stagniert auch die Entwicklung seiner Identität. Der Befragte befindet sich in einem reproduktiven Modus mit pathologischem Verlauf, der weder Bildung noch Entfaltung fördert und zudem identitätsdiffundierende Züge aufweist.

Der eigeninitiative Beginn einer Therapie wirkt intervenierend und transformiert den *Circulus vitiosus* in eine entwicklungsfördernde Alltagsstruktur:

„[...] mit dreißig hab ich ne Therapie gemacht und hab aufgehört zu trinken, relativ früh glücklicherweise muss man sagen, und:: danach hat sich das Leben wieder nochmal komplett verändert [...]“ (Zeile 117-119).

Aus betriebsseitiger Sicht verursacht das Fehlen von Handlungsoptionen eine lokale Fixierung, die sein Handlungsspektrum zur Veränderung der persönlichen Situation eng begrenzt. Die durch Routine eingeleitete Institutionalisierung begünstigt weiterhin ein Wissensdefizit

¹⁴¹ Die Potenzialität von beruflichen Teilidentitäten wurde im Abschnitt 2.3.4 hergeleitet.

hinsichtlich notwendiger Alternativen. Dies verstärkt ein ausgeprägtes Abhängigkeitsverhältnis zu seinem Arbeitgeber, welcher überdies einen patriarchal geführten Familienbetrieb darstellt. Intensive gesamtbetriebliche informelle Lernverläufe, welche der Arbeitgeber durchaus forciert, verfestigt diese Dependenz umso mehr, denn seine intrinsische Motivation des Lernens und die damit einhergehende generalistische Professionalisierung bindet Frank Clausen als „Arbeitskraftunternehmer“ (Pongratz/Voß 2003). Als Katalysator wirkt dabei die künstlerische Seite des Tätigkeitsfeldes, welche der Arbeitspraktik des Kreativsubjekts entspricht ¹⁴²:

„[...] und ehm::: emotional sehr engagiert, was natürlich auch heißt dass man da (.) ne ganze Menge (..) Energie **lässt**.“ (Zeile 213-214).

Dennoch werden das implizite beziehungsweise explizite Wissen sowie die eingeübten praktisch-methodischen Fertigkeiten zu einer Ressource, die die Voraussetzung für die Weiterbildung zum Meister bilden. Untermauert wird die Entscheidung, den Meister-Abschluss zu erreichen, mit seinem bestehenden latenten Bildungsanspruch, der nun eingelöst wird:

„[...] und ehm die Ausbildung ja also Spass gemacht ist ist ehm übertrieben. Ja, da hat mich eigentlich eher der Ehrgeiz getrieben[...]“ (Zeile 150-151).

Die persönliche Entwicklungsexpansion erfolgt einerseits infolge der Abgrenzung zu seinem ursprünglichen Beruf des Ziseleurs, den er als Stigmatisierungsursache zu überwinden sucht. *Zweitens* fußt sie auf dem angeeigneten universellen betrieblichen Wissen, welches jedoch durch den informellen Charakter ein Legitimationsdilemma mit sich führt und in seiner Konsequenz einen formellen Abschluss abverlangt. *Drittens* ist sie damit verbunden, dass sich der Befragte vor den Vorgesetzten erst wieder neue Perspektiven erarbeiten muss. Zudem kann er sich mit dem Meisterbrief eine Hypothek der Meister-Nachfolge für den Fall der Berentung des Vorgesetzten erarbeiten. Hierbei erfolgt eine Verschiebung des organisationalen Machtgefüges zugunsten des Befragten, womit die ersten beiden Aspekte gelöst würden. Somit spreizt sich die Entwicklung in zwei Richtungen: neben dem *horizontalen* informellen Kompetenzerwerb im Betrieb besteht ein *vertikalorientierter* formeller. Denn ein Meisterbrief qualifiziert auch für Führungsaufgaben. Die Anteile der beruflichen Teilidentitäten setzen sich somit neu ins Verhältnis.

Dieser Professionalisierungsverlauf stellt eine Investition dar, welche eine psychische Beanspruchung mit sich führt:

¹⁴² Es handelt sich weniger um den Typus einer ästhetisierten Arbeitsform, denn der kunsthandwerklichen Tätigkeit ist das Künstlerische immanent.

„[...] ist mir ganz schön aufn Hammer gegangen“ (Zeile 160-161).

Durch die Rückwirkung dieser Investition hebt sich die Struktur der reproduzierenden Stagnation auf und beendet somit die dilemmatische Situation.

Tätigkeitsfeld während und nach der Qualifikation zum Meister

Das Vertrauensverhältnis zwischen dem Befragten und der betrieblichen Führung wird forciert, nachdem auch das formelle Wissen Anwendung findet. Seine Aufgaben sind verantwortungsreich und das Verhältnis zu den Kollegen gestaltet sich kompetitiv:

„[...] da war ich dann auch der **Beste** und ja die Sachen auch bekommen.“ (Zeile 181-182).

Reckwitz (2017) betont, dass sich in einer singularistischen Gesellschaft die Bewertung und Anerkennung des Erfolgs von Arbeitssubjekten durch die „*Performanz*“ vollzieht. Die vergleichbaren, messbaren Leistungen, die auf formellen Abschlüssen fußen, gerieten in den Hintergrund. Solche typischen Projektteams organisieren sich in Matrixorganisationen, wobei mehrere Einflussgrößen eine besondere Flexibilität verlangen. Die Erwartung des ‚Publikums‘ an das Arbeitssubjekt sind neben der kreativen Eigenschaft eine intrinsische Motivation sowie Eigenkomplexität (vgl. Reckwitz 2017).¹⁴³ Im Falle des Befragten kommt das gesamte generalistische angewandte Spektrum zum Tragen, jedoch belegt die Absolvierung der dreijährigen Weiterbildung auf der Abendschule die Selbstdisziplin und den Willen des Arbeitssubjektes sowie den hohen Identifikationsgrad mit dem Tätigkeitsfeld. Die benannte Spreizung seiner Entwicklung formt die Struktur einer solchen matrizenartigen (Selbst-)Organisation, da er sowohl den betrieblichen Anforderungen als auch denen der Weiterbildung entsprechen muss. Zudem bedingen sich die Faktoren gegenseitig. Somit ergeben sich zwei Handlungsrichtungen mit zum Teil konkurrierenden Einflussfaktoren. Daraus folgend spannt sich ein Feld der (Eigen-)Komplexität auf.

Hinzu kommen die kunsthandwerklichen Arbeitsinhalte, die je Projekt einen singulären Charakter aufweisen: Die Produktion des Betriebes ist weniger auf die Herstellung standardisierter Objekte ausgelegt, sondern auf die Herstellung origineller Werke per Auftrag spezialisiert. Es handelt sich demnach um keine gesonderte ästhetisierte Organisationsform, denn die Verortung des Handwerksbetriebes im künstlerischen Feld ist immanent. Jedoch ist sie zugleich auch an handwerkliche Standards und institutionell an die Handwerkskammer gebunden. Hier wird die von mir beschriebene Verschleifung der *Logik des Singulären*

¹⁴³ Weitreichendere Zusammenhänge lassen sich in den Abschnitten 1.2 bis 1.4 erschließen.

und der *Logik des Normalen* nach Reckwitz (2017) deutlich.¹⁴⁴ So ist der Betrieb des Befragten nicht etwa mit der gesellschaftlichen *Gewährleistung des Normalen* beauftrag, wie etwa eine Steuerberatungs- und Lohnbuchhaltungsgesellschaft. Die gesellschaftliche Aufgabe des Betriebes liegt hier in der Gewährleistung des Singulären, indem künstlerische Ideen durch standardisierte Verfahren in originelle Objekte umgesetzt werden. Diese „Übersetzungsarbeit“ wird mit zunehmender Verantwortungsübernahme Teil der Berufsidentität des Befragten.

Mit dem Dienstantritt als Meister erfährt der Befragte einen weiteren Anerkennungsschub und eine Anhebung der eigenen Position innerhalb der Organisation, indem Koordinations- und Führungsaufgaben hinzukommen. Fortan ist er als Vermittler zwischen jeglichen Akteuren in ihre Interaktionen eingebunden. Jedoch geschieht die Anerkennung seiner Position nicht ad hoc, sondern sie gestaltet sich als langfristige Statuspassage. Das betriebliche Machtgefüge transformiert sich daher entsprechend eines Prozesses, welcher Legitimitätsbeweise abverlangt. Durch die Veränderung seines Aufgabenspektrums, das erfolgreich bedient wird, transformiert sich auch seine Berufsidentität: Die handwerklich beschreibbare Teilidentität erweitert sich um eine mit dispositivem Ausdruck. Sein Selbstverständnis bleibt jedoch als handwerklicher Duktus erhalten.

Deutlich lesbar wird hierbei die „balancierende Identität“, die die personale Identität mit der sozialen austariert (vgl. Krappmann 1982: 70 ff.).

Durch die intensiven Arbeits- und Organisationszyklen, zu denen er durch den Senior-Chef motiviert wird, verbleibt er auch durch die Beförderung in der Position eines „Arbeitskraftunternehmers“, womit er auf handlungsstruktureller Ebene seine zukünftige Rolle des Unternehmers vor-skizziert.

Bruch mit dem Arbeitgeberunternehmen

Durch das Ausscheiden des Senior-Chefs erfährt das Familienunternehmen einen Führungswechsel, womit der Junior-Chef nun die Weisungsbefugnisse erhält. Die Organisation wird durch einen Wandel der Führungskultur irritiert. Die zunächst auf einer verhältnismäßig harmonischen Interaktion beruhende Mentalität, welche das Handwerk als Leitschema in den Mittelpunkt stellt, verändert sich zu einer Management-dominierten Unternehmensführung. Diese neue Kommunikationsbasis erzeugt ein gespanntes Betriebsklima, bei dem die gegen-

¹⁴⁴ Im ersten Zwischenfazit wurde die Verschleifung der beiden Logiken herausgearbeitet.

seitige Anerkennung zwischen dem Befragten und dem neuen Vorgesetzten nicht nur gehemmt wird, sondern sich auch zu einer beiderseitigen Konfliktkommunikation aufschau-kelt. Die Unternehmensübernahme durch den Sohn erzeugt eine weitere Konfliktlinie, wel-che sich in folgende Segmente gliedert:

- Einerseits transferieren sich familiäre Strukturen auch auf das Führungsverhalten sowie auf die Kommunikations- und auf die Konfliktmentalität (vgl. Wimmer 2009: 8). Durch den Wechsel der Führungsebene entlädt sich ein generationenbedingter innerfamiliärer Konflikt zwischen *Vater und Sohn*, wobei die Herangehensweise an die Unternehmens-führung reformiert wird. Der erarbeitete Status des Befragten ist gefährdet.
- Durch den Wechsel entsteht ein Spannungsfeld aus den differenten Antizipationen, wel-ches die Interaktion der Akteure irritiert (vgl. Wimmer 2009: 12). Differenzen sind dem-nach immanent und wirken sich innerhalb der Organisation sowohl horizontal als auch vertikal konflikthaft aus. Hierbei können sowohl die *Erwartungserfüllung* als auch *Ent-täuschungen* eine Rolle spielen. Die Konfliktlinie genegiert sich hierbei durch den *Ver-gleich des Gewohnten und des Neuen*.
- Die diffuse Demarkation zwischen Eigentümerfamilie und dem Unternehmen bildet, verbunden mit der langjährigen Sozialisation, eine Quasi-Familienmitgliedschaft des Befragten heraus. Seine soziale Identität wird somit entsprechend geprägt und er entwi-ckelt ein Verständnis von beruflicher und sozialer Heimat. Die Verschiebung des Macht-gefüges durch den vollzogenen Wechsel der Vorgesetzten entrückt den Befragten seines *vertrauten Umfeldes*. Der Zwang zur Suche nach einer *neuen ,innerfamiliären‘ Position* zeichnet einen weiteren Konflikt nach.
- Schließlich dringt die Konfliktlinie weiter in das Individuum selbst vor. Bedingt durch seine Führungstätigkeit treibt ihn die Position des Meisters in Konflikte mit der Beleg-schaft (*Zeile 242-244*). Damit offeriert der Befragte einen inneren (Loyalitäts-) Konflikt, der sich durch Stressreaktionen äußert.

Zusammenfassend lässt sich dieser Antagonismus durch diese Dichotomien darstellen:

Innerfamiliär:	Vater (Senior-Chef): Handwerk Sohn (Junior-Chef): Management
Belegschaft:	Erwartungserfüllung Enttäuschung → das Gewohnte das Neue
Meister (Befragter):	Vertrautheit Neupositionierung
Meister:	Belegschaft Junior-Chef
Belegschaft:	Meister Junior-Chef

Im Kontext einer längeren Reflexionsphase in Form einer Pilgerwanderung transformiert sich dieser innere Konflikt zu dem Entschluss, sich von dem Unternehmen zu lösen.

Diese Entscheidungsnot wird auch durch die Entäußerung der Konflikte verursacht, nämlich in Form von körperlichen Symptomen. Die Diffusion der beruflichen Identität, welche an die Konstitution des Familienunternehmens gebunden ist, gilt es zu vermeiden. Das identitätsentwicklungsfördernde Milieu ist geschwunden, womit der Befragte sich eine neue Arbeitslebenswelt suchen oder erschaffen muss.

Unternehmensgründung

Bedingt durch den formellen Abschluss als Meister sowie durch die informell erlangten Fertigkeiten des gesamten Herstellungsprozesses besteht das Potenzial der gesamten Betriebsführung. Die jeweiligen Motivationen der Betriebsgründung und der Meisterausbildung zirkulieren im Sinne eines Zusammenhangs, jedoch werden ihre Wirkrichtungen nicht eindeutig. So besteht einerseits die Möglichkeit der grundlegenden ökonomisch orientierten (zweckrationalen) Motivation der Gründung, die einen Meisterbrief voraussetzt. Andererseits kommt der Meisterbrief als Hypothek der Weiterentwicklung beruflicher Identität durch die Gründung in Frage, um eine weitere Stagnation zu vermeiden.

Die Option der Perspektivübernahme als Angestellter, als Meister und als Chef wird durch diesen Aufbau möglich. Nach seinem eigenen Verständnis von Identität betont er diese Abstufung derart, dass sie einen stabilen Rahmen bildet und die Teilidentitäten zu einer generalistischen Gesamtfiguration formt.

Der Businessplan ist als ausgelagerte Identität betrachtbar, eben als „Identitätsaufhänger“ (Goffman 2018: 74). Der darüber erhaltene Kredit wird zur Basis seiner beruflichen Identität, die *Kreditwürdigkeit* verschränkt sich demnach mit seiner beruflichen *Identitätswürdigkeit*. Sie unterliegt also dem unternehmerischen Risiko.

Die Spekulation liegt in der Erwartung des erfolgreichen Kapitaltransfers vom kulturellen Kapital seines Bildungsabschlusses, in Form seines formal erworbenen Wissens und seines Kunstverständnisses, hin zum ökonomischen Kapital. Auch das soziale Kapital, welches er durch die intensive Kundenkommunikation beim alten Arbeitgeber aktivieren kann, trägt das Potenzial der Generierung von Vermögen in sich. Die Chance besteht mit der aktiven „Transformationsarbeit“ zu akzeptablen „Transformationskosten“ (vgl. Bourdieu 1983: 195 ff.; auch 2005: 70 ff.).

„Kapital ansparen war sogutwie nicht möglich und mit mit siebentausend Minus hab ich immerhin einen Kredit von zweihundertfünfzigtausend gekriegt. Ja, das muss man erstmal so zusammenbasteln“ (Zeile 287-289)

Mit diesem risikobehafteten Handeln begibt er sich in ein ambigues Spannungsfeld, in dem der Erfolg als ungewisse Größe im Raum steht und der Misserfolg als Teilmenge einkalkuliert und akzeptiert wird. Die bis dato entwickelte berufliche Teilidentität ist Basis und Voraussetzung für die Entwicklung hin zu einem Unternehmer, denn die beschriebene Ausprägung des „Arbeitskraftunternehmers“ wandelt sich durch die Integration des unternehmerischen Risikos zu einer des Unternehmers.

Das unternehmerische Handeln muss zunächst ohne ausreichende Betriebsmittel verlaufen, was zunächst ein Paradoxon markiert und den Befragten in ein weiteres Dilemma versetzt. Die Auflösung dieses Widerspruchs bietet sich durch intensive Auftrags- und Umsatzbestrebungen an, welche fortan einen handlungsleitenden Zwang herausbilden.

Arbeitsalltagspraktiken

Auffallend ist hinsichtlich der Initiierung des gemeinsamen Mittagsmals die aktiv engagierte Ritualisierung des Arbeitsalltags in der Erwartung einer temporären Vergemeinschaftung der Organisationsmitglieder. Durch den Blickwinkel der Arbeitsplatzgestaltung wird dabei eine Akzentuierung der unternehmenskulturellen Ebene wahrnehmbar. Die Bereitstellung von Momenten der gebündelten Kommunikation unter den Akteuren beabsichtigt die Abgrenzung zu der Vorgängerorganisation. Mit der Verbesserungsabsicht hinsichtlich des Arbeitsklimas sichert sich Frank Claussen die Akzeptanz und somit die Teilidentität des Firmeninhabers.

Die Anwesenheit des Befragten in dieser Rolle relativiert jedoch die Intention freier Sprechinhalte.

Insgesamt erzeugt sich eine Differenz zwischen seiner Teilidentität als Handwerker und der Teilidentität als vorgesetzter Firmeninhaber. Diese Unterscheidung generiert einen Spannungsbogen zwischen der gemeinschaftlichen Erfahrung mit der sozialen Gruppe und der Inszenierung und Entfremdung von authentischer Interaktion.

Die moralischen Bestrebungen der sozialen Verbundenheit vermitteln Züge einer patriarchalischen Führung, bei der sich diese gemeinschaftliche Ebene als familiär einfärbt und die fürsorgliche Ausprägung (vgl. Weber 1980: 133) seiner Haltung verdeutlicht wird. Die familienbetriebliche Prägung des vorherigen Arbeitgebers hat hierbei ebenfalls Einfluss genommen, auch wenn dort keine gemeinschaftlichen Pausenrituale alltäglich waren.

Epochal kontrastiert sich hierzu die Aktualität der Spätmoderne:

Im Zuge der Singularisierung der Märkte und der Arbeitswelt kulturalisieren sich Organisationen entsprechend selbst (vgl. Reckwitz 2017: 197). Typisch ist hierfür, dass sich das Kollegium zum Publikum wandelt und das interaktive Handeln die Performanz in den Fokus rückt (vgl. Reckwitz 2017: 209). Jedoch bestehen auch Formen des Netzwerkes innerhalb der Organisationen, die zwar das Soziale in den Vordergrund heben, welche jedoch weitestgehend lose und zweckgebundene Beziehungen darstellen (vgl. Reckwitz 2017: 199 f.). Die Schaffung einer gemeinschaftlichen Ebene im Betrieb des Befragten wäre folglich ohne ein gemeinsames Ritual wie das Mittagsmahl unwahrscheinlich, denn die von Reckwitz beschriebenen Effekte verstärken sich schon durch die Zugehörigkeit der Organisation zum kreativen Feld. Als Gegengewicht steht nachvollziehbar der beschriebene traditionalistische Führungsansatz des Befragten, welcher auf die eigene soziale Identität und die der Mitarbeiter:innen stabilisierend wirken kann.

Die Disponierung des Herstellungsprozesses bedingt einerseits das betriebswirtschaftliche Management, andererseits ist zur Nachvollziehbarkeit der Kundenbedürfnisse die eigene intensive Involvierung des Befragten in den Gesamtprozess notwendig. Hierzu findet eine Perspektivübernahme statt, welche die Imagination des Auftraggebers übermitteln soll. So nimmt der Befragte als Meister zugleich zwei betriebliche Rollen ein: Zum einen wirkt er als *Beobachter* zur Überwachung des Herstellungsprozesses, zum anderen als *spezialisierter Handwerker*, der komplexe Schritte umsetzt. In der Gesamtheit orchestriert er den Prozess. Seine Berufsidentität zeichnet sich dahingehend aus, dass ihn sowohl die Handwerker:innen als auch Kund:innen als Mittler impliziten Wissens anerkennen. So werden seine Erfahrungen zur Verdinglichung der Imagination des Werkes genutzt.

Die Teilidentitäten des Meisters und des Firmeninhabers komprimieren sich zu einem Unternehmer, der sich aus der Verwandlung aus dem „Arbeitskraftunternehmer“ noch aus Zeiten seiner Anstellung nachzeichnet.

Die Erfahrungen bündeln sich in Form der Identität des Befragten. Sowohl im Sinne des Impression Managements als auch bei der Auftragserfüllung übernehmen sie die Funktion des einsetzbaren Kapitals. Der so erzeugte Nimbus transportiert ein Versprechen: „*Geht nicht gibt's nicht*“ (Zeile 511-512). Durch die Fähigkeit der prospektiven Schau kann er das verdinglichte Objekt als Produkt imaginieren. Im Zuge der Anerkennung durch sein soziales Umfeld stilisiert sich seine Berufsidentität mit den beschriebenen Kompetenzen zu einer nahezu magischen Figur.

Werte

Mit der Frage des Interviewers nach seinem Berufsethos findet Frank Clausen den Eingang, indem er seine doppelte Leistungsfähigkeit im Vergleich zu einem Vollzeitangestellten hervorhebt und somit anderen Werten gegenüber priorisiert. So wird zunächst der Rahmen seiner Arbeitsidentität gezogen und sodann mit Zuverlässigkeit, Ehrgeiz und Freude gefestigt. Zudem zeichnet sich ein Gestaltungsdrang seiner Arbeitswelt ab, welcher sich aus dem Defizit der Organisation des ehemaligen Arbeitgebers und zugleich neuen Konkurrenten speist. Die Beschäftigung von Mitarbeiter:innen wird von der sozialen Passigkeit¹⁴⁵ abhängig gemacht. Zugunsten des reibungslosen Arbeitsprozesses fungiert sein Arbeitssystem als eine Selektionseinheit, welche das jeweilige Arbeitssubjekt bei fehlender Integrationsfähigkeit ausschließt.

Aus dieser unternehmerischen Haltung heraus zeichnet der Befragte einen kontrastiven Gegenentwurf zu jener Arbeitswelt, die er bis zu seiner Kündigung erfahren hat.

Aus der Perspektive der *zeitlichen*, *räumlichen* und *sozialen Dimension* wirkt sich die intensive Eingebundenheit derart aus, dass sich eine prägnante Arbeits- und Berufsidentität entwickeln kann, welche mit der hohen Identifikation mit seiner Tätigkeit einhergeht. Auffallend ist hierbei das Zusammenfallen des Arbeits- und Berufsbegriffs, wenn sonst beide Termini in klarer Abgrenzung stehen. So bindet sich für Frank Clausen die berufliche Tätigkeit zwingend an ein zweckrationales zielgerichtetes Handeln. Dieses Ethos, bei dem nuancenhaft die Typik der „protestantischen Arbeitsethik“ (Weber 2019) hindurchscheint, prägt den Identitätsrahmen.

Der Betriebszweck der Gewinnmaximierung wird zunächst zu keiner Triebfeder neoliberalistischen unternehmerischen Handelns, bei dem eine möglichst hohe Rentabilität angestrebt wird. Der zweckrationale Bezug seines Schaffens entspricht einer klassischen Betriebsführung, bei der die Lösung fachlicher Probleme der Kund:innen im Vordergrund steht. Eine weitere Konfliktlinie lässt sich zwischen diesem idealistischen Wertegebäude und seiner Abhängigkeit von den monetären Verbindlichkeiten nachzeichnen: Während ihm seine Tugenden nach außen hin Anerkennung einbringen, ist er selbst von der Rückzahlungsfähigkeit des Bankkredits getrieben. Das Unternehmen ist allerdings daran gebunden, zu einem Gestaltungsraum konstituiert zu werden, was seine Profitabilität relativiert:

¹⁴⁵ Heiner Keupp hat bereits darauf hingewiesen, dass die soziale Passigkeit ein wesentliches Element der Identitätsarbeit darstellt (vgl. Keupp 2013: 60). Diese Passage ist ein Verweis auf die Erwartung des Arbeitgebers, dass die sozial-kompetente Haltung der Mitarbeiter:innen Voraussetzung für das Arbeitsverhältnis ist und dementsprechend die Bedeutsamkeit der Identitätsarbeit betont.

„Also die Firma die ist sehr schwankend in ihren Leistungen und in ihren Möglichkeiten, wir haben immer wieder Kapitalprobleme, und ehm realistisch gesehen ist das so, dass das hier auch mal den Bach runtergehen kann, das weiß man nie. Ja, als Selbstständiger ist man immer in Bereitschaft zu sehen, ok.“ (Zeile 477-480).

Das Konstrukt dieser Berufsidentität und die Kredit- und Rückzahlungsfähigkeit sind dependent. Diese Ambivalenz, die Orientierung an der Meisterschaft im kunsthandwerklichen Bereich geschuldet ist, entspricht der *„Berufsstolzlebensführung“* (vgl. Kumkar/Schimank 2021: 18).¹⁴⁶

Prämissen

Frank Claussen erachtet es als Prämisse, Handlungsoptionen und damit verbundene Chancen zunächst wahrzunehmen, anstatt sie ad hoc umzusetzen. Dabei fokussiert der Befragte diese Perzeption und integriert deshalb nicht zwingend die Nutzung von Chancen. Die Abwägung zum Handeln wird der Umsetzung des Chancenergreifens zwischengeschaltet:

Perzeption der Handlungsoptionen → Abwägung von Chancen der sich gebotenen Handlungsoption → Handlungsentscheidung → Handeln

Das Pilgern verdeutlicht diesen Handlungsprozess, der ihn von den Problemen als Angestellter zum Unternehmer führt

„[...] dann bin ich wandern gegangen, den Jakobsweg hochgelatscht ja, und::: dann ist dann die Entscheidung eigentlich gereift [...]“ (Zeile 225-227).

Der Befragte steckt je wahrgenommene Chance seinen Identitätsrahmen neu ab und kalkuliert eine Identitätsinvestition auf analytische Weise. Weiterhin verstärkt er seine Handlungsentschlossenheit zu einer allgemeingültigen Prämisse: *„Ja, sondern man macht es.“ (Zeile: 540-541).*

Die Chancennutzung dient der Vermeidung absehbarer Reue. Jedoch differenzieren sich die Prinzipien, denn die „schönen Dinge“, welche in der Lebenswelt als Freude und Erfüllung in Erscheinung treten, folgen einer *ästhetischen Logik*.

Innerhalb einer *zweckrationalen Logik*, die entsprechende rationale Entscheidungen hervorbringt, wird die Chancennutzung zunächst gegen Risiken erwogen. Dabei spielt die zeitliche Dimension insofern eine Rolle, als dass das Zeitfenster des Handelns genau austariert wird – weder voreilig noch zögerlich sollte die Handlungsentscheidung sein.

¹⁴⁶ Siehe Abschnitt 1.7.2.

Um diese Differenzierung vornehmen zu können, bedarf es als Basis der Wahrnehmung von Chancen wiederum Selbstvertrauen.

Ästhetische Logik („schöne Dinge“): Nutzung der Handlungsoption zur Obstruktion von Reue.

Zweckrationale Logik: Prüfung der Handlungsoption nach Chancen und Risiken → Abwägung von Chancen und Risiken → Konstellieren des Handlungszeitfensters → Handeln

Der Befragte wirkt als Subjekt auf diese gesetzte Differenz hin, indem er die Situationspotenziale kategorisiert und entsprechend dem jeweiligen Modus transformiert.

Diese Prämisse erscheint im Interview als Leitgedanke, den er sich über die beschriebenen Erfahrungswerte erarbeitet hat.

Allgemeine Betrachtung

Sowohl formal als auch inhaltlich entwickelt sich die Erzählstruktur des Interviews beginnend mit Brüchen hin zu stabilen Erzählfiguren. Lange Pausen und Satzabbrüche sind Merkmale der ersten Sequenzen, die sich auch inhaltlich so widerspiegeln. Trennungen und Ortswechsel, modulhaftes Sozialisationserfahrungen, welches sich durch das Pendeln zwischen Erfahrungen des Erfolgs und des Scheiterns (als Seismograph) externalisiert, prägen die Internalisierung des Befragten.

Tragend für die Identitätsentwicklung während der Adoleszenz ist die Entwicklung eines Gemeinschaftssinnes, welcher durch das Fehlen der Geschwister und die sozialpädagogische Unterstützung im Heim geschärft wird. Auch der Einzug in eine Wohngemeinschaft nach dem Heimaufenthalt fördert das Verständnis von Gemeinschaft. Durch die methodische Förderung kann eine Form der intensiven Identitätsarbeit unterstellt werden.

Bei der Betrachtung der Erzähllinie des schulischen Werdeganges ist herauszustellen, dass trotz der beschriebenen Probleme die Selbsterwartung einer Bildungskarriere besteht, die sich zwar nicht auf schulischem Wege vollends umsetzen lässt, sich dann jedoch über den beruflichen Bildungsweg bei der Handwerkskammer transformiert und erfüllt. Vorgreifend auf die Phase der beruflichen Entwicklung ist herausstellbar, dass das Scheitern im Hinblick auf das Abitur nachhaltig zur beruflichen Identitätsentwicklung beiträgt, indem der Meisterbrief erlangt wird und sich durch die Erweiterung des Tätigkeitsfeldes valorisiert.

Die praxisbezogene Handlungsorientierung wird zur Basis seiner beruflichen Entwicklung. Die Erfahrung eingeschränkter theorieorientierter Fähigkeiten auf schulischem Terrain lässt keine stigmatisierende Exklusion zu, sondern sie fördert die Inklusion in die Arbeitswelt und

ermöglicht grundlegend die Entwicklung einer kohärenten und weitestgehend kontinuierlichen Berufsbiografie.

In der Phase während und nach der Ausbildung erzeugt allerdings die erzählerische Verschleierung der Berufsbezeichnung „Ziseleur“ zunächst eine Randunschärfe. Somit assimiliert der Befragte jedoch jegliche andere betriebliche Bereiche und provoziert eine Zuschreibung des Charakters generalistischer Kompetenzen. Wenngleich sich diese Zuschreibung in späteren Phasen umsetzt, ist eine fehlende Identifikation mit dem ersten Beruf auffallend, was einerseits wiederum auf prägnante Entwicklungsambitionen durch Loslösung von ihm hinweist. Andererseits deutet das generalistische Selbstverständnis auf eine ausgereifte Arbeitsidentität hin, die schon im biographischen Abschnitt der Ausbildung umrissen wird.

Die Routinisierung und Stagnation in der Gesellenzeit, welche mit dem reproduzierenden Lebens- und Arbeitsmodus einhergehen, führen in einen pathologischen Verlauf. Dies zeigt, dass durch das Ausbleiben der weiteren beruflichen Identitätsentwicklung beim Befragten kaum Ressourcen für eine kohärente Lebensführung gebildet werden können. Erst der Wille zum beruflichen Fortkommen, der durch die Therapie interventorisch angeregt wird, liefert ihm eine Perspektive, die mit einem gesundheitsorientierten Lebensentwurf einhergeht. So wird die Berufsidentität durch eine wiedergewonnene Agency gestärkt. Anhand der Meisterqualifikation sowie der Übernahme zusätzlicher betrieblicher Aufgaben wird diese dann noch geweitet.

Der Entschluss zur Wandlung hin zum Unternehmer erfolgt zwar aus einem Veränderungszwang. Dieser widerspricht sich jedoch nicht mit dem Drang zu einer möglichst autonomiegeleiteten beruflichen Entwicklung, sondern er ist Auslöser und Anlass der Unternehmensgründung. Die nochmals erweiterte Berufs- und Arbeitsidentität wird nun vollends vermarktet und dient als Kapital zur Umsatzgenerierung.

In der Gesamtbetrachtung kann von einem systematischen, stufenweisen Aufbau der Berufsidentität gesprochen werden. Die Berufsbiografie weist zwar Brüche auf, diese irritieren jedoch im Verhältnis kaum ihre Kontinuität. Der Unternehmenswechsel dient dazu, das kontinuierliche Fortführen des Berufs zu ermöglichen, denn Alternativen finden sich nur in einem Berufs- oder Ortswechsel. Der Befragte changiert in der Rolle des Unternehmers im Spannungsfeld zwischen ästhetischen und zweckrationalen Handlungsweisen, die einerseits einem kunsthandwerklichen Betrieb entsprechen mögen, andererseits jedoch auch der spätmodernen Logik der Märkte und der Organisationen folgen.

Zum Zeitpunkt des Interviews fußt dennoch der gesamte Betrieb und damit auch die Arbeits- und Berufsidentität auf einem finanziellen Darlehen, welches nur allmählich durch erwirtschaftete Einnahmen zurückgezahlt werden kann.

Somit handelt es sich um eine *Identitätsbeschuldung*¹⁴⁷, die der Aufrechterhaltung des Status und damit der Verstetigung dienen soll.

Beruflicher Identitätsrahmen

Der Identitätsrahmen entsteht durch einen iterativen Prozess, welcher sich innerhalb des biographischen Verlaufs zunehmend deutlicher definiert:

- Eine erste grobe Skizze eines Identitätsrahmens kann innerhalb der Adoleszenzphase nuanciert werden, welche auf das Ideal eines gemeinschaftlichen Bezuges zur Lebenswelt verweist. Doch ist diese Suche nach dem Gemeinschaftlichen weniger als Konformismus gekennzeichnet, sondern durch einen Aushandlungsprozess zwischen dem Innen und dem Außen der Identität. Die Demarkationslinie trennt das autonomiegeleitete Selbst von den Leistungserwartungen anderer. Zugleich grenzt sich der Befragte zunächst von einer schulischen Bildungskarriere ab, sondern er entwickelt einen Anschluss hin zur praxisbezogenen Arbeitslebenswelt.
- In der Phase nach der Ausbildung formuliert sich der Identitätsrahmen weiter aus, indem eine Umorientierung von einem reinen reproduktiven Arbeitsethos hin zur berufsbezogenen Entfaltung deutlich wird. Dabei kultiviert sich eine Mentalität der Verantwortungsübernahmebereitschaft. Entscheidend dabei ist auch die Einbettung in die familiären Strukturen des Arbeitgeberunternehmens, welche sich aus der Gemeinschaftsorientierung erklärt.
- Dieser berufliche Horizont erweitert sich durch den Übergang in das Unternehmertum und stellt zunächst die Marktbezogenheit als prägnantes Rahmenmerkmal heraus. Dabei changiert er zwischen einem retraditionalisierten Arbeitsethos und einer spätmodernistischen Arbeitskultur mit singularistischem Anspruch. Die Entgrenzung von Leben und Arbeit ist dabei immanent.

Diese Entwicklung zeigt auch hier auf, dass eine kontinuierliche Berufsbiographie und somit auch eine solche Identitätsentwicklung in den Mittelpunkt gestellt werden. Der Identitätsrahmen nimmt dabei sowohl eine orientierende als auch selektive Funktion ein.

¹⁴⁷ Unter *Identitätsbeschuldung* verstehe ich die aktive, jedoch auch zwingende Aufnahme von Krediten zum Zwecke des Identitätserwerbs oder -erhaltes.

So erfüllt der traditionelle Identitätsaufbau (Lehrling-Geselle-Meister-Unternehmer) einen ideellen Charakter des „Berufsmenschen“ (Weber 1980: 332), die durch die kunsthandwerkliche Eigenschaft mit einer Lebensführung des „Berufsstolzes“ verbunden ist.

Der persönliche berufliche Identitätsrahmen wird allerdings ummantelt von den Normen und Regeln des Systems der Handwerkskammer (*Zeile 421-423*).

Beruflicher Identitätskern

Frank Claussen integriert schon in frühen Jahren seiner vorberuflichen Entwicklung eine praxisbezogene, handwerkliche Orientierung, die sich durch die gesamte Biografie zieht. Darauf wird auch sein Anspruch der Bildung ausgerichtet, indem ein umfassender Professionalisierungsprozess verfolgt wird. Selbst Krisen stellen sich als Triebfeder dieser Entwicklung heraus.

Die fragmentale familiäre Situation im Kindheits- und Jugendalter ist zunächst fester Bestandteil, aus dem sich weitere Eigenschaften ergeben. Die soziale Nähe im Heim, welche Frank Clausen im Interview so positiv hervorhebt, ist installiert und deshalb funktional, da sie programmatisch ohne familiäre Einbeziehung dem Zweck der Internalisierung dient. Dieser funktionale Charakter findet sich innerhalb der Biografie im Handeln, auch was Bildung und Arbeit angeht, immerfort. Durch seine frühen Erfahrungen entwickelt sich dennoch ein ausgeprägtes Verständnis von Gemeinschaft und der Gestaltung von sozialen Beziehungen, die dem funktionalen Charakter nicht antagonistisch gegenüberstehen und bis zum Zeitpunkt des Interviews einen hohen Stellenwert einnehmen.

Da die Aufrechterhaltung der Berufsidentität Investitionen und ihre Beschuldung notwendig macht, ist auch die zeitliche Dimension der Identifikation mit dem Selbst auffallend:

„Was ich konnte und was ich immer noch kann ist eben achtzig Stunden die Woche arbeiten.“ (Zeile 309-310).

Dies lässt neben dem beruflichen Anteil des Identitätskernes einen beträchtlichen Anteil der Arbeitsidentität hervorscheinen. Dennoch lässt sich der Identitätskern nicht als heteronom imprägnieren, sondern er zeichnet sich durch ein Autonomiestreben aus, welches eben durch die funktionalen Sichtweisen umgesetzt werden kann.

Die vorangegangenen drei Fallstrukturhypothesen, die unterstützend mit Fallmonographien einhergehen, zeigen auf, dass der objektiv-hermeneutische Zugang eine dedizierte Auf-

schlüsselung der Identitätsentwicklungsverläufe erlauben. Die Nachzeichnung dieser Verlaufslinien wird innerhalb des Fallvergleiches dahingehend aufschlussreich sein, inwiefern sich Typiken jener Entwicklungen herausstellen lassen.¹⁴⁸

Nun folgend werden die Fallbeschreibungen der Interviews IP4 und IP5 dargelegt, welche ohne ein feinanalytisches Verfahren unterstützt wird.

4.3.4 Fall Christiane Darre (IP4): Memo, Fallbeschreibung

Memo

An einem Tag offener Kunst-Galerien komme ich während eines Spazierganges mit Christiane Darre ins Gespräch. Aus der intensiven Unterhaltung heraus umreißt ich mein Forschungsvorhaben zum Thema Arbeits- und Berufsidentitäten. Sie gibt sich als Psychiaterin zu erkennen und wirkt an einer Vertiefung der Thematik interessiert. Wir verabreden uns zum Essen mit der Idee, uns weiterhin darüber auszutauschen. Wie konkret eine Vertiefung aussehen kann, ist zu diesem Zeitpunkt ungewiss.

Der erste Gesprächstermin findet ein paar Tage später in einem Bistro statt. Zunächst nähern wir uns dem Thema der Identitäten etwas zögerlich und es stellt sich heraus, dass sie sich hinsichtlich ihrer eigenen Persönlichkeit und Biographie damit befassen möchte. Dies würde sie im Zuge ihrer Ausbildung zur Psychoanalytikerin als Teil der eigenen Selbstreflexion verstehen. Da sich dieses Bistro wegen der fehlenden vertraulichen Atmosphäre und Ruhe für ein Interview als ungeeignet herausstellt, verspreche ich einen geeigneteren Ort zu finden und dann einen neuen Termin mit ihr zu vereinbaren.

Ich frage sodann einen Raum in der benachbarten Universität an. Um dem Interview eine fachliche Rahmung zu verleihen, wähle ich ein gesundheitswissenschaftliches Institut. Auf meine Anfrage erhalte ich eine positive Rückmeldung und ich vereinbare einen zweiten Gesprächstermin mit Christiane Darre.

Einige Zeit vor dem Treffen erscheine ich im Institutsgebäude. Mir wird ein Büroraum zugewiesen, den ich zu Gunsten der Gesprächsatmosphäre noch etwas herrichte. So arrangiere ich einen Sessel und zwei Stühle um einen quadratischen Bürotisch und decke ein paar Getränke ein. Ich erhalte eine SMS von der Interviewpartnerin, sie wird sich also um wenige Minuten verspäten. Als Christiane Darre eingetroffen ist, wählt sie einen simplen Stuhl als Sitzgelegenheit und ein Wasser. Wir beginnen das Interview.

¹⁴⁸ Siehe Abschnitt 4.4.4.

Fallbeschreibung Christiane Darre

Christiane Darre ist eine 45jährige Assistenzärztin für Psychiatrie und sie steht kurz vor ihrem Abschluss zur Fachärztin. Zudem ist sie Psychotherapeutin in Ausbildung mit Ausrichtung Psychoanalyse mit ausgiebiger Praxiserfahrung. Sie ist ledig und hat keine Kinder.

Die Befragte wächst als Tochter eines Ärzteehepaars in H-Land auf, wobei sie eines von vier Geschwisterkindern ist. Sie selbst ist die älteste, die nächste Schwester Rosi ist einundeinviertel Jahre jünger. Die drittälteste Schwester Roswita ist weitere fünf Jahre jünger als Rosi. Weitere fünf Jahre jünger als Rosi ist ihr Bruder Fritz. So besteht eine Alterspanne von zwölf Jahren zwischen den Geschwistern.

Der Vater ist beruflich erfolgreich und der Versorger der Familie. Bedingt durch die Familiensorge geht die Mutter keiner Erwerbstätigkeit nach. Sie nimmt erst wieder in den neunziger Jahren eine Arbeit auf, als Christiane schon ausgezogen war. Nach ihrer Beschreibung bereute die Mutter die 20 Jahre dauernde Unterbrechung ihrer Berufstätigkeit. Dennoch konnte sie wieder im Feld der Psychotherapie tätig werden.

Die Befragte hebt die Bindung zu ihrer nächstjüngeren Schwester hervor, da sie weitestgehend als gleichaltrig behandelt wurden. Diese bewusste Gleichbehandlung führte neben den Effekten der Chancengleichheit auch zu Konkurrenzsituationen.

Christiane Darre und ihre Geschwister besuchen das Gymnasium. Als sie 14 Jahre alt ist, zieht die Familie in einen 30 Kilometer entfernten Ort um. Der Schulwechsel gestaltet sich durch die Trennung von ihren bisherigen Freunden als problematisch. Nach zwei Jahren kann sie neue Freunde für sich gewinnen und ein Rückwechsel in die alte Schule hält sie inzwischen für nicht mehr notwendig. Schließlich absolviert sie das Abitur.

In ihrer Freizeit betreibt sie Sport, unter anderem das Reiten. Zudem liegt ihr Interesse in der Medizin:

*„[...] ehm: aber ich kann mich so einschneidend sehr daran erinnern, gerade so in der postpubertären oder pubertären Phase sozusagen ‚Ich werde Arzt und machs aber **ganz anders** als die Eltern. Keine klassische **Schulmedizin**, sondern irgendwie **alternativ::** und eh irgendwie mit alternativen **Heilmethoden**“ (Zeile 33-36).*

Ohnehin beschreibt sie ihre adoleszente Phase als nonkonformistisch, so hat sie sich die Haare schwarz gefärbt, ‚dunkle Musik‘ gehört und ist häufig ausgegangen. Dies bedingte Konflikte mit ihrer Mutter.

Nach dem Abitur in 1992 bekommt sie aufgrund des nicht ausreichenden Notendurchschnittes noch keinen Studienplatz und absolviert in B-Stadt zunächst ein Krankenpflegepraktikum in einer neurologischen Station.

Obwohl sie eigentlich Medizin studieren möchte, absolviert Christiane Darre dann eine Ausbildung zur Fremdsprachensekretärin. Ihr sprachliches Talent begründet die berufliche Orientierung hin zu diesem Feld. Sie folgt damit der Empfehlung, vor einem Medizinstudium einen Ausbildungsberuf zu erlernen. Dazu verlässt sie ihre Heimatregion und geht nach H-Stadt, was durch die Mutter gefördert wird.

Sekundär bewirbt sich die Befragte für ein Medizinstudium in B-Stadt, das Auswahlgespräch verläuft jedoch so ungünstig, sodass sie vorerst keinen Platz erhält. Auf Anraten ihres Vaters beginnt sie dann ein BWL-Studium. Er begründet dieses Fach mit der aufkommenden ökonomischen Fokussierung des medizinischen Sektors. Christiane interpretiert, dass er selbst gern in diesem Feld tätig geworden wäre. Wie bei der Ausbildung auch, lehnt sie diese Option vorerst ab, bevor sie sie dann doch wahrnimmt. Weiterhin erklärt sie sich diese Entscheidung damit, dass sie durch ihre Erfahrungen mit den schwerkranken Menschen das Krankenpflegepraktikum als eine tiefgreifende Belastung empfunden hat.

Ihre Motivation BWL zu studieren gestaltet sich zwar krisenhaft-ambivalent, jedoch kann sie es mit einer sehr guten Benotung abschließen. Dennoch bewirbt sie sich weiterhin für ein Medizinstudium, das allerdings ohne Wartesemester nicht umsetzbar ist.

Mit der Übergangsphase zu ihrem Berufsleben – sie ist inzwischen 28 Jahre alt – überdenkt sie ihren Lebensentwurf und verspürt dabei den Wunsch der Familiengründung. Aufgrund der familienfreundlichen Arbeitsstruktur betriebswirtschaftlicher Berufe gegenüber den medizinischen Arbeitsfeldern, entscheidet sie sich gegen das Medizinstudium und wird in einer Wirtschaftsprüfungsgesellschaft tätig. Sie entwickelt die Leitidee, sich auf Krankenhausprüfungen zu spezialisieren.

Schon am ersten Tag, so betont sie, bemerkt die Befragte ihre Fehleinschätzung:

*„Scheiße. Was mach ich hier. Was **verdammt mach** ich hier. ((lachend)) Das kann nicht **wahr** sein.“ (Zeile 150-151).*

Aufgrund einer vertragsgebundenen Promotionsvereinbarung arbeitet sie dort ein dreiviertel Jahr und kann sich dann durch ihre eigeninitiative Kündigung aus dem Arbeitsvertrag sanktionsfrei herausziehen.

Sie wechselt zur Universität und arbeitet dort als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Bereich der Arbeitswissenschaften, mit Schwerpunkt Arbeitsergonomie in Krankenhäusern. Auch hier strebt sie eine Promotion an und bleibt dort zwei Jahre tätig.

An dieser Stelle des Interviews reflektiert die Befragte, dass sie, ausgenommen ihrer Kündigung, sich eher passiv zu Entscheidungen verhält und somit:

„[...] ein bisschen den Karren vor die Wand fahren lassen.“ (Zeile 175-176).

Sie resümiert weiter, dass sie sich nicht um eine Weiterbeschäftigung bemüht habe, weshalb ihre Stelle auslief.

Aufgrund der erworbenen Schnittstellenerfahrung gründet die Befragte daraufhin eine „Ich-AG“ für Beratungsdienstleistungen im Gesundheitswesen. Wieder bewirbt sie sich nebenher für ein Medizinstudium. Die Selbstständigkeit beläuft sich auf zirka ein Jahr.

Im Jahr 2003 erhält sie einen Studienplatz in M-Stadt, den sie nach Abwägung des bevorstehenden Ortswechsels ablehnt. Nach weiterer Bewerbung erhält sie im folgenden Semester einen Studienplatz an der F-Uni. Ihr Vorteil lag durch ihr abgeschlossenes BWL-Studium in der zu erfüllenden Zweitstudienrate der Universität.

Schon zu Beginn des Studiums macht sie die Erfahrung, dass es ihr Freude bereitet und sie mit großem Interesse bei der Sache ist. Dennoch bemerkt sie die Differenz zwischen dem frischen naturwissenschaftlichen Wissen der Abiturient:innen und ihrer eigenen zeitlichen Distanz zu ihren Fächern.

Sie entwickelt die Idee, sich für die Fachausbildung in die psychotherapeutische Medizin einzuarbeiten. Während der zu absolvierenden Famulatur arbeitet sie allerdings in der Chirurgie, um Erfahrungen in einer grundständig typisch medizinischen Ausrichtung zu sammeln. Sie erlebt eine Operation einer Hüftendoprothese:

*„Ich dachte ich bin aufm Schlachthof eher von der Atmosphäre, oder auch bei einer anderen Operation, **Gib mal n Sechser**‘ und ich gesagt ‚Bist du jetzt in ner Autowerkstatt gelandet oder was ist das? ‘“ (Zeile 272-274).*

Mit Erstaunen stellte sie fest, dass eine beobachtete Patientin nach kurzer Zeit auf der Station wieder gut zu Fuß war. Diese Faszination bindet die Befragte an die Chirurgie. Andererseits wendet sie sich, auch wegen ihrer Neigung zu depressiven Episoden, bewusst von ihrer Vision der Psychotherapie ab. Sie entscheidet sich nun für die Fachrichtung der Neurochirurgie und entwickelt das Selbsterklärungsmodell, dass die Neurochirurgie die Chirurgie und die Arbeit am Kopf miteinander vereint.

Während des praktischen Jahres am Ende ihres Studiums, erkrankt ihr jüngster Bruder Fritz an einer Schizophrenie und begeht Suizid. Dies bekräftigt Christiane Darre in ihrer Entscheidung, von der Psychiatrie Abstand zu nehmen. Die erwartbare Arbeit mit an Schizophrenie erkrankten Menschen möchte sie vermeiden.

Aufgrund des Umstandes, dass sie nicht direkt eine Stelle als neurochirurgische Assistenzärztin erhält, sammelt sie für einige Monate Erfahrung in der Anästhesie auf der neurochirurgischen Station. Nach einigen Monaten erhält sie dann eine Stelle, in der sie am Patienten

neurochirurgisch mit operieren kann und verbleibt dort für zwei Jahre. Sie beschreibt, dass sie unter der steigenden Arbeitsbeanspruchung kaum operieren konnte und daher die Freude an dieser medizinischen Ausrichtung verloren hat.

So kommt es dazu, dass sich Christiane Darre nun doch für die psychiatrische Ausbildung entscheidet und sich für das psychotherapeutische Verfahren der Psychoanalyse interessiert. Schon vor ihrer Kündigung in der Neurochirurgie beginnt sie eine Ausbildung zur Psychoanalytikerin nach Carl G. Jung. Nach mehreren Praktika kann sie zwischen den Aufgaben differenzieren: Die psychotherapeutische Tätigkeit empfindet sie als befriedigende Arbeit, wohingegen sie das akutpsychiatrische Aufgabenfeld als weniger motivierend ansieht. Sie erklärt, dass die psychotischen Menschen sich oft aggressiv verhalten und verwahrlost sind, wovon sie sich abgrenzen möchte. Optimalerweise käme ihr eine Tätigkeit, bestehend aus organisatorischen Aufgaben und Psychotherapie, entgegen.

Die Arbeitstage gestalten sich bei der Befragten sehr unterschiedlich. Sie erzählt über ihre letzten Erfahrungen in der Neuroreha, obwohl sie mittlerweile in der Psychiatrie beschäftigt ist. Nach dem Ankommen finden eine Frühbesprechung und eine Übergabe aus dem Nachtdienst statt. Bei einer darauffolgenden Beratung mit den Ärzten werden neue Patienten vorgestellt und Organisatorisches erörtert. Danach folgt auf der Station die Betreuung der Patienten. Zudem findet zweimal die Visite statt. Die Arbeit in der Psychiatrie ist ebenfalls von administrativen Aufgaben geprägt, die insbesondere die Bearbeitung von Anträgen und Arztbriefen beinhaltet.

Bei einem Rückblick auf ihre berufliche Biografie hat sie die Fähigkeit erlangt, sich in neue Felder zu integrieren. Dies begründet sie mit den gehäuften Stellenwechseln und den unterschiedlichen Tätigkeitsfeldern in Betriebswirtschaft und Medizin. Ebenfalls bescherte ihr der betriebswirtschaftliche Bereich Durchsetzungsvermögen und Organisationsfertigkeiten. Zudem schätzt die Befragte ein, dass sie sich auch hinsichtlich ihres Konsumverhaltens im privaten Bereich durchsetzen kann und bei ihrer eigenen gesundheitlichen Betreuung einen medizinischen Blickwinkel einnimmt.

Auf die Frage hin, warum und wofür sie ihre Arbeit ausübt, betont sie die Priorität des monetären Interesses hinsichtlich des Verdienstes. Jedoch ist es bedeutsam, Freude bei der Arbeit zu empfinden. Deshalb ist es ihr auch nicht gleichgültig, durch welche Tätigkeit sie ihr Einkommen bezieht.

Perspektivisch möchte sie Arbeitsautonomie erlangen und sowohl im organisatorischen als auch psychotherapeutischen Bereich aktiv sein. Wichtig ist ihr noch eine möglichst stressfreie Basis ihrer Beschäftigung. Die Wahl der Ausbildung des psychotherapeutischen Verfahrens orientiert sie an der Zahlungskraft ihres Klientels:

„Ja, ehrlich gesagt. Also wär das ‚Wofür‘. Ne, deswegen auch vielleicht die Psychoanalyse, war mal so ne Fantasie, Fantasie Vision, damit fängts ja immer an, (unverständlich) ich mach jetzt sozusagen ein bisschen elitäreres Psychotherapieverfahren“ (Zeile 447-449).

Damit wäre sie nicht an den Krankenkassensatz gebunden und könne auch einen höheren Stundensatz verlangen.

Ihre Freizeit kann sie zurzeit wenig auskosten, da sie oft von der Arbeit erschöpft ist. Ansonsten reitet sie gern, betreibt Yoga und Inlineskaten. Dies kann sie aus Zeitgründen allerdings nur marginal betreiben.

Eine Berufsweisheit, die sie sich zum Leitsatz gemacht hat, lautet: *„Wer heilt hat Recht.“* (Zeile 471). Damit betont sie die mögliche Wirksamkeit von medizinischen Verfahren, die nicht zwingend eine Evidenz aufweisen müssen. Dies befreit von einer Rechtfertigung für heilsames Handeln.

Hinsichtlich der Werte in ihrem Leben sind ihr menschliche Beziehungen und Verbundenheit wichtig, weshalb sie sich als „Beziehungsmensch“ bezeichnet. Weiterhin misst sie ihrer Freiheit eine große Bedeutung zu, allerdings sollte Freiheit in ihrer Beziehung begrenzt sein, damit ein gemeinschaftliches Handeln möglich wird. Diese Prämissen bilden auch die Basis für ihr berufliches Leben, was allerdings abgewogen sein sollte. Ansonsten legt sie Wert auf ihren sozioökonomischen Status.

4.3.5 Fall Sophie von Ewall (IP5): Memo, Fallbeschreibung

Memo

Während einer Ausstellung, wo auch einige Plastiken präsentiert werden, kommen Sophie von Ewall und ich ins Gespräch. Wir unterhalten uns über die Arbeiten. Es stellt sich heraus, dass die Skulpturen von ihr selbst gestaltet wurden. Ich äußere mein Interesse an ihrer beruflichen Entwicklung und umreiße mein Forschungsprojekt. Sie wirkt ebenfalls interessiert und wir tauschen unsere Kontaktdaten aus. Einige Monate später verabreden wir uns für ein Interview in ihrem Atelier.

Zum vereinbarten Zeitpunkt bei ihrer angegebenen Adresse erschienen, stehe ich vor einem Laden mit großem Schaufenster und Glastür. Allerdings ist die Türe verschlossen und die Interviewpartnerin scheint nicht anwesend zu sein. Im Ladengeschäft nebenan ist ein weiterer

Bildhauer untergebracht, der gerade vor dem Gebäude an einer Metallsulptur feilt und dabei eine Zigarette raucht. Wir kommen ins Gespräch und ich erkundige mich, ob und wann seine Nachbarin wiederkommen würde. In der Tat war er über meinen Besuch informiert und ich solle einige Minuten warten. Nach kurzer Zeit kommt meine Verabredung auf einem Fahrrad daher gefahren. Wir begrüßen uns, sie schließt ihr Vehikel an und öffnet uns die Tür.

Dann zeigt sie mir einige Arbeiten aus Ton, meistens sind es Portraits. An der Wand hängt ein Relief eines Portraits, was sie im Zuge künstlerischer Findung von sich gestaltete, so wird mir die Entstehung erklärt. Sie bietet mir einen Platz an und setzt Teewasser auf. Nachdem sie eingesehen hat, setzt sie sich zu mir und das Interview beginnt.

Fallbeschreibung Sophie von Ewall

Sophie von Ewall ist Bildhauerin. Die Mittvierzigerin (genaues Alter unbekannt) hat einen Sohn und einen Bruder. Ihr familiärer Status ist „geschieden“.

Eingangs betont die Befragte, dass sie in den 1970er Jahren eine Hausgeburt war. Sie erzählt, dass sie in F-Stadt geboren wurde, jedoch in K-Stadt aufgewachsen ist. Während ihrer Kindheit wurden mehrere temporäre Ortswechsel vollzogen. Sie entstammt einem Künstlerhaushalt, wobei der Vater sich der Bildhauerei und Malerei widmet, die Mutter ist Malerin. Beide Elternteile sind ursprünglich nicht in Deutschland geboren: Ihr Vater stammt aus Ö-Staat, wächst jedoch in Deutschland auf. Ihre Mutter ist in R-Staat aufgewachsen.

Ihr Vater verstirbt, als sie 7 Jahre alt ist. Ihre Mutter übt daraufhin weiterhin ihren Beruf aus. Sie erzählt von ihrer tiefgreifenden Erinnerung an die Mutter, die an ihrer Staffelei sitzt und malt. Der Vater hat zwar Werke hinterlassen, an die direkte künstlerische Arbeit hat sie jedoch keine Erinnerungen. Sophie von Ewall betont, dass bei einer solchen elterlichen Prägung das Kunstschaffen eine Selbstverständlichkeit darstellt.

Sophie von Ewall erwirbt das Abitur und will Tänzerin werden. Zu diesem Zeitpunkt lehnt sie es trotz ihres zeichnerischen Hobbys ab, ihrer Mutter gleichzutun und einen bildnerisch-künstlerischen Weg einzuschlagen. Ihr Interesse an der Musik und am Tanz ist tragender und sie studiert an der Kunsthochschule im H-Staat zwei Jahre lang Bühnentanz. Dieser Weg gestaltete sich schwierig und führte zur Aufgabe ihres Studiums.

In ihrer Lebensphase nach dem Studium möchte sie sich von der Kunst entfernen:

„[...] und dann ist es aber doch schwierig gewesen:: und dann hab ich aufgehört und dann bin ich jetzt und hab ich versucht irgendwas nichtkünstlerisches zu machen und naja so sind die Jahre vergangen aber in dieser Zeit habe ich dann immer wieder Kontakt zu Künstlern gehabt.“ (Zeile 29-31).

Dann bemerkt sie, dass sie einen Bezug zum plastischen Arbeiten hat. Allerdings kann sie dieses Potenzial in diesem Zeitraum in keine berufliche Orientierung übersetzen. Ein Studium zur Bildhauerin kommt ihr also nicht in den Sinn.

So nimmt sie zunächst ein Sprachenstudium in Angriff, jobbt auch in diesem Tätigkeitsfeld und absolviert nach dem erneuten Abbruch des Studiums eine Berufsausbildung zur Fremdsprachenkorrespondentin. Ihre Erwerbstätigkeit befasst sich mit der steuerlichen Befreiung von Reisenden.

Im Alter der mittzwanziger Jahre kann sie an einer Oper in der Bühnenplastikerwerkstatt hospitieren. Dabei zeigt sich ihr Talent auf. Auch im Zuge eines späteren Praktikums bei einem Theaterplastiker bestätigt sich ihre Freude an der Tätigkeit und ihre ausgeprägte Neigung. Dabei wird ihr angeraten, sich in diesem Feld weiterzuentwickeln.

Währenddessen arbeitet sie in ihrem erlernten Beruf und tanzt nebenher. Jedoch treibt sie in dieser Phase ein Gefühl des Fremdseins.

Sie lernt ihren Partner kennen, mit dem sie einen Sohn bekommt. Dann geht sie in die zweijährige Elternzeit. Wie von ihr geplant, kündigt sie ihr Beschäftigungsverhältnis nach der Phase. Diese Unterbrechung nutzt sie zu ihrer beruflichen Lebensplanung. Bei dem Besuch einer Krabbelgruppe erhält sie die Empfehlung, eine Berufsberatung für Frauen zu besuchen. Als sie sich intensiv beraten lässt, wird ihr wieder der Berufswunsch der Bildhauerin präsent. Währenddessen erscheint ihr die Vision des Modellierens von Köpfen.

Unmittelbar nach dem Gespräch besorgt sie sich Ton und beginnt nach einer zehnjährigen Pause zu modellieren. Bei ihrem Mann stößt ihre Entscheidung zunächst auf Unverständnis, dennoch erfährt die Befragte seine Unterstützung. Letztendlich scheitert jedoch ihre Beziehung mit ihm. Sie begründet dies damit, dass ihre Entwicklung zu einer gegenseitigen Entfremdung geführt hat.

Bis zum Zeitpunkt des Interviews sind nun sieben Jahre vergangen, seitdem sie sich mit der Bildhauerei auseinandersetzt. Die Befragte resümiert, dass ihre Entschlossenheit zu einer positiven Entwicklung ihrer neuen Berufstätigkeit geführt hat:

*„Wenn ich im Nachhinein gucke, dass ich eigentlich noch gar nicht wirklich da war wo. Aber ich hab mich dort schon gesehen und ich habs mir **zu**getraut. Und ich wusste ich **kann** das. Und und darauf bin ich irgendwie stolz ((lächelt)) das ist das ist irgendwie **mutig**.“ (Zeile 92-94).*

Ein typischer Arbeitsalltag kann zunächst nicht standardisiert werden, denn dieser gestaltet sich projektabhängig. Auch Treffen mit Kollegen, Ausstellungsplanung und Büroarbeit gehören zu ihren Aufgaben, was die Arbeitstage individuell gestaltet.

Im Idealfall sieht die Befragte in jedem Monat einem neuen Projekt entgegen. Aus ihrer Erfahrung benötigt sie je Projekt einen Monat und zusätzlich etwas Vor- und Nachbereitungszeit.

„[...] alles was darüber hinaus geht, das wirkt irgendwie ermüdend und auslaugend, und dann fühlt sich das auch nicht mehr so gut an? Also:: das ist so die Kernzeit.“ (Zeile 150-151).

Sophie von Ewall hat aus ihrer Biografie gelernt, dass sich ihre Lebensgestaltung zunächst in unreflektierter Art und Weise vollzog, sodass das Leben nicht als erfüllt wahrgenommen werden konnte. Die Begegnung mit der Berufsberaterin führte sie zu einem Wendepunkt. Von nun an konnte sie ihr berufliches Leben als sinnhaft erleben. Sie sieht ihre Bildhauerei somit als gesellschaftlichen Beitrag.

Ihre Begründung für ihr Schaffen sieht sie in ihren ausgeprägten Fertigkeiten im Modellieren und als lebenslangen Entwurf der Tätigkeitsausübung. Ihre Kunstfertigkeiten in Tanz und Musik seien zu begrenzt, um dies beruflich betreiben zu können.

In ihrer Freizeit treibt sie Sport wie Zumba, Laufen und seit vier Jahren tanzt sie intensiv Tango. Die Betreuung ihres Sohnes zählt sie auch zur Freizeit hinzu.

Ihre weitere berufliche Perspektive sieht die Befragte im Wachstum und in der Vertiefung ihres Geschäftes. Sowohl die vermehrte Beteiligung an Ausstellungen und Aufträgen steckt sie sich als Ziel, als auch die Produktion und den Verkauf von Bronzen. Sie hat festgestellt, dass sie große Formate lieber bearbeitet als kleine. Auch das figürliche Zeichnen als Bestandteil künstlerischer Arbeit möchte sie häufiger betreiben.

Eine Berufsweisheit, in der sie sich wiederfindet, benennt sie mit:

„Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.“ (Zeile 225).

Weil sie in diesem Feld ihre Veranlagung sieht, ist sie letztendlich auch Künstlerin geworden. Damit grenzt sie sich von einer Übersetzungstätigkeit als Fremdsprachenkorrespondentin ab, zumal die Verdienstmöglichkeiten nicht ausreichend sind.

Für ihre Lebensgestaltung ist ihr einerseits wichtig, dass sie ihr Potenzial ausschöpft und ihre Talente nutzen kann. Andererseits möchte sie Frieden mit den Konflikten finden, die sich innerhalb ihrer Biografie angehäuft haben. Detaillierter spricht sie damit die lebensbezogenen Lernprozesse an, die zu einer Selbstakzeptanz führen sollen.

Die beiden Fallbeschreibungen der Interviews IP4 und IP5 geben Einblicke in Herkunft, Lebenslauf und Neigungen beziehungsweise Lebensstilistik der Befragten. Indikatoren können, bei dem folgenden Fallvergleich Berücksichtigung finden. Jedoch kann kein tieferes Verständnis über die Fallstrukturen erlangt werden, so wie es bei IP1 bis IP3 fokussiert wird. Im späteren Verlauf, wie bei der Generalisierung, können die Inhalte jedoch zur Unterstützung des Argumentationsstranges herangezogen werden.

4.4 Forschungsprozess: Fallvergleich und Kategorienbildung

Im Rahmen des Theoretical Samplings wird im Folgenden je Fall auf jene Ebenen eingegangen, über die sich in der Gesamtheit für alle fünf Fälle Aussagen treffen lassen. Dies betrifft die Ebenen *soziale Herkunft*, aufgrund der beruflichen Ausrichtung der Forschungsfragen insbesondere auch die *Berufe der Eltern* sowie die *Schulbildung*. Weil sich diese einzelnen Aspekte im Allgemeinen als *Herkunftsmilieu* beschreiben lassen, werden diese Ebenen zu einer zusammengefasst.

Da *Ausbildungen*, *Studien-* und *Berufstätigkeiten* chronologisch und inhaltlich ineinander übergreifen können, werden diese Ebenen ebenfalls zusammenfassend kombiniert. Die Daten aus IP4 und IP5 finden hierzu auch ihre Berücksichtigung, da es sich bei diesem Schritt noch um keinen Vergleich der Analyseergebnisse handelt, die anhand der Objektiven Hermeneutik methodisch herausgearbeitet werden.

Obwohl das Herkunftsmilieu nicht unmittelbar mit der beruflichen Entwicklung der Befragten im Zusammenhang stehen muss, habe ich mich dazu entschieden, diese Passage mit in den Fallvergleich einzubeziehen. Dies begünstigt zum einen die Charakterisierung des Identitätskerns und zum anderen die allgemeine Herleitung des individuellen Identitätsentwicklungsprozesses und die Nachvollziehbarkeit der Fallstruktur.

Über den Vergleich der *Fallstrukturen*, bei der ich die Beschreibung des jeweiligen *Identitätsrahmens und -kernes* segregiert habe, können aufgrund der Analyse der Fälle von IP1 bis IP3 Aussagen getroffen werden. Hinsichtlich der Fälle IP4 und IP5 werden die Daten aus den Fallbeschreibungen hinzugezogen, die zur Generalisierung als deutlich relevant erachtet werden können.

In einem ersten Schritt wurden hierzu die deskriptiven Informationen aus den Interviews beigezogen, komprimiert und anhand von Matrizen miteinander kombiniert und verglichen. Dabei werden die Ergebnisse in *minimal* und *maximal kontrastive Charakteristika* untergliedert, was einer Zuordnung der Gemeinsamkeiten und Unterschiede entspricht.

Sodann werden die Fälle auf einzelnen biografischen Ebenen, welche sich aus den Sequenzen ergeben haben, miteinander vergleichend interpretiert.¹⁴⁹

4.4.1 Herkunftsmilieu (IP1 bis IP5): Soziale Herkunft, Beruf der Eltern, Schulbildung

Zunächst kann über alle fünf Befragten gesagt werden, dass sie den alten Bundesländern entstammen und dort auch aufwuchsen. Weiterhin haben alle Interviewten das Abitur angestrebt, wobei der Befragte IP3 diesen Abschluss nicht erreicht hat.

Bezogen auf das räumliche Milieu lässt sich herausstellen, dass IP1 und IP4 auf dem Land¹⁵⁰ aufgewachsen sind. IP2 entstammt einer Kleinstadt, IP3 und IP5 haben während der Kindheit und Jugend in einer Großstadt gelebt.

Allgemeine Betrachtung der Herkunftsmilieus

Neben der gemeinen Sozialisation in den alten Bundesländern (IP1 bis IP5) und den Kontrastierungen zwischen ländlicher (IP1, IP4) und urbaner Verortung (IP2, IP3, IP5) sowie der damit verbundenen Mobilität hinsichtlich des Schulweges (IP1, IP5) oder des Wohnortes (IP3, IP4), kristallisieren sich Dimensionen heraus, die das spätere Berufsbild beeinflussen könnten. Sie würden somit die jeweiligen Identitätskerne und -rahmen mitprägen und als Einflussfaktoren der Berufsorientierung wirken.

Zunächst sind dabei die *Berufe der Eltern* zu benennen, auf die, mit Ausnahme von IP3, in den Erzählungen eingegangen wurde. Diese lassen sich folgenderweise charakterisieren:

Der handwerkliche Beruf des Schreiners beim Vater und Großvater von IP1 verfolgt den Gebrauchszweck der Möbelherstellung, allerdings werden in den Tätigkeiten typischerweise auch kunsthandwerkliche, ästhetische Elemente integriert.

Die Tätigkeit als Werkzeugmacher vom Vater von IP2 folgt durch die industrielle Ausrichtung einer standardisierten Logik. Auch wenn die administrative Tätigkeit der Mutter nur temporär ausgeführt werden kann, fällt ebenfalls ein solcher Charakter bei ihr ins Gewicht.

Die Eltern von IP4 sind Ärzte, was einer reglementierten Berufsgruppe entspricht, die an Standards gebunden ist.

¹⁴⁹ Anhand des kombinierenden Vergleiches differenzieren sich die Ergebnisse in unterschiedliche Qualitäten, sodass nicht jede interpretierte Textpassage für den Haupttext als hilfreich erscheint. Wohl aber werden im Folgenden allgemeine Betrachtungen über den Vergleich des Herkunftsmilieus, den Werdegang sowie der Fallstrukturen (Abschnitt 4.4.1, 4.4.2 und 4.4.4) vorgenommen.

¹⁵⁰ IP4 äußert sich im Interview nicht eindeutig zu ihrer Herkunft aus dem ländlichen Raum, aus meinem Kontextwissen heraus kann sie dieser Kategorie zugeordnet werden.

Die künstlerischen Berufe der Eltern von IP5 sind ästhetisch orientiert und im Vergleich zu den Berufsgruppen der anderen Befragten unterliegen sie keinem Standard.

Weiterhin untergliedern sich die elterlichen Berufsgruppen in *akademisch und nicht akademisch*. Die väterlichen Berufe des Schreiners bei IP1 und des Werkzeugmachers bei IP2 sind nicht akademisch, sondern sie unterliegen dem Ausbildungssystem der Kammern (IHK, HWK). Ob der Vater von IP1 sich formell zu einem Handwerksmeister qualifiziert, bleibt offen. Jedoch kann mit der Führung eines eigenen Schreinerbetriebes von einem Niveau des Meisters ausgegangen werden, auch der Großvater als Mitinhaber kann einen Meisterbrief innehaben. Der Vater von IP2 erreicht allerdings gesichert einen solchen. Die Mutter von IP2 hat als Steuergehilfin ebenfalls einen Ausbildungsberuf absolviert, der als nichtakademisch gilt.

Bei IP4 sind beide Elternteile Ärzte, also weisen sie demnach zwingend einen akademischen Abschluss auf. Bei IP5 kann angenommen werden, dass beide Elternteile ein Kunststudium absolvierten und sich somit auf einem akademischen Niveau befinden, was allerdings keiner Regel unterliegt.

Als weiteres Element stellte sich beim Fallvergleich der *frühe Berufswunsch* der Befragten als maßgeblich für die Prägung des beruflichen Identitätskerns heraus:

IP1 betont, dass er bereits in seiner Jugend mit 16 Jahren Künstler werden wollte (*Zeile 18*). Ganz ähnlich verhielt es sich bei IP4, die entgegen dem Wunsch ihres Vaters, ebenfalls bereits in der Adoleszenzphase, den Berufswunsch der Medizinerin hegt. Bei beiden Befragten entsteht dieser Wunsch von sich heraus.

IP5 entdeckt hingegen zunächst ihr musikalisches und tänzerisches Talent und kann im Kindes- und Jugendalter allenfalls ihre berufliche Orientierung umreißen, jedoch nicht konkret benennen. Dennoch zeichnet sich ein Handlungsfeld mit der Richtung des künstlerischen Schaffens ab.

IP2 und IP3 orientieren sich im Jugendalter an Empfehlungen der Berufsberatung des Arbeitsamtes und nutzen die Gelegenheiten von Stellenausschreibungen. Dabei verfügt IP2 bis zur Berufsentscheidung über keinen beruflichen Selbstentwurf. Die Entscheidung für den Ausbildungsberuf richtet sich nach ästhetischen Gesichtspunkten, wobei die ursprüngliche Orientierung hin zu einem Studium noch unberücksichtigt bleibt. IP3 unternimmt hingegen den Versuch, sein naturwissenschaftliches Interesse, seinen praktisch-technischen Bezug und eine kunsthandwerkliche Ebene zu einem Berufswunsch zu bündeln.

Eine weitere Dimension, die für die Entwicklung des Identitätskerns mitbestimmend sein kann, sind *Freizeitaktivitäten im Sinne eines regelmäßigen Hobbys* während der Kindheit und Jugend. Sie tragen im Spiel zur Sozialisation und zur Findung der eigenen Identität bei und können das soziale Umfeld des Individuums mitgestalten, was sich dann als Identitätskern in Form von Ressourcen einschreibt¹⁵¹

Bei der Betrachtung der Interviews fällt ebenfalls eine Differenzierung auf, denn anhand ihres individuellen Interesses gestalten die Befragten ihre Freizeit variierend.

IP1 befasst sich in seiner Kindheit mit Laubsägearbeiten in der Schreinerwerkstatt. Die frühe kreative Auseinandersetzung mit dem Material Holz an diesem Ort sowie das freie Spielen im ländlichen Raum schaffen einen Entwurf zu seinem späteren Beruf des freien Künstlers.

IP2 beginnt mit fünf Jahren mit dem Ballettunterricht und betrieb diese Tanzform 20 Jahre lang. Für das kontinuierliche Training bedarf es Selbstdisziplin und Regelmäßigkeit, welche sich als innere Ressourcen in den Identitätskern einschreiben. Beim Reiten kommt die Erfahrung der verantwortungsvollen Versorgung der Pferde hinzu. Ganz ähnlich verhält es sich bei IP4, die ebenfalls das Reiten betreibt. Die Art des Sports konkretisiert sie allerdings nicht weiter und verallgemeinert die regelmäßige körperliche Ertüchtigung. In jener Hinsicht sind beide Fälle vergleichbar.

IP3 äußert sich nicht zu seinem regelmäßigen Hobby und konzentriert sich bei der Erzählung eher auf die gemeinschaftlichen Aktivitäten mit den Heimbewohnern. Seine Auffassung über soziale Konstellationen und der Umgang mit Interaktionspartnern skizziert sich in seiner Jugend.

IP5 tanzt und ist musisch verortet, sodass diese Hobbys zu einem Nachdenken über die Studienwahl geführt haben. Zwar ist das frühe Interesse an der künstlerischen Betätigung¹⁵² vorhanden, jedoch detailliert die Befragte ihre Erfahrungen mit ihrem Schaffen nicht. Hierin unterscheidet sie sich zu IP1, der sehr konkret auf seine ersten Erfahrungen eingeht.

¹⁵¹ Siehe hierzu Abschnitt 2.1.1 und 2.2.2.

¹⁵² Während des Interviews geht IP5 auf ihre Hobbys nicht explizit ein. Dennoch lässt sich herleiten, dass die beiden künstlerischen Richtungen, Musik und Tanz zu einem Studium führen sollten. Dies setzt eine vorherige Auseinandersetzung mit diesen Genres über eine Überlegung hinaus voraus. An einem späteren Zeitpunkt außerhalb des Interviews erzählte IP5 über ihre intensive zeichnerische Betätigung in ihrer Kindheit, was sie im Zusammenhang mit ihrer Mutter betrieb. Dieses Kontextwissen erweitert das Spektrum ihrer Beschäftigungen während dieser Zeit.

4.4.2 Werdegang (IP1 bis IP5): Ausbildung, Studium, Beruf und Erwerb

Die nächste Ebene des Fallvergleichs betrifft den *beruflichen Werdegang*, der die *Ausbildung*, das *Studium* und die *Berufstätigkeiten* der Interviewten zusammenfasst. Wie schon bei der ersten Einschätzung des Samplings verdeutlicht wurde, lässt sich das berufliche Handeln, welches zum Zeitpunkt des Interviews aktuell war, anhand von Markern in den Transkripten kontrastiv einordnen¹⁵³. So wurde ein Kontinuum zwischen dem Weltbearbeitungsmodus als zweckrationaler und dem Weltverarbeitungsmodus als ästhetischer, zweckferner Handlungsmodus gebildet.¹⁵⁴

Innerhalb der biografischen Verläufe sind allerdings Bewegungen je Fall deutlich geworden, die sich aus den Wechseln innerhalb der Ausbildungen, Studien und beruflichen Tätigkeiten ergeben. Eine nähere Beschreibung hierzu bietet die Abbildung 6¹⁵⁵, welche auf der Grafik (Abbildung 4). der Fallauswahl aufbaut und somit Vergleiche gezogen werden können.

¹⁵³ Unterstützend wurden bei der Einordnung in das Kontinuum Kontextwissen der Berufscharakteristiken hinzugezogen, die sich auf der Homepage der Arbeitsagentur „berufenet.de“ finden. Primär bleiben jedoch die Beschreibungen und Deutungen aus den Interviews bei der Erstellung dieser Dimensionalisierung tragend.

¹⁵⁴ Siehe Abschnitt 3.2.

¹⁵⁵ Auch diese Grafik entspricht der Qualität einer Schätzskala und dient dem allgemeinen visualisierten Überblick des Fallvergleiches beider Handlungsmodi. Sie repräsentiert demnach keine quantifizierten Werte.

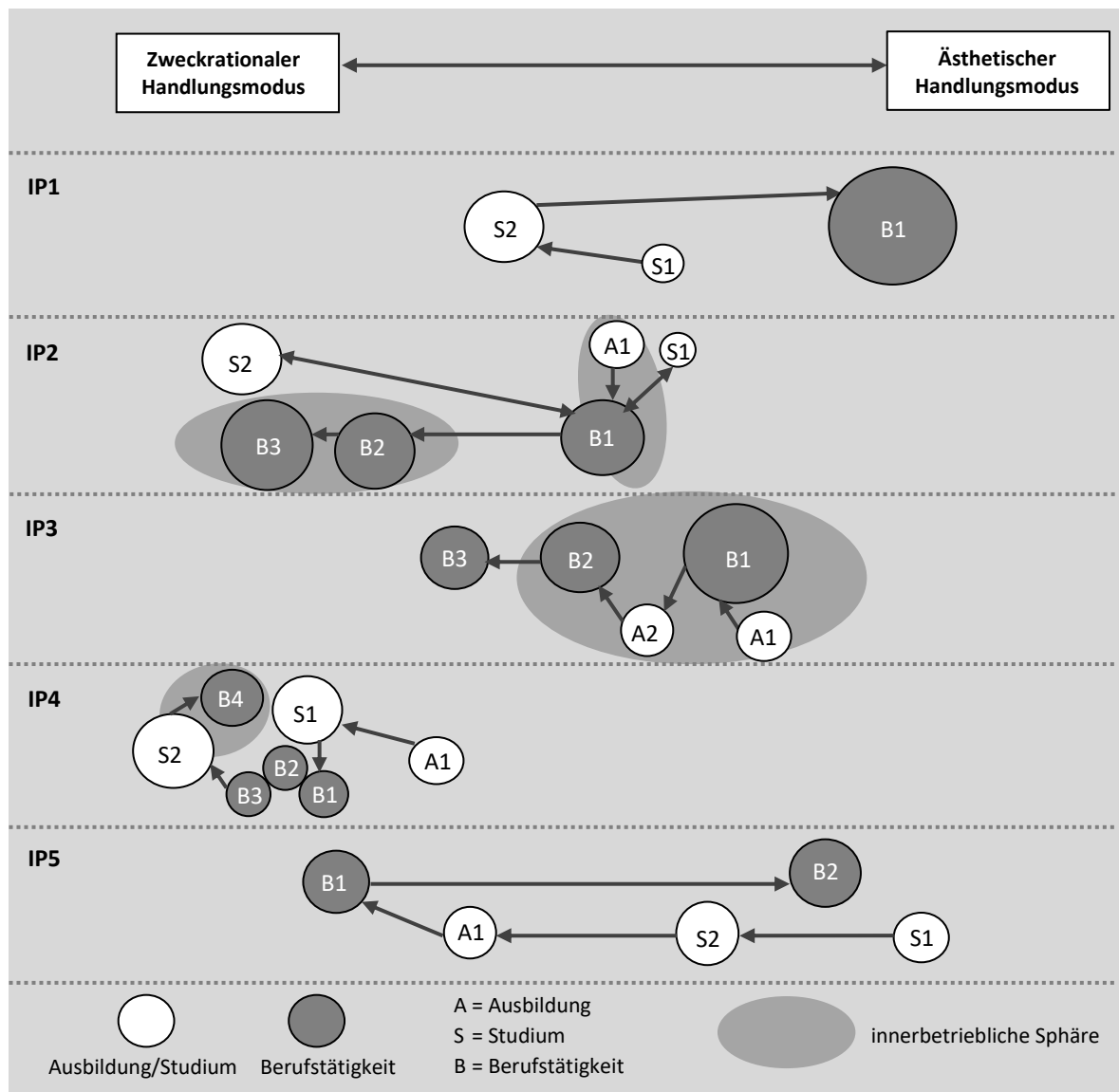


Abb. 6: Zweck-Ästhetik-Kontinuum mit Vergleich der Tätigkeiten und ihrer Transformation (IP1 bis IP5) (eigene Darstellung)

Die Abbildung 6 gliedert die Positionen der einzelnen Tätigkeiten der Interviewpartner (IP bis IP5) in Form einer Dimensionalisierung. Auch hier wird ein Kontinuum zwischen den zweckrational-teleologisch orientierten und den wahrnehmungsbezogenen, ästhetischen Tätigkeitsfeldern abgebildet. Diese Variante splittet sich nach einzelnen Tätigkeiten, beispielsweise nach Ausbildung, Studium oder Berufsausübung sowie nach zeitlicher Abfolge, auf. Die Größe der Kreise markiert die eingeschätzte Dauer der Tätigkeit, die einen verhältnismäßigen Vergleich ermöglichen soll. Durch eine grau unterlegte Fläche findet die innerbetriebliche Sphäre ebenfalls Berücksichtigung, wenn Berufstransformationen innerhalb eines Betriebes stattgefunden haben.

So lässt der berufliche Werdegang von IP1 hinsichtlich seiner Positionen innerhalb des Kontinuums eine bewegte Entwicklungslinie erkennen. Begonnen mit dem Studium der Kunstgeschichte (S1), das die wissenschaftliche Analyse und gesellschaftliche Einordnung von Kunstwerken verfolgt, lässt es sich durch die Integration durch das Kunstfeld zwar tendenziell auf der Seite des ästhetischen Handlungsmodus positionieren (*Zeile 17-18, 21-22*). Jedoch ergibt sich hierbei kein vollends ästhetischer Anspruch, sondern ebenfalls die Erwartung, Daten zur Generierung wissenschaftlicher Erkenntnisse bereitzustellen, was anteilig zweckrationalen Handlungen entspricht.

Dem Lehramt-Studium (S2) in Deutsch und Kunst kann vergleichsweise prinzipiell eine Zweckrationalität zugeschrieben werden, da es die regelgeleitete Vermittlung von Schulbildung im Schuldienst betrifft (*Zeile 22-23*). Zudem ist der Befragte (laut Fallstrukturhypothese) bestrebt, nach einer gesellschaftlich relevanten Tätigkeit Legitimität zu erlangen. Dennoch wird vom Befragten der Sinnhorizont eines künstlerischen Studiums gesehen (*Zeile 46*). Die Charakteristik und diese Deutung ergeben deshalb keine absolute Zweckrationalität. Letztendlich fällt die Entscheidung über das Berufsleben als bildender Künstler (B1) ins Gewicht (*Zeile 33-35*).

Bei IP2 ist eine Bewegung vom Ästhetischen hin zum Zweckrationalen zu erkennen. Nach der Deutung der Befragten weisen die Ausbildung zur Augenoptikerin (A1) und die Berufsausübung (B1) auf modisch-ästhetische Elemente, die neben dem handwerklich-technischen und kaufmännischen Verständnis den Geschmack der Befragten erfordern (*Zeile 98-103, 115-128, 151-154*). Das Studium der Kulturwissenschaften (S1) kann als marginal betrachtet werden, es trägt allerdings ähnliche Charakteristika zutage wie das Kunstgeschichtsstudium bei IP1, wobei die ästhetische Komponente des Studiums durch die Theaterwissenschaften gestützt wird (*Zeile 202-238*). Das anschließende naturwissenschaftliche Studium der Biologie (S2) steht in einem klar zweckrationalen, regelgeleiteten-naturwissenschaftlichen Bezug (*Zeile 247-249*). Zwischen der Berufstätigkeit als Optikerin und dem Studium zeichnet sich eine Pendelbewegung ab (*Zeile 242-246, 275-276, 419*).

Innerhalb des Lohnverhältnisses bei einem Pharmakonzern entwickelt sich die Befragte von einer klinischen Monitorin (B2) zur Projektleiterin (B3). Wenngleich beide Felder dem zweckrationalen Modus zuzuschreiben sind (*Zeile 873-894*), werden berufliche Entscheidungen allerdings auch von ästhetischen Affizierungen abhängig gemacht (*Zeile 502-506, 924-931*). Weiterhin beschreibt die Befragte einen ästhetischen Anspruch an ihr Erschei-

nungsbild, um beruflich professionell zu handeln und unter anderem Unternehmensinteressen durchzusetzen (*Zeile 805-807*). Zudem integriert die Ausrichtung und Durchführung von Business-Events (Kontextwissen) kulturell-ästhetische Elemente.

Der Eckfall IP3 weist die vergleichsweise kontinuierlichste Entwicklung innerhalb eines Berufsbildes auf (*Zeile 127-136*). Von der Ausbildung zum Ziseleur (A1) und der Tätigkeit als Geselle (B1) hin zum Handwerksmeister (A2, B2) mit Führungs- und Kundenbetreuungsaufgaben findet eine Bewegung von der kunsthandwerklichen Synthese zwischen dem Zweckrationalen und der Ästhetik hin zum tendenziell zweckrationalen Handlungsmodus statt (*Zeile 187-210*). Diese Bewegung führt sich weiter fort, als die Tätigkeit als Unternehmer (B3) aufgenommen wird, denn die wirtschaftliche Verantwortung und die Tätigung von Investitionen werden neben dem Dienstleistungscharakter zum tragenden Element (*Zeile 262-268, 287-296, 334-353, 363-368*).

Bei IP4 ist erkennbar, dass sich alle Tätigkeitsfelder deutlich im zweckrationalen Spektrum befinden. So stellt die Ausbildung zur Fremdsprachensekretärin (A1) als kaufmännisch konnotierter Beruf die erste berufliche Station dar, die allerdings dadurch ästhetisch nuanciert wird, dass die fremdsprachlichen Elemente des Berufes betont wahrnehmungsbezogen fungieren und interkulturelles Wissen einfordern (*Zeile 58-72*). Das anschließende BWL-Studium (S1) und die Berufstätigkeit bei einer Wirtschaftsprüfungsgesellschaft (B1) streben weiter zum zweckrationalen Handlungsmodus (*Zeile 73-87, 138-151*). Auf dieser Höhe können auch die Tätigkeiten als wissenschaftlichen Mitarbeiterin (B2) und als selbstständigen Beraterin (B3) verortet werden (*Zeile 164-170, 182-192*). Das anschließende Medizinstudium (S2) und die Tätigkeit als Assistenzärztin (B4) sind, bedingt durch seine naturwissenschaftliche Basis und den dringlichen gesellschaftlichen Nutzenbezug, ebenfalls in den zweckrationalen-teleologischen Kanon zuordenbar (*Zeile 268-276, 470-482*).

Die Interviewpartnerin IP5 zeigt in ihrer beruflichen Laufbahn eine Bewegung vom ästhetischen zum zweckrationalen und zurück zum ästhetischen Spektrum. Das Kunststudium in Tanz (S1) (*Zeile 30-33*) und das Fremdsprachenstudium (S2) (*Zeile 43-44*) markieren erste Stationen vom ästhetischen Handlungsmodus in die Richtung des zweckrationalen Handlungsmodus (*Zeile 32-33*). Eine weitere Stufe stellt die Berufsausbildung der Fremdsprachenkorrespondentin (A1) dar, die durch die Vorbereitung auf Unternehmenstätigkeiten eine zweckrationale Eigenschaft erhält (*Zeile 110-118*), jedoch auch interkulturelle Kenntnisse abverlangt. Die Tätigkeit in einem Steuerbüro (B1) stellt die Anwendung des fremdsprachlichen und ökonomischen Wissens dar. Die Umorientierung zur Bildhauerin (B2) hat eine

klare Rückbewegung zum Ästhetischen zur Folge. Jedoch können durch die kaufmännischen Anteile ihrer Selbstständigkeit, die mit der Auftragsannahme und -abwicklung verbunden sind, einer vollends puristischen zweckfreien, schöpferischen Tätigkeit nicht vollends entsprechen.

Im Gesamtvergleich wird deutlich, dass, mit Ausnahme des Falls IP4, Schwankungseffekte zwischen den beiden Polen bestehen und Handlungsoptionen innerhalb des Kontinuums genutzt werden. Der kunsthandwerkliche Beruf bei IP3 steht im Unterschied hierzu im Spannungsfeld der beiden Pole. Die Übersetzung der Handlungsoptionen wird entweder durch ästhetisierte Ambitionen (wie bei IP2) oder durch berufsinterne, zweckgebundene Neuorientierungen erzeugt.

Im Vergleich zum ursprünglich erstellten Sampling bei der Fallauswahl¹⁵⁶ gestalten sich die Fälle vielgliedriger und es wird ersichtlich, dass die aktuellen Berufe kein Resultat eines wachsenden Berufsbildungsverlaufes sein müssen. Vielmehr sind sie Ergebnis eines Findungsprozesses, dem eine intensive Suche nach der eigenen Verortung vorausging.

Zudem bedeuten die Berufstransformationen nicht obligatorisch einen Wechsel des Berufes, sondern sie können auch Teil der Professionalisierung sein. So sind Diskontinuitäten nicht zwingend als biografischer Bruch, sondern als Teil eines Identitätsentwicklungskonzeptes interpretierbar.

Durch den kombinierenden Vergleich unter den Fällen stellen sich sowohl Differenzen als auch Gemeinsamkeiten heraus, die den weiteren Erkenntnisprozessen zuträglich sind.

Allgemeine Betrachtung des beruflichen Werdeganges

Aus struktureller Hinsicht lassen sich erst einmal die Fälle mit einer differenzierten Graduierung der Diskontinuitäten betrachten. Eine vergleichsweise vorhandene Kontinuität der Berufsbiografie lässt sich trotz beschriebener Krisen dem Fall IP3 zuschreiben. Dieser hat innerhalb des fallübergreifenden Vergleiches eine stabile Entwicklung durchlaufen. Die stufenförmige Konstellation Lehrling-Geselle-Meister-Unternehmer entspricht einem klassischen handwerklichen Schema. Diese Entwicklung geschieht im betrieblichen Kokon, welchen der Befragte mit der Gründung des eigenen Betriebes verlässt. Der gescheiterte Versuch, das Abitur während seiner Gesellenzeit zu erlangen, dient dabei der Orientierung und Festigung seines Berufsweges und somit auch seiner Berufsidentität.

¹⁵⁶ Abschnitt 4.2.3

Ebenfalls als niedergradig diskontinuierlich bestimmbar gestaltet sich der Fall IP1. Der Berufswunsch des freien Künstlers wurde bereits im Jugendalter präsent und setzt sich konsequent durch einen, im Vergleich mit IP3, unkonventionellen „zweckentfremdeten“ Ausbildungsweg um. Die Diskontinuität zeigt sich dabei im Wechsel des Studienganges und in den Ortswechseln, welche neue Arbeitssituationen hervorbringen. Streitbar ist dabei, ob es sich um einen informellen Bildungsweg handelt. Zwar streifen das Studium der Kunstgeschichte sowie des Lehramtes in Kunst und Deutsch thematisch das künstlerische Schaffen, jedoch dienen die Studieninhalte der Vermittlung wissenschaftlicher und pädagogischer Kompetenzen. Das Studienfach *Bildende Kunst* hätte innerhalb des Lehrsystems formal zur Professionalisierung eines Künstlers gedient. Dennoch setzt der Befragte auf die gewählte Weise konsequent seinen Berufswunsch um und entwickelt somit seine Berufsidentität, die sich stetig akkumuliert.

Der Fall IP2 weist eine andere Besonderheit auf: Hierbei dient das Pendeln zwischen den Tätigkeits- und Bildungsfeldern der Stabilisierung und Förderung neuer Bestrebungen, weshalb eine Dissonanz zwischen Kontinuität und Diskontinuität besteht. Die wiederholte Rückkehr zu ihrem ersten Ausbildungsberuf mit dem eigentlichen Zweck der Abkehr stellt eine Verschleifung dar, die sich zunächst institutionalisiert und zuletzt in das neue Berufsfeld führt.

Diskontinuierlicher gestaltet sich der Fall IP4. So ist dem aktuellen Beruf mit komplexen Zugangsvoraussetzungen ein anderer mit ebenfalls höherschwelligem Zugang vorgeschaltet. Die Tätigkeitswechsel treten nach der Berufsausbildung und dem Erststudium in gehäufte Form auf, sie sind jedoch in der Gesundheitsökonomie angesiedelt. Bei Eintreffen einer Handlungsoption wendet sich die Befragte dann ihrem ursprünglichen Berufswunsch zu und konkretisiert durch eine intensive Platzsuche ihre Spezialisierung. Diese entspricht schlussendlich der des Vaters. Im Vergleich zu IP1, IP2 und IP3 entfremdet sich die Befragte anfangs vom ihrem Berufswunsch und kehrt dann zu ihm zurück.

Diskontinuitäten in gesteigerter Form zeigen sich ebenfalls beim Fall IP5 auf. Die bereits belegten Studiengänge wurden abgebrochen, bis eine Berufsausbildung Stabilität bieten soll. Dem anschließenden Lohnarbeitsverhältnis wird von vornherein eine Temporalität zugeschrieben, bevor die Befragte dann ihren Erwerb auf einer Selbstständigkeit gründet und sich auf informellem Wege die benötigten Kompetenzen aneignet.

Hierbei ist zu berücksichtigen, dass Beruf und Job ineinandergreifen und sich aneinander beeinflussen können. Für die Auswertung der vorliegenden Daten gewinnt diese an Relevanz. So haben insbesondere IP2 und IP5 ein Verständnis für die Wechselbeziehung zwischen Beruf und Job entwickelt:

Für IP2 gestaltet sich der Beruf der Augenoptikerin im Sinne der Identifikation mit ihrer Tätigkeit zu einem Job um, sodass *Transformationen von Beruf und Job*¹⁵⁷ vollzogen werden. Ihr einstiger Beruf dient dem Existenzerhalt, während sie sich akademisch qualifiziert (Zeile 242, 257-265, 275-276). Nach ihrem Studium pendelt sie aus Mangel an akademischer beruflicher Perspektive temporär zurück in diesen Berufsstatus und nutzt diese Zeit derweil zur Neuorientierung (Zeile 244-246, 417-425).

Bei der Betrachtung der Erzählung von IP5 identifiziert sie sich zwar während der Ausbildung mit dem zu erlernenden Beruf, jedoch nimmt dies ab, sodass sie ihrem eigenen subjektiven Empfinden nach auch nicht in diesem Tätigkeitsfeld aktiv geworden ist (Zeile 111, 274-281). Sie deutet allerdings darauf hin, dass sie nach der Ausbildung zum Gelderwerb in diesem Feld tätig geworden sei (Zeile 112-122), obwohl sie sich für diesen Beruf als ungeeignet einschätzt. Diese Transformation könnten sich auf der Nichtidentifikation (ausgenommen dem fremdsprachlichen Teil) mit der Tätigkeit gründen, wobei der Beruf zur Förderung der Familienplanung verzwecklicht wurde.

4.4.3 Kategorienbildung (IP1 bis IP5)

Nachfolgend werden die Kategorien dargestellt, die als Einflussfaktoren auf die Entwicklung der Berufsidentitäten mit der einhergehenden Biografie wirken und mit dem bisherigen Forschungsstand, auch anhand IP4 und IP5 markiert werden können. Somit lassen sich Daten eingrenzen und strukturieren, die die Themen *Berufe der Eltern*, *Berufsausbildung*, *Erwerbsform*, *Familienplanung*, *Ortswechsel* und *verstorbener Angehöriger* betreffen. Diese ergeben sich aus dem Fallvergleich beziehungsweise aus prägnanten Auffälligkeiten der Interviewinhalte:

Berufe der Eltern

Bei der Betrachtung der Ebene des Herkunftsmilieus lässt sich eine Prägung durch die elterlichen Berufe herleiten. Auffallend ist bei IP4 die identische Übernahme des Berufes der Eltern, schlussendlich mit Annahme des väterlichen Berufs. Ebenfalls findet bei IP5 ein Transfer des väterlichen Berufes statt.

¹⁵⁷ Siehe hierzu Abschnitt 3.4.

Bei der Interviewten IP2 lassen sich Muster und berufliche Typiken von Mutter und Vater herausstellen, die sich als Synthese in ihrem Erstberuf und Zweitberuf wiederfinden.

Deutlich wird bei IP1 eine Annahme ähnlicher handwerklicher Muster und zugleich eine Distanzierung vom konkreten väterlichen Beruf.

Nicht feststellen lässt sich der elterliche Bezug bei IP3, da im Interview keine Aussage über die Eltern getroffen wird.

Berufsausbildung

Recht unterschiedlich konstellierte sich die berufliche Phase der Ausbildung. Während IP1 keine Berufsausbildung, sondern ein Studium absolviert hat, sind IP2, IP3, IP4 und IP5 berufsausbildet.

IP3 nutzt die Berufsausbildung als Basis für die berufliche Entwicklung, die bis zum Meister-Abschluss führt. Durch ihre Lehre erwirbt IP2 einen Abschluss, der ihr eine arbeitsmarktliche Hypothek bietet, welche sie auch nutzt. Die kaufmännisch konnotierte Ausbildung bei IP4 setzt einen Grundstein für das Erststudium in Betriebswirtschaftslehre.

Bei allen drei Befragten setzten die Ausbildungen nach dem schulischen Werdegang ein.

Die Berufsausbildung von IP5 leitet sich aus dem Studium ab, welches abgebrochen wurde. Damit transferiert sie ihre Kompetenzen aus dem Studium und erarbeitet sich einen Arbeitsmarktzugang.

Auffallend ist, dass sich bei IP2 bis IP4 nach ihrer Berufsausbildung eine erfolgsorientierte Entwicklung dahingehend entfaltet, als dass sich die danach erworbenen formalen Abschlüsse als karrierefördernd erwiesen. Naheliegend ist hierbei, dass sich die Folie des methodischen Kompetenzerwerbs der ersten Berufsausbildung auf die weiteren Qualifikationen überträgt.

Bei IP1 und IP5 liegt ein unkonventioneller Bildungsweg vor. IP1 nutzt sein Studium als Vorbereitung seines Künstlerberufes. IP5 distanziert sich später von ihrer Ausbildung, nachdem sie allerdings über eine längere Phase hinweg mit einer adäquaten Tätigkeit auf dem Arbeitsmarkt aktiv war.

Erwerbsform

Weiterhin zeichnet sich das Sample durch eine Differenz hinsichtlich der Erwerbsform aus. Zum einen sind Angestelltenverhältnisse zu verzeichnen, zum anderen Selbstständigkeiten. Beide Varianten können aus der jeweils anderen Form transformiert worden sein. So sind

IP1, IP3 sowie IP5 selbstständig, wobei IP1 nach seinem Studium nur kurzzeitig ein angestelltenähnliches Verhältnis einging. IP3 hingegen ist zum Zeitpunkt des Interviews erst fünf Jahre Unternehmer und war vorher Angestellter. IP5 hat die letzten sieben Jahre als Selbstständige gewirkt und war vorher ebenfalls Angestellte.

IP2 und IP4 sind Angestellte, wobei IP4 als Selbstständige Erfahrungen gesammelt hat. IP2 hingegen ist stets angestellte Lohnarbeitsverhältnisse eingegangen. So ging bei IP2 der langen Phase der Betriebszugehörigkeit in dem Pharmakonzern eine ebenfalls lange Phase der Beschäftigung bei ein und derselben Augenoptiker-Kette voraus. Die Unternehmenszugehörigkeit bietet ihr dabei Sicherheit, was sich im Interview durch Loyalitätsbekundungen gegenüber der Arbeitgebermarke äußert. Eine ebenfalls stabile Phase bietet sich bei IP3, welcher allerdings den betrieblichen Kokon verlassen hat.

IP4 wechselte mehrfach den Arbeitgeber, wobei keine sonderliche Identifikation mit dem Arbeitgeber zu verzeichnen war, sondern eher der Verweis auf ihre berufliche Rolle. Sie lässt sich perspektivisch auf keine Festlegung ein, welche Erwerbsform sie nach der Facharztprüfung eingehen wird. Die Erwerbsform könnte dahingehend prägend für die Berufsidentität sein, als dass es bei einer Selbstständigkeit einer marktorientierten, unternehmerischen Selbstidentifikation bedarf. Bei einem Angestelltenverhältnis ist die Identifikation mit dem arbeitgebenden Unternehmen entscheidend.

Ortswechsel

Alle Befragten sind zum Zeitpunkt in B-Stadt ansässig. Mit Ausnahme von IP3 sind sie allerdings zugezogene Bürger:innen, die aus den alten Bundesländern stammen. Es zeigen sich Parallelen hinsichtlich des Beweggrundes des Zuzuges. So ist IP1 aus privaten Gründen nach B-Stadt gezogen. IP2 und IP4 haben in B-Stadt einen Studienplatz erhalten, wobei IP2 den Studiengang nach der Stadt auswählte. Da IP4 in B-Stadt bleiben wollte, lehnte sie einen Studienplatz in M-Stadt ab.

Bei IP5 bleibt der Beweggrund unerwähnt, jedoch wird per se eine Mobilität eingeräumt.

Aufgewachsen ist IP3 in B-Stadt, in der er seit seiner Jugend seinen Beruf verfolgen konnte. Nach seiner Deutung hätte ein Ortswechsel eventuell zu einem Berufswechsel geführt.

Ein direkter Zusammenhang zwischen Mobilität und Diskontinuität ist in diesem Sample nicht erkennbar. Jedoch wäre es herleitbar, dass Diskontinuitäten durch das Verbleiben an einem Ort verursacht werden kann. So wurde bei IP2 der Studiengangswechsel begründet.

Familienplanung

Die Familienplanung, wobei vor allem ein Kinderwunsch besteht, beeinflusst explizit die Laufbahn von IP2 und IP4.

Bei IP2 wird die akademische Laufbahn durch den Kinderwunsch irritiert, da sie sich nach der Äußerung dieses Wunsches gegenüber ihrem Partner in einer Trennungssituation wiederfindet und zunächst existenzsichernd in den ersten Beruf zurückkehrt. Bis zum Zeitpunkt der Trennung war die berufliche Perspektive noch diffus.

IP4 hingegen richtet ihre Karriere nach dem Studium auf ihren Familienwunsch aus, indem sie sich auf familienfreundliche Arbeitsstrukturen einrichtet. Den Wunsch des Medizinstudiums blendet sie somit vorerst aus.

IP1 gründet in B-Stadt eine Familie, für die er seine Ortsgebundenheit einräumt.

Verstorbener Angehöriger

Der Fallbeschreibung folgend, haben sowohl IP4 als auch IP5 nicht nur einen mit dem des Vaters identischen Beruf gewählt, sondern auch einen, der mit einem *verstorbenen Angehörigen* in Zusammenhang steht: So entschließt sich IP4 letztendlich Psychiaterin zu werden, obwohl (mutmaßend auch gerade deshalb) ihr Bruder bedingt durch eine psychische Erkrankung zu Tode kam. IP5 wählt den Beruf des Vaters, der in ihrem Kindesalter verstarb. Beide Berufe zählen zu den Professionen. Ob bei IP3 ein beruflicher Zusammenhang zur verstorbenen Schwester hergestellt werden kann, bleibt aufgrund der fehlenden Kenntnis über ihren Beruf diffus.

Vermutbar ist, dass die Identifikation mit einem naheliegenden verstorbenen Verwandten zu einer Übernahme seines Berufes oder einer beruflichen Thematik führen kann. Dieser hypothetische Zusammenhang bleibt in dieser Dissertation zunächst unerforscht und regt ebenfalls zu einem eigenen Forschungsprojekt an. Hierzu müssten die Interviews feinanalytisch ergründet und weitere Fälle hinzugezogen werden.

In der Gesamtheit können die Kategorien als Faktoren angesehen werden, die entweder selbst- oder fremdbeeinflussende Eigenschaften aufweisen.

So wirkt die Entscheidung für oder gegen eine *Berufsausbildung*, die Wahl der *Erwerbsform*, eventuelle *Ortswechsel* im Erwachsenenalter sowie die *Familienplanung* direkt beeinflussend auf die eigene berufliche Identitätsentwicklung.

Die *Berufe der Eltern* und der Aspekt *verstorbener Angehöriger* liegen nicht im direkten Einflussbereich des Individuums, wohl aber kann ein indirekter Einfluss abgeleitet werden, der sich dann auf die eigene Berufswahl auswirkt.

4.4.4 Vergleich und Typisierung der Fallstrukturen, der Identitätskerne- und Rahmen (IP1 bis IP3)

Außerhalb der Beziehung von Fallstrukturhypothesen ließ sich bis zum beruflichen Werdegang ein deskriptives, interpretationsfähiges Material verwerten, welches auch den Fallbeschreibungen entnehmbar ist. Die tiefergreifende Analyse nach der Objektiven Hermeneutik wurde allerdings bei den Interviews IP1 bis IP3 umgesetzt und entsprechende Fallstrukturhypothesen erstellt. Diese werden von Fall zu Fall verglichen.¹⁵⁸

Mit Näherung an den beruflichen Identitätskern und den entsprechenden Rahmen, der je Fall innerhalb der Fallstrukturhypothese interpretiert wurde, verjüngt sich der Forschungsprozess allmählich hin zur Beantwortung der Forschungsfragen¹⁵⁹.

Zusammenfassend werden in diesem Abschnitt die Auffälligkeiten transportiert, welche für die allgemeine Betrachtung und die Generalisierung der Fälle maßgeblich sind:

Gemeinsamkeiten zwischen IP1 und IP2 bestehen dahingehend, dass innerhalb der Fallstrukturen eine Referenz zum elterlichen beruflichen Muster transparent gemacht werden kann. Alle berufstätigen Elternteile dienen als Orientierung zur Integration beruflicher Muster in den Arbeitsalltag. Während IP1 handwerklich-arbeitsorganisationale Anteile in sein künstlerisches Schaffen einbezieht, synthetisiert IP2 die Elemente beider Elternteile als industriell-handwerklich und kaufmännische Arbeitsstrukturen, welche ebenfalls prägend für die eigene Arbeitsorganisation sind.

Weiterhin geschieht bei beiden Befragten ein Ortswechsel zum Zwecke des Verlassens des elterlichen Kokons. Da die elterlichen Berufe bei IP3 in der biografischen Erzählung keine Berücksichtigung finden, konnte keinerlei solcher Orientierungsmuster aus dem Material hergeleitet werden.

Allerdings ist bei allen drei Befragten eine deutliche Unterscheidung der Charakteristik des Handelns innerhalb der jeweiligen Arbeitswelt maßgeblich. Bei IP1 zeichnet sich ein Autonomiestreben ab, welches einer marktlichen Orientierung nur eine geringe Bedeutung bei-

¹⁵⁸ Siehe Abschnitt 4.3.1 bis 4.3.3.

¹⁵⁹ Die Formulierung der Forschungsfragen befindet sich im Abschnitt 4.2.2., sie werden in 4.5.1 behandelt.

misst. Dafür ist eine stetige Erweiterung des eigenen Repertoires an Fertigkeiten und Themen bezeichnend, was sich förderlich auf seine Arbeitsautonomie auswirken dürfte. Nicht zuletzt kann dies auch durch seinen generalistisch anmutenden Erwerb von Wissen und Fertigkeiten, im Spektrum aus geisteswissenschaftlichen und künstlerischen Anteilen, markiert werden. Zugleich entwickelt diese Erweiterung sein Arbeitsfeld zu einem weiten Referenzrahmen. Im Gegengewicht liegen adaptive Züge seines Handelns in einem Aushandlungsprozess mit der Umwelt begründet, welcher der gesellschaftlichen Akzeptanz beziehungsweise der Legitimation seines künstlerischen Schaffens dient.

Bei IP2 wird ein vergleichsweise deutlich marktorientierter und adaptiver Duktus deutlich. Die berufliche Entwicklung entfaltet sich von der Lehre über das universitäre Feld zu einer fachlichen Spezialisierung, die ein adaptives Handeln voraussetzt.

Als *Eckfall* sind bei IP3 Elemente der Handlungscharakteristika der beiden anderen Befragten herausstellbar. Einerseits ist es dem Befragten ein Anliegen, auf Basis seines breitgefächerten betrieblichen Wissens das Arbeitshandeln sowie die Organisation nach eigenen Prämissen gestalten zu können. Andererseits ist eine herausstellbare reglementierte Marktorientierung genauso Grundlage der Existenz seines Betriebes, wie die Fähigkeit, den Erwartungen des Transfers von Spezialwissen in die Praxis gerecht zu werden.

Weitere Ergebnisse des kombinierenden Fallvergleiches lassen sich bei der Betrachtung des Identitätsrahmens und -kernes herausstellen. Insbesondere ist das Verhältnis zwischen IP1 und IP3 auffallend:

Bei IP1 bestehen deutliche Ausprägungen des Identitätskernes in Form der elterlich-familiären Prägung, der fortwährenden Präsenz seiner Neigungen seit seiner Kindheit, seines festen Berufswunsches sowie der Charakterzug der Getriebenheit und werteorientierten Integrität. All dies tritt in den Vordergrund und beeinflusst die Charakteristik des an Freiheit orientierten, autonomiegeleiteten Identitätsrahmens, welcher sich allerdings auch durch Adaptionfähigkeit auszeichnet, um gesellschaftliche Legitimation zu finden.

Anders verhält es sich bei IP3: Der Befragte umschreibt ebenfalls ein ausgeprägtes Autonomiestreben, das sich in Kindheit, Jugend und auch im Erwachsenenalter zeigt. Dennoch sind nur wenige kindliche Erinnerungen im familiären Zusammenhang präsent, die überdies von Trennungen gekennzeichnet sind. Auch solche (fehlenden) Prägungen formulieren allerdings den Identitätskern mit aus. Im Unterschied zu IP1 orientiert er sich an den regelgeleiteten, klaren Rahmenbedingungen der beruflichen Entwicklung hin zur Meisterschaft

(HWK-System) und an seinem tugendhaften Arbeitsethos zur Verstetigung im eigenen Tätigkeitsfeld. Der Identitätsrahmen ist also derart ausgebaut, sodass eher eine umgekehrte Konstellation zu IP1 auszumachen ist.

Der komplementären Konstellation von IP1 und IP3 kann die Charakteristik des beruflichen Identitätskernes und -rahmens von IP2 gegenübergestellt werden. Bei IP2 ist hervorzuheben, dass im Unterschied zu IP1 und IP3 die Aufstiegsorientierung prägend für die Entwicklung der Befragten deutlich wird, wobei die klar funktionalistische Struktur ihres ‚roten Fadens‘ hindurchscheint. Ihre elterliche Prägung der fordistischen Arbeits- und Lebensorientierung ist auf den Statuserwerb ausgerichtet. Die Befragte übernimmt zwar nicht vollends die elterlichen Muster, so wie sich dies auch durch die Abgrenzungen ihnen gegenüber zeigt, jedoch bleibt ein ausgeprägt funktionalistisches und extrinsisch motiviertes Verständnis bestehen, was ein Autonomiestreben zunächst unterordnet. Dies balanciert sie aus, indem sich der berufliche Identitätsrahmen durch das Ästhetische (in Form von ästhetischen Erfahrungen), das Soziale sowie durch die Orientierung an allgemeinen gesellschaftlichen sowie unternehmensspezifischen Werten orientiert. Die ‚Arbeitszufriedenheit‘ könnte dabei als Überschrift fungieren.

Typisierung der Fallstrukturen

Mit der näheren Untersuchung der Interviews IP1 bis IP3 sind die generierten Fallstrukturhypothesen miteinander verglichen worden. Unter Einbezug der Forschungsfragen finden dabei die Identitätsrahmen und -kerne ihre Berücksichtigung.

Im Grunde haben sich durch die unterschiedlichen Fallkonstellationen Auffälligkeiten und Muster herausgestellt, die nachfolgend erläutert werden:

Eine deutliche Differenz besteht im *Bildungsverständnis* der Befragten. Ein entfaltender Anspruch, der im Sinne der universitären Persönlichkeitsentwicklung steht, kann IP1 zugeschrieben werden. IP2 hingegen hegt ein funktionales Niveau, welches zwar der beruflichen Qualifikation dient, jedoch vordergründig als Statusarbeit im Zuge des Bildungsaufstiegs zu verstehen ist. Bei IP3 werden die formalen Qualifikationen zum systematischen Aufbau von Fach- und Methodenkompetenzen zur beruflichen Anwendung, hinzugezogen. Ergänzend hierzu wird auch das informelle Lernen zur beruflichen Verwertung fokussiert.

Weiterhin kann das jeweilige *Arbeits-* beziehungsweise *Berufsethos* unterschiedlich charakterisiert werden, zumal es in den jeweiligen Identitätsrahmen verankert liegt. Das Arbeitsethos von IP1 lässt sich mit einer ausgeprägten Integrität beschreiben, die durch den freiberuflichen künstlerischen Bezug von einem liberalistischen Verständnis beeinflusst ist.

Der ausgeprägte ästhetische Handlungsmodus, der mit der ideellen Identifikation mit Beruf einhergeht, stellt dabei die Leitidee dar. Jedoch lässt sich ein Anschluss zur katholischen Arbeits- und Berufsethik („Arbeit vor Kapital“)¹⁶⁰ herstellen, die ihn aufgrund seiner primären Sozialisation unweigerlich geprägt hat. Zugunsten seines persönlichen Autonomie- und Freiheitsgewinnes im späteren Verlauf distanziert er sich zwar von dieser konfessionellen Position, jedoch beschert sie ihm ein Gerüst einer ausgeprägten Werteorientierung, die sich als Struktur in der Biografie wiederfindet.

Im Vergleich hierzu weist IP3 ebenfalls ein ausgeprägtes Arbeitsethos auf, das sich leistungs- und kapitalorientierter gestaltet. Als Gegenentwurf zu IP1 ist ein unternehmerischer Handwerkerethos interpretierbar, der schemenhaft auf der „protestantischen Arbeitsethik“¹⁶¹ verweist. Beide Befragte repräsentieren einen „Berufsstolz“ (Kumkar/Schimank 2021)¹⁶², der eine Meisterschaft anstrebt und einer „singularistischen Logik“ in Abgrenzung zum Standard unterliegt.

Das Arbeitsethos von IP2 lässt sich der „integrativen Wirtschaftsethik“ (Ulrich/Maak 1996; Ulrich 2008)¹⁶³ angliedern, die das wirtschaftliche Handeln aufgrund eines wertebezogenen Zweckes legitimiert und sich in der Rolle als „Organisationsbürgerin“ (vgl. Ulrich 2008) kritisch-loyal verhält. Weiterhin enthält es Züge einer ästhetisierten Entscheidungslogik, die auf Affizierungen basiert (vgl. Schulze 2003).

Unterschiedlich gestalten sich die *Verlaufslinien der beruflichen Identitätsentwicklung*, was eine Typisierung ermöglicht. Diese ergeben sich aus der Abstraktion der Fallstrukturhypothesen und symbolisieren die biografischen Prozesse, die berufsidentitätsbildend wirken.

¹⁶⁰ Siehe Abschnitt 3.3.

¹⁶¹ Siehe Abschnitt 3.3.

¹⁶² Siehe Abschnitt 1.7.2.

¹⁶³ Siehe Abschnitt 3.3.

In Abbildung 7 folgt eine Gegenüberstellung der Bewegungen im Ästhetik-Zweck-Verhältnis zu diesen Verlaufslinien.

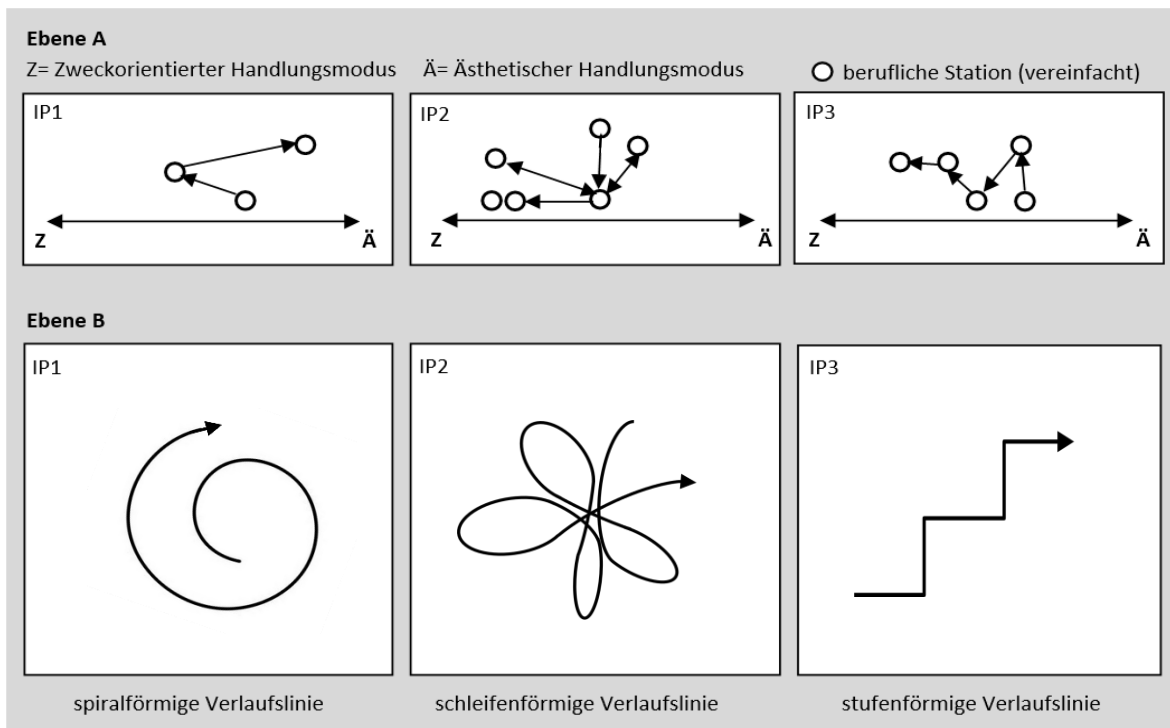


Abb. 7: Gegenüberstellung des Zweck-Ästhetik-Kontinuums der Tätigkeiten und der Charakteristik der Verlaufslinien (IP1 bis IP3) (eigene Darstellung)

Die Abbildung 7 untergliedert sich in die zwei Ebenen A und B, wobei Ebene A nochmalig die beruflichen Stationen und Bewegungsrichtungen im Kontinuum aus dem zweckrationalen und dem ästhetischen Handlungsmodus aus Abbildung 7¹⁶⁴ in vereinfachter Form (aus Abbildung 6) aufzeigt. Die Ebene B abstrahiert die berufsbiografischen Verläufe zu Symbolen (Ebene A nicht berücksichtigend), welche die Typiken aus den Fallstrukturhypothesen widerspiegeln.

So zeichnet sich bei *Michael Arndt (IP1)* die Linie zentrifugal vom elterlichen Kokon in Form einer Spirale nach außen hin ab. Der Befragte entfernt sich über mehrere Entwicklungsinstanzen von der Folie des väterlichen Berufes, indem er von ersten handwerklich-kreativen Versuchen hin zum Kunstleistungskurs auf dem Gymnasium über das Studium bis hin zu seinen Stationen künstlerischer Tätigkeit erweiterte Kreise zieht. Dies ist verbunden mit einer schrittweisen örtlichen Entfernung, die für seine künstlerische Laufbahn an Bedeutsamkeit zunimmt und schließlich in eine stationäre Verortung führt.

¹⁶⁴ Sie Abschnitt 4.4.2.

Im Vergleich hierzu formt sich bei *Insa Behrend (IP2)* die Verlaufslinie schleifenförmig, denn die Befragte pendelt zwischen ihrem ursprünglichen Beruf und einem Ausprobieren weiterer beruflicher Entwicklungen, bevor sie in das aktuelle Tätigkeitsfeld einmündet. Dabei spielt der familiäre Kokon insofern eine Rolle, als dass der Ausgangsberuf von den elterlichen Mustern geprägt ist und auch die aktuelle Berufspraxis industrielle Strukturen und auch Züge von Häuslichkeit aufweist.

Die Verlaufslinie hinsichtlich des Berufsidentitätsbildungsprozesses gestaltet sich bei *Frank Clausen (IP3)* vertikal bis diagonal stufenförmig. Dieser verfolgt einen klassischen Bildungsweg des Lehrling-Geselle-Meister-Prinzips, das je Stufe eine Steigerung sozialer und wirtschaftlicher Verantwortung mit sich führt. Die Identifikation mit seinem Beruf ist gebunden an die Verortung an einen Familienbetrieb, bevor er auf der letzten Stufe nach dem Erreichen des Meister-Status ein eigenes Unternehmen gründet.

Obwohl die Ebenen A als Betrachtung der Bewegungen beruflicher Stationen innerhalb des Kontinuums und Ebene B als Abstraktion der biografischen Verlaufslinien nicht direkt miteinander verglichen werden können, sind Analogien zueinander erkennbar. Diese könnten ein Verweis auf valide Aussagen darstellen.

Die Ausprägungen der Ebenen A und B sind demnach als Marker der jeweiligen Strategien der Befragten IP1 bis IP3 zur Entwicklung oder Verfestigung beruflicher Identität herausstellbar.

Bevor eine theoretische Metaebene betrachtet werden kann, wird im folgenden Abschnitt die nächste Abstraktionsstufe eingenommen. Die allgemeine Betrachtung der Fälle IP1 bis IP3 erlaubt es, den dedizierten Blick von den Fallstrukturen zu lösen.

4.4.5 Allgemeine Betrachtung (IP1 bis IP3)

Die Einflussfaktoren *Familienplanung*, die Entscheidung für oder gegen eine *Berufsausbildung* beziehungsweise ein *Studium* oder einen *Ortswechsel* sowie die *Erwerbsform* schälen sich als wesentliche Treiber dieses Prozesses heraus, wodurch der Impuls vom Individuum selbst gesetzt wird – sie fungieren als Motivatoren.

Die *elterlichen Berufe* sowie das Schicksal *verstorbenen Angehöriger* können ebenfalls richtungsweisend sein, jedoch stellt das Individuum keinen Impulsgeber hierfür dar, sondern es gilt der Umgang mit Effekten jener Einflussfaktoren.

Darüber, dass sich *Beruf und Job transitiv* zueinander verhalten können, so wie es an IP2 deutlich wird, kann ebenfalls ein Format dargestellt werden, das zielgerichtet der Identitätsentwicklung dienlich ist.

Die jeweiligen Verortungen im Kontinuum des *zweckrationalen und ästhetischen Handlungsmodus*, welche sich auch prozessual und subjektiv gestalten können (insbesondere IP1, IP2, ergänzend auch IP5) beschreiben eine weitere Identitätsstrategie¹⁶⁵, denn sie fußen auf den eigenen Deutungen hinsichtlich der Charakteristik ihrer Tätigkeit und den davon abhängigen Entscheidungen.

Gemeinsam mit den damit verbundenen eventuellen *Berufstransformationen* erzeugen sie einen Umriss des sozialen Sinnes individuellen beruflichen Handelns, welcher als *Label*¹⁶⁶ der beruflichen Identität seinen Ausdruck finden kann:

Michael Arndt (IP1) versteht seine Rolle als Künstler in dem *Ergründen und Intervenieren zur Herstellung gesellschaftlicher Reflexion auf künstlerischem Weg*. Das Wissen akkumuliert sich einerseits über die sachbezogene Recherche und andererseits über die Umsetzung von Ideen, die sich über das ästhetische Erforschen erschließen. Der daraus entstandene verdinglichte künstlerische Ausdruck in Form von Werken kann nur dadurch eine Valorisierung erfahren, indem sie durch Organisationsarbeit in die Öffentlichkeit gelangen.

Bei Insa Berend (IP2) lässt sich im Allgemeinen das „Aus-Führen“ als Leistung destillieren, was zum einen die Umsetzung von Arbeitsaufträgen als Augenoptikerin, zum anderen das Disponieren von zum Teil global strukturierten Arbeitspaketen in der Rolle der Projektmanagerin meint. Phasen ihrer Forschungsarbeit erstrecken sich über den naturwissenschaftlichen Erkenntnisgewinn innerhalb des Studiums zur Methodenaneignung und weiterhin als Übersetzungsleistung zwischen der Medizin und der Pharmazie in der Rolle der Monitorin sowie der Projektmanagerin in der Studienkoordination (Marktforschung). Das Wissen, was sich durch ihre Leistungen generiert, ist ausnahmslos expliziter Natur, jedoch gehören ästhetische Alltagserfahrungen ebenfalls zu ihrem Wissenserwerb.

Für Frank Clausen (IP3) ist das *Übersetzen origineller Entwürfe in bedeutsame Werke anhand standardisierter, reglementierter Verfahren durch Können und Arbeit* maßgeblich. Diese Übersetzungsarbeit führt zu einer gesellschaftlichen Valorisierung der beauftragenden

¹⁶⁵ Unter Identitätsstrategie verstehe ich eine Praktik zur Entwicklung und Sicherung von Identität.

¹⁶⁶ Im Abschn. 2.4 wird auf den Vorschlag eingegangen, die gewonnenen Erkenntnisse zu einem Label zu komprimieren, welches das Sinnhafte des Handelns sowie die Qualität der Berufsidentität unterstreicht.

Künstler:innen und seiner eigenen handwerklichen und organisatorischen Leistung. Das benötigte Wissen hierzu akkumuliert sich neben den handwerklichen und organisatorisch-methodischen Kenntnissen über ein erhebliches Volumen impliziter Erfahrungswerte, welche sich durch die originellen Eigenschaften der Werke fortwährend anhäufen und vergegenwärtigen. Eine wesentliche Voraussetzung der Anerkennung seiner Arbeits- und Berufsidentität ist die Erfüllung der Kreativitätserwartungen, die sich durch Problemstellungen der Umsetzungen ergeben.

Bei der Betrachtung der drei Kernaufgaben der untersuchten Berufsidentitäten, lässt sich auf einer weiteren Abstraktionsstufe die vermittelnde Funktion synthetisieren:

IP1 vermittelt das individuell wahrgenommene gesellschaftliche Geschehen durch die öffentlichen Ausstellungen seiner Kunstwerke. Dadurch eröffnet er auch dem heterogenen Publikum auf ästhetischem Wege Perspektiven.

IP2 übersetzt objektivierte, zumeist kryptische Daten in verwendbare Informationen oder koordiniert diese Übersetzungsleistung durch Dritte. Somit erzeugt sie Verständlichkeit und Struktur.

IP3 transferiert originelle Ideen Anderer in verdinglichte Objekte durch die Herstellung von Machbarkeit.

Die Übersetzungsarbeit ist es also, welche trotz unterschiedlicher Berufscharakteristik die untersuchten Berufsidentitäten miteinander in Zusammenhang stellt.

Nun folgend werden die Forschungsergebnisse weiter generalisierend abstrahiert, sodass eine Theoriebildung ermöglicht wird.

4.5 Generalisierung

Die untersuchten Individuen sind ‚Kinder ihrer Zeit‘, die sich in Passagen zwischen der Moderne und Spätmoderne befinden. Sie erfahren den Übergang der Kulturen der Teilepochen direkt (*IP1*) oder indirekt über die Eltern (*IP2*). Zudem kann eine moderne Arbeitsstruktur in der Spätmoderne herausgestellt werden (*IP3*).

Die individuellen Wege der Berufsentwicklung positionieren sich im Kontinuum aus dem zweckrationalen und dem ästhetischen Handlungsmodus zum einen Teil dynamisch, zum anderen tendenziell statisch. Eine weitere Komponente, nämlich die der Berufstransformationen, setzt sich mit diesem Kontinuum ins Verhältnis. Jene anfangs als Sample verwendete

Dimensionalisierung schematisiert auch im theoretischen Kontext ein abstraktes Spannungsfeld der spätmodernen Arbeits- und Berufswelt. Dieses ist als Unterbau zu verstehen, auf dem die fortfolgenden Teilabschnitte fußen.

4.5.1 Behandlung der Forschungsfragen

Anknüpfend an die Einbettung der Individuen in die Arbeits- und Berufswelt werden die Forschungsfragen nach der Konstitution von Arbeits- und Berufsidentitäten gemäß des Forschungsdesigns wieder präsent. Nachfolgend sollen sie näher betrachtet und um eine Beantwortung angereichert werden:

1a) Inwiefern besitzen berufliche Identitäten zum Gestaltwandel unter den Bedingungen der spätmodernen Lebenswelten einen festen Kern?

Durch die Aufschließung der Fallstrukturen von IP1 bis IP3 konnten Merkmale der Individuen segregiert werden, die der Existenz eines jeweiligen beruflichen Identitätskernes entsprechen. Er kann sowohl früh angelegte Charakteristika mit beruflichem Bezug verkörpern als auch verankerte und aufgeschichtete Erfahrungen und Kompetenzen, die das berufliche Arbeitshandeln charakterisieren, zusammenfassen. Selbst bei Berufstransformationen scheinen Muster hindurch, obwohl die Gesamtgestalt der beruflichen Identitätskonstruktion sich neu aufbaut.

In den Interviews, die nicht objektiv-hermeneutisch untersucht worden sind (IP4 und IP5), lässt sich vermuten, dass sich auch hier solche inhaltlichen Merkmale finden lassen. Ohne eine tiefergreifende Analyse unternommen zu haben, erscheint aber bei ihnen prägnant, dass über mehrere Stationen letztendlich die Berufe der Väter angenommen wurden. Dies ist ein Verweis darauf, dass die berufliche Prägung durch sie zum Tragen kam, obwohl sich bereits vorher über einen langen Zeitraum andere berufliche Kompetenzen und Erfahrungen biografisch verdichtet haben. Die Erzählungen beider Befragten wurden auf diese Weise als kohärent dargestellt.

Neben der „Transmission zum Äquivalenten“ bei IP2 ist bei IP4 und IP5 die „Transmission zum Identischen“ (Bertaux/Bertaux-Wiame 1991: 38) eine hervorzuhebende Struktur im Datenmaterial. Der berufliche Identitätskern ist also nicht nur Ursprung, sondern auch Referenzpunkt, an dem sich die Individuen orientieren und aus ihm Kompetenzen und andere Ressourcen schöpfen.

Die Eigenschaften eines Identitätskernes im Sinne der „Meta-Identität“ (Straus/Höfer 1998: 296), welche sich durch *biografische Narrationen*, durch Akzentuierungen von *Teilidentitäten*, als auch durch die *generalisierten Erfahrungsmodi* auszeichnet (vgl. Straus/Höfer 1998: 297 ff.),¹⁶⁷ finden sich bei den drei untersuchten Befragten wieder.

Damit besteht die Konsistenz der ‚Festigkeit‘ weniger als Synonym für ‚Starrheit‘, sondern eher für ‚Stabilität‘ die sich durch Adaption und Modifikation unter der gesellschaftlichen Rahmenbedingung der „dynamischen Stabilisierung“ (Rosa 2019: 40; Reckwitz/Rosa 2021: 185)¹⁶⁸ und der damit einhergehenden „Singularisierung“ (Reckwitz 2017) herstellt.

1b) Auf welche Weise „verflüssigt“ sich die Konsistenz des Identitätskernes unter den Bedingungen der Spätmoderne und wird diese von einem Rahmen umfasst?

Diese zweite Teilfrage setzt den antagonistischen Zustand zum Festen voraus. Die erste Teilfrage kann allerdings nur in relativer Form verneint werden. Diese Konsistenz von den hergeleiteten Identitätskernen zeichnet sich weniger durch Verflüssigung, sondern durch *Wandelbarkeit* aus, sofern diese für den Identitätserhalt notwendig wird. Im Material der Interviews fanden sich unterschiedliche Ausformungen der Notwendigkeit von Wandelbarkeit. Zum einen stehen diese direkt mit den Berufstransformationen in Verbindung, zum anderen mit persönlichen Krisen (insbesondere IP2, IP3, IP4), welche interdependent auf die Berufs- und Arbeitsidentität Einfluss nehmen.

Diffundierende Identitäten durch diese Krisen haben sich allerdings nicht herausgestellt. Eher sind Stabilisierungsprozesse auf Basis der bestehenden Elemente durch die Identitätsstrategien nachvollziehbar, welche jedoch eine Wandlung des Gesamtgebildes „Identitätskern“ herbeiführen. Hierfür ist ein (Wieder-)Gewinn der Agency als Bedingung herausstellbar.

Aus den Daten lässt sich schließen, dass sich Identitätskern und -rahmen relational zueinander verhalten. So kann sich dieser aus den Erfahrungen und Prägungen des Identitätskernes generieren (IP1) und auch als leitendes Element fungieren (IP3).

Die Existenz des beruflichen Identitätsrahmens steht daher nicht als Bedingung des „Zerfließens“ des Identitätskernes, sondern er besteht als Demarkation und Verbundelement zum

¹⁶⁷ Siehe Abschnitt 2.3.2.

¹⁶⁸ Siehe Abschnitt 2.3.1.

Außen: den Lebenswelten. Als äußere Komponente der Berufsidentität wirkt er stabilisierend: Er kann Entgrenzungen innerhalb der Arbeits- und Berufswelt verhindern, dem Individuum Orientierung geben und sich zugleich adaptiv zu seiner Umwelt verhalten.

Das zweite Themenfeld richtet sich unmittelbar auf das Verhältnis zwischen der Arbeits- und Berufsidentität und der spätmodernen Arbeitswelt:

2) *Wie gestalten sich diese beruflichen Identitätskerne und -rahmen unter den Bedingungen der Prekarisierung, dem Arbeitskraftunternehmertum (inkl. Flexibilisierung und Subjektivierung von Arbeit) sowie der Kreativitätserwartung?*

Es kann also davon ausgegangen werden, dass gerade unter den Bedingungen der Arbeitswelt der Spätmoderne, die auch diskontinuierliche Verläufe mit Berufswechseln als Normalitätsmerkmal beinhalten, ein stabiles Element der Identität notwendig ist, um diese aufrecht zu erhalten.

Vergleichbar, jedoch nicht identisch, steht hierzu das Verhältnis zwischen dem selbstbezogenen „Ich“ (I) und dem gesellschaftlich orientierten „ICH“ (ME) (vgl. Mead 1973), welches in sich ein stabiles Verhältnis zwischen den Elementen der Identität darstellt.

Ebenfalls äquivalent erscheint die Notwendigkeit der „balancierenden Identität“ (Krappmann 1982). Sie ließe sich dann aus den gewonnenen Erkenntnissen jener Fälle herleiten, wenn die im Kern verankerten Erfahrungen und Kompetenzen erhebliche Differenzen zu den Bedingungen des Rahmens aufweisen:

Durch den Fallvergleich der Identitätskerne und Rahmen wurde bereits die Beziehung zwischen IP1 und IP3 herausgestellt: Bedingt durch das relationale Verhältnis zwischen den beiden Elementen kann sich der Identitätsrahmen aus den Erfahrungen und Prägungen des Identitätskernes ableiten (IP1) oder auch durch ein ausgeprägtes umweltbezogenes Regelsystem als leitendes Element fungieren (IP3).¹⁶⁹

Deutlich wird dabei, dass die Relation zwischen Identitätskern und -rahmen allgemein eine ausgleichende Eigenschaft aufweist, die einen Umgang mit den gesellschaftlichen Umständen der Spätmoderne ermöglicht. Die „balancierende Identität“ (Krappmann 1982) ist demnach als ein Zustand betrachtbar, der sich aus dieser Verhältnismäßigkeit ergibt und den Umgang mit den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen erklärt.

¹⁶⁹ Dieser Aspekt kristallisiert sich aus dem Fallvergleich (siehe Abschnitt 4.4.4) heraus und wird sowohl auf diskursive Anknüpfungen (4.5.2) und den perspektivischen Ausblick (5.0) Einfluss nehmen.

4.5.2 Diskursive Anknüpfung der Ergebnisse und Schlussfolgerung

Dieser beschriebene Anpassungsprozess ist als Bestandteil der Subjektivierung diskutierbar. So können die individuellen Konstellationen und das heterogene Alter der befragten Individuen den gesellschaftlichen Ausprägungen aus dem Reflexionsbogen I beigemessen werden. Die hervortretende Ästhetisierung des Lebensstils im Sinne der Entscheidungslogik hinsichtlich der Berufe und des Konsums, der Affinität zum Erlebnis, in der frühen Phase der Identitätsentwicklung in den 1980er und 1990er Jahren, weisen mit Insa Behrend (IP2) auf eine Prägung der „Erlebnisgesellschaft“ (Schulze 1993) hin. Bedingt durch ihre berufliche Entwicklung, gleitet sie in einen singularistischen, kuratierenden Lebensstil (Reckwitz 2017) über, wenngleich ihre beruflichen Aufgaben der zweckbezogenen Standardisierung zugeschrieben werden. Ansatzweise ist neben der Priorisierung eine Statusarbeit durch die Entfaltung von „*Singularitätskapital*“ (Reckwitz 2017: 207) anhand ausgiebiger kultureller Aktivitäten, wie der Tanz, das Singen und Reisen erkennbar. Berufsbezogen kann der bewusste Umgang mit der eigenen Arbeitsorganisation zugunsten dieser Freizeitaktivitäten sowie die ausgeprägte interkulturelle Kompetenz, dedizierter die „*Switching-Kompetenz*“¹⁷⁰ (Reckwitz 2017: 301) zugestanden werden.

Daran anschlussfähig bettet sich ebenfalls der Werdegang von Christiane Darre (IP4)¹⁷¹ in diese Kultur ein, wobei sich ihre intensiven Berufstransformationen als Aushandlungsschema des (*selbst-)innovierenden Subjektes*¹⁷² nach bisherigem Daten- und Kenntnisstand herleiten lassen. Auf der Suche nach beruflicher Entfaltung würde sie sich somit im Spannungsfeld aus familiärer Berufstradition, der eigenen Lebensplanung und der subjektivierten Arbeitswelt wiederfinden, wenngleich sich der Beruf der Ärztin vorrangig durch den ‚Dienst‘, einem Arbeitsformat im Sinne der beruflichen Pflichterfüllung im Gesundheitswesen, charakterisiert.

Bei beiden findet sich die Lebensstilistik des Typus der „*investiven Statusarbeit*“ (Kumkar/Schimank 2021) wieder, dessen Erfolg sich in der Kapitaldecke zeigt und auch in prestigeträchtige Objekte überträgt.

¹⁷⁰ Siehe Abschnitt 1.6.2.

¹⁷¹ Wenngleich bei IP4 und IP5 die Datenanalyse durch die Objektive Hermeneutik nicht erfolgte, bieten die Interviews und Fallbeschreibungen von IP4 und IP5 hinreichend inhaltliche Daten, um die Einbettung in allgemeine gesellschaftliche Charakteristiken grob zu umreißen und Argumentationsstränge zu unterstützen.

¹⁷² Siehe Abschnitt 1.5.

Kontrastiv hierzu, jedoch ebenfalls spätmodernistisch, färbt sich in diesem Lichte die prägende Kultur von Michael Arndt (IP1) in den 1970er und 1980er Jahren als die „*counter culture*“ (Reckwitz 2012a: 442) ein, wobei das Widerstreben traditionaler Strukturen im Vordergrund stand und Nonkonformismus im Übergang von der Moderne zur Spätmoderne zu einem künstlerischen Ideal erhoben wurde.¹⁷³ Insbesondere steht hierbei das künstlerische Schaffen an sich in einem gesellschaftlichen Zusammenhang, da es sich thematisch damit auseinandersetzt. Die gesellschaftliche Anknüpfung steht demnach in einem *Außenverhältnis*.

Etwas anders gestaltet sich die Verbindung bei Frank Claussen (IP3), als einem Vertreter der „Berufsstolzlebensführung“ (Kumkar/Schimank 2021), die sich seit Mitte der 1980er Jahre herausbildet. Sein Schaffen konzentriert sich auf sein eigenkomplexes Können, das sowohl objektiven Reglementierungen als auch subjektiven Valorisierungen anderer Kunstschaffender und des Publikums unterliegt. Die gesellschaftliche Anknüpfung steht demnach in einem *Innen-Außen-Verhältnis* zwischen dem Kunstfeld und anderen gesellschaftlichen Feldern. Nicht zu verhehlen ist hierbei ebenfalls eine intensive Statusarbeit, an der der Befragte sein gesamtes berufliches Leben gewirkt hat. Allerdings besteht auch wegen des handwerklichen Bezuges ein eher traditionelles Verständnis von Status. Es differenziert sich somit von den Erscheinungsformen bei IP2 und IP4.

Sophie von Ewall (IP5), bei der sich ein durch Berufstransformationen zeitlich nachgelagerter Berufsstolz abzeichnet, dürfte zu einem *Innenverhältnis* tendieren, das sich auf der elterlichen beruflichen Prägung gründet und sie sich dadurch selbst zum Thema¹⁷⁴ wird. Die Veräußerung der Produkte dient der Reproduktion des eigenen Betriebes. Wahrnehmbar wird die singularistische Lebensstilistik, die eher an IP2 und IP4 anbindet als an IP1 oder IP2.

Da die Untersuchung des Interviews nicht feinanalytisch vollzogen wurde, bleibt eine konkrete Positionierung der Befragten IP5 diffus. Im Gesamteindruck zeichnet sich jedoch ab, dass die *Selbstthematisierung* (vgl. Keupp u.a. 2013: 256) einen erheblichen Anteil hinsichtlich ihrer beruflichen Auseinandersetzung einnimmt.¹⁷⁵

¹⁷³ Siehe Abschnitt 1.2.

¹⁷⁴ Siehe Abschnitt 4.4.3.

¹⁷⁵ Siehe Abschnitt 2.2.3.

Die Metaebene der vorliegenden Handlungskonzepte betrachtend, folgen die Individuen letztendlich dem Streben nach beruflicher Entfaltung. Alle Befragten durchlaufen einen intensiven Berufswahl- beziehungsweise Entwicklungsverlauf, der aktiv von ihnen ausgeht und einem Aushandlungsprozess unterliegt. Eine primäre Unterwerfung im Lichte gesellschaftlicher Zwänge ist im Gesamtbild nicht erkennbar, wenngleich solche Passagen punktuell zum Vorschein kommen. Die Arbeit an der Praktik des beruflichen Lebens und seiner Professionalisierung bindet sich an die benannten Identitätsstrategien, die mit dem Ausbalancieren von Identitätsrahmen und -kern verbunden sind.

Aus dem Blickwinkel der Praxeologie fügen sich die Subjekte in den Kanon der von Reckwitz (2017; 2019) attestierten singularistischen Gesellschaft, unter der Berücksichtigung der angrenzenden Theorien, ein. Jedoch sind die Merkmale solcher Lebensstile mit der von Reckwitz zugeschriebenen Berufsstypik kaum deckungsgleich:

Die Felder singularistischer und standardisierter Praxen werden wechselhaft verlassen und eingenommen. Nuancen singularistischer Lebensstilstik kombinieren sich mit der standardisierten Berufspraxis im Gesundheitsbereich (IP2, IP4). Die künstlerische, an Originalität orientierte Berufspraxis steht mit einem an Normalität orientierten Lebensstil in Verbindung (IP1, IP3, IP5).

Die „Logik des Allgemeinen“ und die „Logik des Besonderen“ (Reckwitz 2017) lassen sich demnach zwar in einem diskursiven, strukturellen Zusammenhang voneinander differenzieren, jedoch sind sie als zuordenbare deskriptive Folien auf das vorliegende Sample nicht ohne Weiteres übertragbar. Daraus kann sich ein Paradoxon ergeben. Der „expressive Individualismus“ (Reckwitz 2021b: 38) überstülpt die Logiken insoweit, dass sich das Subjekt durch expressiv-individuelle Kombinationen selbst hinterfragt und somit die strenge Differenz diffundiert.

Die sich im Literaturdiskurs ergebenden sekundären Fragestellungen der anfangs diskutierten lebensphasenabhängigen Berufswahl sowie der Möglichkeit des Wechsels des Subjektmodelles¹⁷⁶ können zwar mit dieser Studie nicht beantwortet werden, jedoch sind diese Annahmen auch nicht vollends auszuschließen: *Zum einen* ist die Lebensphasenabhängigkeit der Berufe nicht explizit erfassbar. Dass jedoch nach einer langen berufspraktischen Phase die elterlichen Berufe (ob strukturell oder inhaltlich bei IP2, IP4, IP5) bei der weiteren Entwick-

¹⁷⁶ Diese Fragen wurden in Abschnitt 1.7.3 aufgeworfen.

lung zum Tragen kommen und somit kohärente Erzählungen erzeugt werden, könnten Indizien dafür sein, dass durch das Sammeln von Berufserfahrungen die Einsicht des Herkunftsbezuges besteht und sich somit der Eindruck der lebensphasenabhängigen beruflichen Orientierung erhärtet. *Zum anderen* führen die Berufstransformationen den Übergang in die jeweiligen neuen Kulturen mit sich, was auch eine Anpassung des berufsspezifischen Habitus und der sozialen Praxen verlangt. Unterschiedliche Subjektmodelle können dabei eine Orientierung bieten, die sich modifizierend und adaptiv auf die Praktiken auswirken. Bedingt durch das Vorhandensein von beruflichen Identitätskernen darf allerdings nicht vernachlässigt werden, dass die bisherigen identitätsprägenden biografischen Erfahrungen irreversibel sind.

Die gesellschaftlichen Bedingungen der Spätmoderne, die sich durch die Singularisierung mit einem Fokus auf Subjektivierung von Arbeit, Kreativitätserwartungen und Flexibilisierung auszeichnet, machen ein stabiles Element der Identität erforderlich, um diese aufrecht zu erhalten. Nicht zuletzt sollte dabei auch die Dimension der Prekarisierung der Arbeitswelt (vgl. Hardering 2015; vgl. Dörre/Krämer/Speidel 2006) als Rahmenbedingung ihre Berücksichtigung finden, was dieses Erfordernis noch verstärkt.

Hinsichtlich der strukturellen Dimension des theoretischen Diskurses ist daher der von Rosa vorgeschlagene komplementäre Begriff zur „dynamischen Stabilisierung“ (Reckwitz/Rosa 2021) zu berücksichtigen: Die „*adaptive Stabilisierung*“ verweist auf einen Modus, welcher Handlungsalternativen zur gesellschaftlichen Bedarfsdeckung stärkt, ohne dem beschriebenen Zwang des steigerungsdynamischen Modus entsprechen zu müssen, sondern die Praktiken an gesellschaftlichen Herausforderungen zu orientieren (vgl. Rosa 2019: 678 f.; vgl. Reckwitz/Rosa 2021: 226).¹⁷⁷ Bezüglich der Arbeits- und Berufswelt ist dieses Postulat nach Rosa als eine *subjektbezogene adaptive Stabilisierung* rezipierbar.

Dabei muss allerdings Berücksichtigung finden, dass der Kapitalismus diejenigen Subjekte hervorbringt, die er zum Erhalt des Systems benötigt (vgl. Weber 2017: 30). So ist es abzu-
sehen, dass das Subjekt des spätmodernen Kapitalismus der Steigerungslogik per se nicht entinnen kann. Wenn jedoch der steigerungsdynamisch gebundene Zwang zur Selbstver-

¹⁷⁷ Die „adaptive Stabilisierung“ steht im Zusammenhang mit der Idee der „Resonanz“ (vgl. Rosa 2019), welche von Reckwitz als „neoromantische Kultur“ klassifiziert wird (vgl. Reckwitz 2019: 227). Dies impliziert eine Unterstellung einer nichterreichbaren Idee, die allenfalls als Utopie dahinsteht. Es ist fraglich, ob eine Gesellschaft, die sich über die Regulation von Bedarfen disponiert, sich zwingend als affektiv und utopistisch darstellen muss. Gerade auf der Ebene des Individuums ist eine Umsetzung persönlicher Werte im Sinne des ‚Dienstes‘ denkbar.

wirklichung in der Sphäre des „expressiven Individualismus“ und zur Integration des Besonderen aus dem Fokus rückt, liegt die Begünstigung nahe, dass sich das Subjekt in seinem Arbeitshandeln nunmehr an gesellschaftlichen Bedarfen orientiert.

Auf der Ebene des Individuums wird diese Anpassung an die gesellschaftlichen Gegebenheiten über den Zustand der „balancierenden Identität“ forciert, die über das relationale Verhältnis zwischen Rahmen und Kern der Arbeits- und Berufsidentitäten hergestellt wird. Zudem entsprechen die individuellen Figurationen von Teilidentitäten dem adaptiven Modus, wenn unterschiedliche Formationen von Kompetenzen zur Bearbeitung von Problemen und Deckung von Bedarfen der sozialen Umwelt eingebracht werden können. Zur Umsetzung der Regulation gesellschaftlicher Bedarfe ist die Berücksichtigung des *Dienstes* als komplementäres Element zur *Selbstverwirklichung* denkbar. Dieser Begriff muss allerdings in seiner Ambivalenz erfasst und diskutiert werden.¹⁷⁸

4.6 Kritische Reflexion

Hinsichtlich der Aktualität der Beleuchtung des gesamtgesellschaftlichen Zustandes erschien mir Andreas Reckwitz ein geeigneter Kernautor zu sein, um den aktuellen gesamtgesellschaftlichen Zustand mit Fokus auf die Arbeitslebenswelt auf eine wissenschaftlich solide Basis zu stellen. Sodann könne dieser Autor in seinen Ausführungen kritisiert werden, um einen Diskurs zu entfalten – so das Konzept. Doch seit dem Entstehen seiner Hauptwerke (Reckwitz 2012a; 2012b, 2017; auch 2019) verhärtete sich anhand des ethnografischen Blickes der Eindruck, dass die Krisenhaftigkeit der spätmodernen Gesellschaft zu einer Entwicklung geführt hat, welche das singularistische Prinzip aus dem Fokus rückt oder zumindest verzerrt hat: Gemeint sind die COVID19-Pandemie (2020-2022), die medienpräsenten kriegesischen Auseinandersetzungen in der Ukraine (seit 2022) verbunden mit neuen Migrationsbewegungen in Europa. Auch Marktentwicklungen, wie der umfassende Einsatz künstlicher Intelligenz (KI) sowie der demographisch bedingte Fachkräftemangel in Deutschland, führen aller Voraussicht nach zu einem neuen Bewusstsein für Rationalität und Ordnungsprinzipien, was in Knappheit und Irritationen mit chaotischen Effekten begründet

¹⁷⁸ Der Begriff *Dienst* ist als Element des beruflichen Wirkens von der organisatorisch-funktionalen *Dienstleistung* (*Service*) oder dem *Dienen* als Ausdruck von bedingungsloser Hingabe zu differenzieren. Als problematisch erscheint auch die nicht zu ignorierende politische Konnotation des Begriffes als Ausdruck des Zwanges, von dem es ebenfalls abzugrenzen gilt. Als sinnvoll erscheint es, den Dienst aus der wertbezogenen Perspektive im Sinne der Bereitschaft zur Pflichterfüllung und als organisationales Teilelement der Planung zu beleuchten.

liegt und aus dem ein verstärktes Sicherheitsbedürfnis folgt. Lieferkettenverzögerungen, erhöhte Inflations- und sinkende Konjunkturdaten, ein allgemeines Defizit an Energieressourcen, der Mangel an Wohnraum, systembedingte Irritationen sowie Disruptionen durch die Marktentwicklungen hinsichtlich der KI würden es somit erwirken, dass sich die Praktiken der Ökonomie sowie der Subjekte selbst daran verstärkt zu orientieren suchen.

Allerdings ist anhand eines kommerziellen Raumfahrtprojektes eine Skulptur des Pop-Art-Künstlers Jeff Koons zum Mond befördert worden (vgl. [monopol-magazin.de](https://www.monopol-magazin.de); 23.02.2024), womit auch dem Singulären – nicht zuletzt durch die Strahlkraft der Symbolik – vermutlich eine neue Gewichtung beigemessen wird.

Die gesellschaftliche Bedeutung des Allgemeinen und des Besonderen würde somit womöglich neu ins Verhältnis gesetzt. Normalität definiert sich als „Das neue Normal“ (Schmitz/Urban 2023), welches die Krisenhaftigkeit als Eigenschaft der Spätmoderne akzeptiert. Diese Neudefinition ist ein Indikator für eine Verzerrung, bei der sich das Unerwartbare und bisher Besondere nunmehr als Normalität erkennen lässt.

Auch durch Reckwitz selbst wird die aktuelle Bedeutung einer „Soziologie des Verlustes“ (Reckwitz 2021c) hervorgehoben, welche seine Ausarbeitungen über die Singularisierung nicht revidiert, sondern dieselben in einen Zusammenhang stellt und einige der genannten Aspekte in seine Sozialkritik integriert.

Die neuen Umstände mit ihren Auswirkungen finden in dieser Dissertation keine Berücksichtigung. Dennoch würde mit hoher Wahrscheinlichkeit die Kernfrage nach der Konstitution von Arbeits- und Berufsidentitäten auf ähnliche Weise diskutiert werden, wenn auch diese Aspekte Beachtung gefunden hätten.

Die praxeologische Theorie als makrosoziologisches und die symbolisch-interaktionistische Strömungen als mikrosoziologisches Rahmenelement ließen mehrere Brückenschläge notwendig werden, um zwei differente Ansätze innerhalb eines theoretischen Rahmens miteinander diskursiv verknüpfen zu können. So sind der Subjektdiskurs und der Identitätsdiskurs mit den Autorenschaften unterschiedlicher Strömungen voneinander zu trennen, jedoch finden sich sowohl auf sozialpsychologischer als auch auf arbeitssoziologischer Ebene Schnittstellen, die sowohl auf die Subjekt- als auch auf die Identitätstheorien Bezug nehmen. Weiterhin findet sich das Kernthema der Berufsbiografien auf beiden Theoriefeldern wieder, ohne die Ideen der Strömungen zu vereinen.

Aus methodischer Sicht lässt sich der sozialstrukturanalytisch durchdrungene theoretische Rahmen mit der strukturtheoretisch ausgerichteten Objektiven Hermeneutik verknüpfen. Zum einen eignet sich die Objektive Hermeneutik dafür, die sich hinter den biographischen Erzählungen befindlichen latenten Sinnstrukturen zu explizieren und somit Marker für das Identitätsverständnis des jeweiligen Individuums (der kleinsten sozialen Einheit) herauszufiltern. Zum anderen sind die Sozialstrukturanalyse und die feinanalytische Objektive Hermeneutik als Komplementäre betrachtbar, die in unterschiedlicher Qualität strukturfokussiert arbeiten und Passagen zwischen der Mikro- und Makroebene ermöglichen.

Sicherlich wäre ein größeres Sample aussagekräftiger gewesen, um den Fragestellungen noch gerechter zu werden und, um eine theoretische Anknüpfung zu schaffen. Jedoch ist das vorhandene Material so heterogen strukturiert, dass durch die Forschungsarbeit dennoch Perspektiven für den Erkenntnisgewinn über Arbeits- und Berufsidentitäten aufgezeigt werden können. Ferner ist es durch die verhältnismäßig geringe Anzahl an Interviews erst möglich geworden, zeitliche Ressourcen für die Durchdringung der feingliedrigen Protokolle zur Aufschlüsselung latenter Sinnstrukturen zu verwenden, um der bedeutsamen Frage „Wer bin ich?“ nachzugehen.

5.0 Gesamtfazit und Ausblick

Gesamtfazit

Der „Kulturkapitalismus“ (Reckwitz 2017) ist eine Konsequenz aus der radikal innovationsgetriebenen, von Disruption geprägten Wirtschaftskultur innerhalb einer steigerungsdynamisierten Gesellschaft. Der in der industriellen Moderne entfaltete Individualismus genügt nun nicht mehr. Es bedarf einer eigenen Qualität von Aushandlung ökonomischer Bedürfnisse und Produktionsbedingungen. Das marktbezogene Handeln ist geprägt von der Suche nach aktuellen Gelegenheitsfenstern, von denen sich die jeweiligen Marktteilnehmer affizieren lassen. Auf Chancen muss hyperflexibel und agil reagiert werden. Die Antizipation von Originalität in einer singularistisch geprägten Lebenswelt kippt jedoch zur Normalität. Das einst Normale tendiert zur Besonderheit und das Besondere ist zum Normal geworden.

Es wird antizipiert, dass das Arbeitssubjekt diesem Anspruch des normalisierten Besonderen sowohl mit seiner Arbeitsweise als auch seiner Profilentwicklung, seiner beruflichen Entwicklung und mit seinem Lebensstil folgt. Somit unterliegt das Besondere auch einem reproduktiven Modus, was Standardisierungen mit sich führt. Letztendlich unterwirft sich auch das singularistisch geprägte Arbeitssubjekt einer standardisierten Wertschöpfung, die allerdings Trends folgt und somit immer wieder neue Impulse aufnimmt. Das Erfordernis der Affektivität führt interdependent zu einer ebenfalls affektiven beruflichen Entwicklung, die bei Gelingen Distinktionsvorteile mit sich führen kann.

Die verschränkte doppelte Struktur der Logiken bewirkt, dass kreative Arbeit rationalistisch begründet und standardisierte Arbeit kreativ aufgebrochen werden muss.

Das *(selbst-)innovierende Subjekt* kann dabei als Zuspitzung des „Kreativsubjektes“ (Reckwitz 2017) mit einer zweckrationalistisch-ökonomischen Orientierung und einem Selbsterneuerungsanspruch als begrifflicher Vorschlag eingebracht werden.

Das ursprünglich Allgemeine fungiert in der Spätmoderne weiterhin als standardisierende Normalisierungsinstanz, welche strukturierend und stabilisierend wirkt. Somit bleibt das Besondere an das Allgemeine gebunden.

Weil sich im beruflichen Kontext Diskontinuitäten regelrecht aus der singularistisch orientierten, dynamischen Spätmoderne ergeben, sollten die stabilisierenden Eigenschaften der Identität, nämlich Kontinuität und Kohärenz sowie Konsistenz, durch Identitätsarbeit weiterhin begünstigt werden. Trotz des Umstandes, dass die Existenz eines festen Identitätskerns wegen der volatilen Gesellschaft infrage gestellt werden sollte, begründet sich gerade

unter diesen Bedingungen eine stabile Instanz innerhalb der Arbeits- und Berufsidentität, die sich durch ein Gebilde transitiver Teilidentitäten auszeichnet. Zudem besteht die Fragestellung nach der Begrenztheit von Identität im Sinne einer Innen-Außen-Differenz.

Auf die Forschungsfragen eingehend, ist die Existenz sowohl eines stabilen, aber dennoch wandelbaren, beruflichen Identitätskernes als auch eines entsprechenden Identitätsrahmens zu befürworten, da sich bei den analysierten Interviews entsprechende Merkmale finden lassen, die als Essenzen der Identitäten explizit in Erscheinung treten. Eine solche Konstellation steht in einem relationalen Zusammenhang. Aus diesem Blickwinkel kann die „balancierende Identität“ (Krappmann 1982) als ausgleichender Zustand betrachtet werden. Je nach lebensweltlicher Situation wird die Betonung des Selbst als autonome Einheit und Identität als Ergebnis von Aushandlungen miteinander abgestimmt.

Unter diesen konstitutionellen Bedingungen der Arbeits- und Berufsidentität haben sich nach empirischer Erkenntnis durch den Vergleich der Fallstrukturhypothesen der Fälle IP1 bis IP3 Auffälligkeiten und Muster herausgestellt. Zunächst unterscheiden sich die Befragten in ihrem *Bildungsverständnis*, das sich von der Entfaltung der Persönlichkeit bis hin zu einem funktionalen Wissenserwerb aufgliedert. Zudem reichen die *Arbeits- und Berufsethos* von einer wirtschaftlich-liberalen Haltung bis hin zu einer Betonung der Tradition und Pflege des eigenen Berufes.

Die fallbezogenen Verlaufslinien beruflicher *Identitätsentwicklung*, lassen sich nach grafischer Abstraktion als spiral-, schleifen-, und stufenförmig gegenüberstellen. Konkret werden diese Linien durch die Entscheidung für oder gegen eine *Berufsausbildung*, die jeweilige *Erwerbsform*, eventuelle *Ortswechsel* sowie durch die *Familienplanung* mitgeformt, da diese Kategorien als Treiber des biografischen Prozesses wirken. Die *elterlichen Berufe* sowie das Schicksal eines *verstorbenen Angehörigen* sind hingegen als indirekt-beeinflussende Kategorien herausstellbar. Die Nutzung der gegenseitigen *Übertragbarkeit von Beruf und Job* kann neben den vorangegangenen Kategorien als weitere *Identitätsstrategie* verstanden werden.

Anhand dieser mikrosoziologischen Erkenntnisse kann auf gesellschaftlich-struktureller Ebene herausgestellt werden, dass als ausgleichende Entgegnung zu den beschleunigenden und entgrenzenden Effekten der „dynamischen Stabilisierung“ (Rosa 2019) der Vorschlag der *subjektbezogenen adaptiven Stabilisierung* auf normativer Ebene zur Geltung kommt. Um jedoch eine derartige Alternative zur singularistisch gebundenen bedingungslosen

Selbstverwirklichung bieten zu können, ist eine gesellschaftspolitische Stärkung der Thematik der bedarfsorientierten beruflichen Perspektiven eine Voraussetzung.

Ausblick

Durch eine *adaptiv-stabilisierende Identitätsarbeit* im Sinne der „Passungsarbeit“ (Höfer 2002) sollte der Umgang des Individuums mit der singularistisch geprägten Arbeitswelt fokussiert werden.

Erstens ist dabei die soziale Kompatibilität zu forcieren, indem die Anschlussfähigkeit origineller, eigenkomplexer Identitäten zur sozialen Umwelt gefördert wird. Hierbei ist die Entwicklung eines *Labels*¹⁷⁹ zur verständlichen Kommunikation der Eigenkomplexität förderlich.

Dies kann dann gelingen, wenn die Entwicklung einer Differenzierungskompetenz hinsichtlich der beruflichen Teilidentitäten ermöglicht wird. Sie soll dazu befähigen, innerhalb des biographischen Prozesses die eigene heterogene Struktur, unter Berücksichtigung der Transitivität von Teilidentitäten, zu reflektieren und diese situativ einzusetzen.

Zweitens können Beratungsmodelle hilfreich sein, welche einerseits dazu befähigen, das Gesamtgebilde der Arbeits- und Berufsidentität im Spannungsdreieck zwischen *Berufstransformationen* und dem *zweckrationalen beziehungsweise ästhetischen Handlungsmodus* zu reflektieren, woraus sich eigene Potenziale ableiten ließen. Dazu gehört es auch, die individuellen *Identitätsstrategien* herauszustellen und zu stärken.

Andererseits ließe sich aus den vorangegangenen Erkenntnissen eine *berufliche Kontrapost-Konzeption*¹⁸⁰ zum Austarieren zwischen der *bedingungslosen Selbstverwirklichung* und des *Dienstes* im Sinne der Pflichterfüllung zur gesellschaftlichen Bedarfsdeckung ableiten. Dabei müsste bedacht werden, dass der Begriff *Dienst* ambivalent besetzt ist und – zur Vermeidung einer radikalen Qualität – differenziert betrachtet werden sollte. Als Komplementär zur Selbstverwirklichung kann dieses Element die Fähigkeit zur subjektiven adaptiven Stabilisierung stützen, die jedoch individuell in den Blick genommen werden muss. Denkbar wäre es dabei, die integrativ-wirtschaftsethische Sichtweise (Ulrich 2008) als Diskursgrundlage einzunehmen, aus der sich dann eine Balance schöpfen ließe.

¹⁷⁹ Der Gedankengang des Labels wurde im Abschnitt 2.3.4 dargelegt.

¹⁸⁰ Der Terminus *Kontrapost* [lateinisch für *Gegensatzstück*] bezeichnet ein künstlerisches Mittel der Pose, die menschliche Figur darzustellen und ihre anatomische Funktionsweise zu verdeutlichen. Charakteristisch hierbei ist die unterschiedliche Verlagerung des Körpergewichtes (Ponderation), wobei eine Standbein-Spielbein-Konstellation zu einem Ausgleich von Stabilität und Bewegungsfreiheit führt (vgl. Dittmann 2013: 2).

Als letzte Metapher¹⁸¹ in dieser Dissertation soll der ‚Kontrapost‘ die berufliche Balance der Identität unterstützen, die zudem durch den Wechsel von ‚Stand- und Spielbein‘ situativ hergestellt werden kann. Dieses Austarieren kann durch die Befähigung zu einer inneren ‚Ponderation‘ – also zum Ausgleich des beruflichen Identitätsrahmens und -kernes sowie zum geschickten Arrangement von Teilidentitäten – ermöglicht werden.

Derartige Beratungsmodelle könnten sowohl der Kohärenzförderung einzelner Individuen und ihrer arbeitsmarktlichen Positionierung als auch der Herstellung organisationaler Integration innerhalb der Personalentwicklung und des damit verbundenen Kompetenzmanagements zuträglich sein.¹⁸²

Um eine Aktualität zum Themenfeld auf soziologischer Ebene beizubehalten und neue Erkenntnisse unter den Bedingungen des „Neuen Normal“ zu erhalten, ist die Erweiterung des literarischen Diskurses erforderlich, sodass weitere zeitgeistlich orientierte Theoretiker:innen mehr Gewicht finden und die aktuelle Transformation des Allgemeinen und des Besonderen ergründet werden können. Weiterhin besteht der Vorschlag, das Sample unter diesen Gegebenheiten auszudehnen. Dies erlaubt Vergleiche von Fällen, die in chronologisch differente gesellschaftliche Ausprägungen eingebettet sind, was Indikatoren für eventuelle Veränderungen der Konstitution von Arbeits- und Berufsidentitäten in Aussicht stellt.

¹⁸¹ Die Metapher *Kontrapost* ließ sich aus dem performativen Diskurs herleiten: Dabei wurde auf die kompositorische Struktur von Gemälden verwiesen, welche vom Inhalt als differenziert betrachtet werden kann. So ist auch die Pose des Kontrapostes dem Bildinhalt enthebbar. Als abstrakte Form wird sie universal somit sinnbildlich deutbar (vgl. Simmel 1916: 52). Ohnehin stellt der Kontrapost, ob aus kunsthistorischer oder philosophischer Perspektive, eine Diskussionsgrundlage klassisch-humanistischer Bildung dar. Schemenhaft ist die Strategie der Spielbein-Standbein-Pose in das Alltagswissen eingedrungen.

¹⁸² Ich verweise auf den Zusammenhang mit der Problemstellung in der Einleitung.

Literatur

- Abels**, Heinz (2006): Identität. Wiesbaden: VS-Verlag; 1. Auflage.
- Antonovsky**, Aaron (1997): Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit. Tübingen: DGVt. [1987]
- Arendt**, Hannah (2016): Vita Activa. Oder vom tätigen Leben. München/Berlin: Piper; 17. Auflage. [1958]
- Baier**, Stefan (2007): Identitätskonstruktionen von »Störern und Gestörten«. Eine quantitativ-qualitative Untersuchung von Identitätskonstruktionen, Identitätsprojekten und Strategien bei Jugendlichen mit Förderschwerpunkt soziale und emotionale Entwicklung. Dissertation. URL: https://edoc.ub.uni-muenchen.de/7060/1/Baier_Stefan_J.pdf [Stand: 01.08.2023]
- Bandura**, Albert (1995): Exercise of personal and collective efficacy. In: Bandura, Albert (Hrsg.): Self-efficacy in changing Societies. New York: Cambridge University Press, S. 1-46.
- Bauman**, Zygmund (1997): Flaneure, Spieler und Touristen. Essays zu postmodernen Lebensformen. Hamburg: Hamburger Edition HIS. [1995]
- Bauman**, Zygmund (2007): Leben in der flüchtigen Moderne. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Bauman**, Zygmund (2022): Die flüchtige Moderne. Frankfurt/Main: Suhrkamp; 9. Auflage. [2000]
- Baumgarten**, Alexander Gottlieb (1983): »Aesthetica« [1750]. In: Baumgarten, Alexander Gottlieb: Texte zur Grundlegung der Ästhetik. Hamburg: Meiner, S. 79–83.
- Beck**, Ulrich; Brater Michael; Daheim, Hansjürgen (1980): Soziologie der Arbeit und der Berufe. Grundlagen, Problemfelder, Forschungsergebnisse. Reinbeck: Rohwolt.
- Beck**, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/Main: Suhrkamp; 1. Auflage.
- Beck**, Ulrich; Beck-Gernsheim Elisabeth (1993): Nicht Autonomie, sondern Bastelbiographie. In: Zeitschrift für Soziologie. Jg. 22, Heft 3, S. 178-187.
- Berger**, Peter L.; Luckmann, Thomas (1990): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt/Main: S. Fischer; unveränderter Abdruck der 5. Auflage. [1966]
- Bertaux**, Daniel; Bertaux-Wiame, Isabelle (1991): „Was du ererbt von deinen Vätern ...“. Transmissionen und soziale Mobilität über fünf Generationen. In: Bios. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History. Jg. 4, Heft 1, S. 13-40. URL: <https://www.ssoar.info/ssoar/handle/document/78038> [Stand: 01.02.2022]
- Beuys**, Joseph; Rappmann, Rainer (1992): Kunst=Kapital. Achterberger Vorträge. Wangen: FIU-Verlag.
- Bhaba**, Homi K. (1994): The Location of Culture. London: Routledge.
- Bhaba**, Homi K. (2000): Die Verortung der Kultur. Tübingen: Stauffenburg.
- Biehl-Missal**, Brigitte (2011): Wirtschaftsästhetik. Wie Unternehmen die Kunst als Inspiration und Werkzeug nutzen. Wiesbaden: Springer.
- Blumer**, Herbert (1954): What is wrong with social theory?. American Sociological Review. Jg. 19, Heft 1, S. 3-10.
- Bobert**, Sabine (2010): Jesus-Gebet und neue Mystik. Grundlagen einer christlichen Mystagogik. Kiel: Buchwerft.

- Böhle, Fritz** (2010): Arbeit als Handeln. In: Böhle, Fritz; Voß, G. Günther; Wachtler, Günther (Hrsg.): Handbuch der Arbeitssoziologie. Wiesbaden: VS-Verlag; 1. Auflage, S. 151-176.
- Bohnsack, Ralf** (2011): Qualitative Bild- und Videointerpretation. Opladen/Farmington Hills: Budrich, UTB. 2. Auflage.
- Bohnsack, Ralf** (2014): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden. Opladen, Toronto: Barbara Budrich; 9. Auflage.
- Boltanski, Luc; Chiapello, Eve** (2006): Der neue Geist des Kapitalismus. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft. [1999]
- Bourdieu, Pierre** (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Krekel, R. (Hrsg.): Soziale Ungleichheiten. Sonderband 2 der Zeitschrift Soziale Welt. Göttingen: Schwarz, S.183-198.
- Bourdieu, Pierre** (1992): Die verborgenen Mechanismen der Macht. In Steinrück, Margareta (Hrsg.): Schriften zu Politik & Kultur. Hamburg: VSA-Verlag.
- Bourdieu, Pierre** (2012): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Bd. 658; Frankfurt/Main: Suhrkamp; 22. Auflage. [1982]
- Bourdieu, Pierre** (2005): Die verborgenen Mechanismen der Macht. In: Margareta Steinrück (Hrsg.): Schriften zu Politik & Kultur 1. Hamburg: VSA-Verlag. [1992].
- Brandstätter, Ursula** (2009): Bildende Kunst und Musik im Dialog: Ästhetische, zeichentheoretische und wahrnehmungspsychologische Überlegungen zu einem kunstspartenübergreifenden Konzept ästhetischer Bildung. Augsburg: Wißner-Verlag; 2. Auflage.
- Brinkmann, Ulrich; Dörre, Klaus; Röbenack, Silke** (2006): Prekäre Arbeit. Ursachen, Ausmaß, soziale Folgen und subjektive Verarbeitungsformen unsicherer Beschäftigungsverhältnisse. Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn.
URL: <https://library.fes.de/pdf-files/asfo/03514.pdf> [Stand: 16:04.2024]
- Brown, Tim** (2009): Change by Design. How Design Thinking Transforms Organizations and Inspires Innovations. New York: Harper Business.
- Bruder, Klaus-Jürgen** (2005): Selbstthematisierung. Journal für Psychologie, Jg. 13, Heft 3, S. 192-211.
URL: <https://www.ssoar.info/ssoar/handle/document/1718> [Stand: 18.11.2023]
- Brunner, Otto** (1968): Das „Ganze Haus“ und die alteuropäische „Ökonomik“. In: Brunner, Otto (Hrsg.): Neue Wege der Verfassungs- und Sozialgeschichte. Göttingen: Vandenhoeck u. Ruprecht; 2. Auflage, S. 103-127.
- Bullinger, Hans-Jörg** (1994): Ergonomie. Produkt und Arbeitsplatzgestaltung. Stuttgart: Teubner.
- Bulmer, Martin** (1986): The Chicago School of Sociology. Institutionalization, Diversity, and the Rise of Sociological Research. Chicago, London: University of Chicago Press.
- Bundesagentur für Arbeit: Berufenet** - Start frei in die Welt der Berufe. Das umfangreichste Lexikon der Berufe. URL: <https://web.arbeitsagentur.de/berufenet/> [Stand: 12.06.2023]
- Bundesministerium für Arbeit und Soziales** (2015): Grünbuch Arbeiten 4.0 – Arbeit weiterdenken.
URL: www.bmas.de/DE/Service/Medien/Publikationen/A872-gruenbuch-arbeiten-vier-null.html [Stand: 03.12.2015]
- Burr, Vivien** (1995): An Introduction to Social Constructionism. London/New York: Routledge.
- Bühler, Peter; Schlaich, Patrick; Sinner, Dominik; Stauss, Andrea; Stauss, Thomas** (2019): Designgeschichte. Epochen, Stile und Designtendenzen. Berlin: Springer Vieweg.

- Cezanne**, Wolfgang (2005): Allgemeine Volkswirtschaftslehre. München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag; 6. überarbeitete Auflage.
- Clausen**, Lars (1988): Produktive Arbeit, destruktive Arbeit; Soziologische Grundlagen. Berlin, New York: Walther de Gruyter.
- D'Aveni**, Richard (1995): Hyperwettbewerb. Strategien für die neue Dynamik der Märkte. Frankfurt/Main, New York: Campus Verlag.
- Davis**, Rosamund; Sigthorsson, Gauti (2013): Introducing the Creative Industries. From Theory to Practice. Los Angeles: Sage.
- Dewey**, John (2002): Logik: Die Theorie der Forschung. Frankfurt am Main: Suhrkamp. [1938]
- Dick**, Michael (2009): Einleitung: Mobilität zwischen individueller Lebensführung und strukturellen Rahmenbedingungen. In: Dick, Michael (Hrsg.): Mobilität als Tätigkeit: individuelle Expansion – alltägliche Logistik – kulturelle Kapazität. Lengrich: Pabst Science Publishers; S. 9-26.
- Dittmann**, Anastasia (2013): In der Pose wird der Körper zum Artefakt. Das kanonische Wissen um die Vollkommenheit des Doryphoros.
URL: <https://wissenderkuenste.de/texte/ausgabe-1/in-der-pose-wird-der-koerper-zum-artefakt-das-kanonische-wissen-um-die-vollkommenheit-des-doryphoros/pdf/> [Stand: 13.01.2024]
- Doerner**, Max (2021): Malmaterial und seine Verwendung im Bilde. Berlin: Urania Kunst und Gestaltung; 20. Auflage. [1921]
- Dörner**, Olaf; Loos, Peter; Schäffer, Burkhard; Schondelmayer, Anne Christin (2019) (Hrsg.): Dokumentarische Methode. Triangulation und blinde Flecken; Band 1. Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Budrich.
- Dörre**, Klaus; Kraemer, Klaus; Speidel, Frederic (2006): Prekäre Beschäftigung und soziale Desintegration – Ursprünge, Konsequenzen und politische Verarbeitungsformen unsicherer Erwerbsarbeit. In: Jahrbuch Arbeit, Bildung, Kultur. Band 23/24. Recklinghausen, S. 9-40.
- Dostal**, Werner; Stooß, Friedmann; Troll, Lothar (1998): Beruf - Auflösungstendenzen und erneute Konsolidierung. Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung; Jg. 31, Heft 3, S. 438-460.
URL: https://doku.iab.de/mittab/1998/1998_3_MittAB_Dostal_Stooss_Troll.pdf [Stand: 01.02.2024]
- Dostal**, Werner (2002): Der Berufsbegriff in der Berufsforschung des IAB. In: Kleinhenz, Gerhard (Hrsg.): IAB-Kompodium Arbeitsmarkt- und Berufsforschung. Beiträge zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, 250. Nürnberg; S. 463-474. URL: https://doku.iab.de/beitrab/2002/beitr250_801.pdf [Stand: 10.05.2023]
- Dostal**, Werner (2005): Facetten des Berufsbegriffs. Vielfalt von Berufsbezeichnungen erschwert die Orientierung. In: BWP: Berufsbildung in Wissenschaft und Praxis. Jg. 34, Heft 4, S. 15-18. URL: <https://www.bwp-zeitschrift.de/dienst/publikationen/de/1025> [Stand: 01.07.2022]
- Dunkel**, W. (2008). Einleitung in die Ad-hoc-Gruppe. Über den Wolken wird die Freiheit nicht grenzenlos sein. Entgrenzung des inneren und äußeren Naturverhältnisses von Berufstätigen am Beispiel des Luftverkehrs. In: Rehberg, Karl-Siegbert (Hrsg.): Die Natur der Gesellschaft. Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006. Teilband. 1 u. 2. Frankfurt am Main: Campus; S. 4631-4632. URL: <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-360496> [Stand: 01.08.2023]
- Elias**, Norbert (1991): Die Gesellschaft der Individuen. In: Schröter, Michael (Hrsg.): Norbert Elias. Die Gesellschaft der Individuen. Frankfurt/Main: Suhrkamp; 1. Auflage, S. 15-98. [1939]
- Elias**, Norbert; Scotson, John L. (2013). Etablierte und Außenseiter. Frankfurt/Main: Suhrkamp. [1965]
- Erikson**, Erik H. (2020): Identität und Lebenszyklus. Frankfurt a. M.: Suhrkamp; 29. Auflage. [1959]
- Faltin**, Günther (2018): Handbuch Entrepreneurship. Wiesbaden: Springer.

- Fend, Helmut** (1974): Gesellschaftliche Bedingungen schulischer Sozialisation. Soziologie der Schule I. Weinheim/Basel: Beltz.
- Fitzenberger, Bernd; Mena, Gary, Nimczik, Jan; Sunde, Uwe** (2022): Personality Traits Across the Life Cycle: Disentangling Age, Period and Cohort Effects. In: *The Economic Journal*, 132 (August), Issue 646, S. 2141–2172. URL: <https://doi.org/10.1093/ej/ueab093> [Stand: 16.01.2023]
- Flick, Uwe** (2005): Standards, Kriterien, Strategien: zur Diskussion über Qualität qualitativer Sozialforschung. In: *Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung*, Jahrgang 6, Heft 2, S. 191–210.
URL: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-278199> [Stand: 20.07.2023]
- Flick, Uwe; von Kardoff, Ernst; Steinke, Ines** (2019): Was ist qualitative Forschung? Einleitung und Überblick. In: Flick, Uwe; von Kardoff, Ernst; Steinke, Ines (Hg.): *Qualitative Forschung: Ein Handbuch*. Hamburg: Rowolth; 13. Aufl., S. 13–29.
- Fromm, Erich** (1999): Der kreative Mensch. In: Erich Fromm Gesamtausgabe in 12 Bänden. München: Deutsche Verlagsanstalt und Deutscher Taschenbuchverlag. Band IX, S. 399–407. [1959]
- Frosch, Ulrike** (2020): Typisch atypisch? Männer in der Haupterwerbsphase und ihr biografischer Umgang mit beruflichen Diskontinuitäten. Augsburg/München: Rainer Hampp Verlag.
- Funken, Christiane; Rogge, Jean-Christoph; Hörlin, Sinje** (2015): Vertrakte Karrieren: Zum Wandel der Arbeitswelten in Wirtschaft und Wissenschaft. Frankfurt/Main: Campus Verlag.
- Geissler, Birgit** (2010): Haushaltsarbeit und Haushaltsdienstleistungen. In: Böhle, Fritz; Voß, Günther; Wachtler, Günther (Hrsg.): *Handbuch der Arbeitssoziologie*. VS- Verlag, 1. Auflage, S. 931–962.
- Gergen, Kenneth** (1994): "Sinn ist nur als Ergebnis von Beziehungen denkbar": Interview mit K. Gergen. In: *Psychologie heute*. Heft 10, S. 34–38.
URL: https://www.academia.edu/2634458/Sinn_ist_nur_als_Ergebnis_von_Beziehungen_denkbar [Stand: 01.02.2024]
- Gergen, Kenneth J.** (1996): Das übersättigte Selbst. Identitätsprobleme im heutigen Leben. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme-Verlag.
- Giddens, Antony** (1991): *Modernity and Self-Identity: Self and Society in the late modern Age*. Stanford: Stanford University Press.
- Glaser, Barney; Strauss, Anselm** (1967): *The discovery of grounded theory. Strategies for qualitative research*. Chicago: Aldine Publishing Company.
- Goffman, Erving** (2018): *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*. Frankfurt am Main: 24. Auflage. [1963]
- Goffman, Erving** (2019): *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*. München: Pieper, 18. Auflage. [1959]
- Gottschall, Karin; Kittel, Bernhard; Briken, Kendra; Heuer, Jan-Ocko; Hils, Sylvia; Streb, Sebastian; Tepe, Markus** (2015): *Public Sector Employment Regimes – Transformations of the State as an Employer, Transformations of the State*. Houndmills, Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Graefe, Stefanie** (2019): *Resilienz im Krisenkapitalismus. Wider das Lob der Anpassungsfähigkeit*. Bielefeld: Transcript.
- Gross, Peter** (1985): Bastelmentalität. Ein „postmoderner“ Schwebezustand?. In: Schmidt, Thomas (Hrsg.): *Das pfeifende Schwein*. Berlin: Wagenbach; S. 63–84.
- Gugutzer, Robert** (2002): *Leib, Körper und Identität. Eine phänomenologisch-soziologische Untersuchung zur personalen Identität*. Wiesbaden: Springer.

- Gutenberg**, Erich (1963): Grundlagen der Betriebswirtschaftslehre. Die Produktion; Band 1. Berlin: Springer; 9. Auflage.
- Hakim**, Catherine. (2011). Erotisches Kapital. Das Geheimnis erfolgreicher Menschen. Frankfurt/Main: Campus.
- Hall**, Steward (1994): Die Frage der kulturellen Identität. In: Hall, Steward (Hrsg.): Rassismus und kulturelle Identität Hamburg: Argument-Verlag, S. 180-222.
- Hardering**, Frederike (2011): Unsicherheiten in Arbeit und Biographie. Zur Ökonomisierung der Lebensführung. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Hardering**, Fredericke (2015): Prekarität und Prekarisierung: Jüngere Tendenzen der Debatte über die neue soziale Unsicherheit. In: König, Helmut; Schmidt, Julia; Sicking, Manfred (Hrsg.): Die Zukunft der Arbeit in Europa: Chancen und Risiken neuer Beschäftigungsverhältnisse. Bielefeld: Transcript, S. 131-149. URL: <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-67177-2> [Stand: 11.11.2023]
- Hardering**, Fredericke; Hofmeister, Heather; Will-Zocholl, Mascha (2016): Sinn der Arbeit und sinnvolle Arbeit: Zur Einführung. ARBEIT; 2015; Band 24, Heft 1-2, S. 3–12. DOI: 10.1515/arbeit-2016-0002 [Stand: 15.05.2023]
- Hardt**, Michael; Negri, Antonio (2003): Empire. Die neue Weltordnung. Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Helfferrich**, Cornelia (2004): Die Qualität qualitativer Daten. Manual für die Durchführung von Interviews. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Heid**, Klaus; John, Rüdiger (2003): Transfer: Kunst Wirtschaft Wissenschaft. Baden-Baden: [sic!].
- Herr**, Theodor (1985): Die Enzyklika Laborem exercens und das Ringen der katholischen Sozialbewegung um Gesellschaftsreform. In: Jahrbuch für Christliche Sozialwissenschaften; Band 26, S. 149-169. URL: <https://www.uni-muenster.de/Ejournals/index.php/jcs/article/view/582> [Stand: 01.02.2024]
- Hildenbrand**, Bruno (1991). Fallrekonstruktive Forschung. In: Flick, Uwe; von Kardoff, Ernst; Keupp, Heiner; von Rosenstiel, Lutz; Wolff, Stephan (Hrsg.): Handbuch qualitative Sozialforschung: Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. München: Beltz - Psychologie Verlags Union, S. 256-260.
- Hildenbrand**, Bruno (1999): Fallrekonstruktive Familienforschung. Anleitung für die Praxis. In: Bohnsack, Ralf; Lüders, Christian; Reichertz, Jo (Hrsg.): Sozialforschung; Band 6. Opladen: Leske und Budrich.
- Hildenbrand**, Bruno (2004): Gemeinsames Ziel, verschiedene Wege. Grounded Theory und Objektive Hermeneutik im Vergleich. In: Sozialer Sinn, Jg. 5, Heft 2, S.177-194. DOI:10.1515/sosi-2004-0203 [Stand: 26.02.2022]
- Hildenbrand**, Bruno (2019): Anselm Strauss. In: Flick, Uwe; von Kardoff, Ernst; Steinke, Ines (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Hamburg: Rowolth; 13. Aufl., S. 13-29.
- Höfer**, Renate (2002): Kohärenzgefühl und Identitätsentwicklung: Überlegungen zur Verknüpfung salutogenetischer und identitätstheoretischer Konzepte. In: Wydler, Hans; Kolip, Petra; Abel, Thomas (Hrsg.): Salutogenese und Kohärenzgefühl. Grundlagen, Empirie und Praxis eines gesundheitswissenschaftlichen Konzepts. Weinheim/München: Juventa; 2. Auflage, S. 57-70.
- Hohnsträter**, Dirk (2016): Konsum und Kreativität. Bielefeld: Transcript.
- Honneth**, Axel (1993): Dezentrierte Autonomie. Moralphilosophische Konsequenzen aus der modernen Subjektkritik. In: Menke, Christoph; Seel, Martin (Hrsg.): Zur Verteidigung der Vernunft gegen ihre Liebhaber und Verächter. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 149-163.
- Institut** für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (2023): Dossier Berufsmobilität. URL: <https://iab.de/dossier/?id=264696> [Stand: 01.08.2024]

- Jessop**, Bob (1986): Der Wohlfahrtsstaat im Übergang vom Fordismus zum Postfordismus. PROKLA. Zeitschrift für Kritische Sozialwissenschaft. Band 16 Heft 65, S. 4–33. DOI: <https://doi.org/10.32387/prokla.v16i65.1357> [Stand: 01.01.24]
- Joas**, Hans (1991): Rollen- und Interaktionstheorie in der Sozialforschung. In: Hurrelmann und Ulich (Hrsg.): Neues Handbuch der Sozialforschung. Weinheim: Beltz; 4. völlig neubearbeitete Auflage, S. 137-152.
- Johannis** Paul II (1981): Enzyklika: Laborem exercens.
URL: https://www.vatican.va/content/john-paul-ii/de/encyclicals/documents/hf_jp_ii_enc_14091981_laborem-exercens.html [Stand: 09.12.23]
- Jörissen**, Benjamin; Marotzki, Winfried (2009): Medienbildung - Eine Einführung. Theorien, Methoden, Analysen. Bad Heilbrunn: UTB; 1. Auflage.
- Kallmeyer**, Werner; Schütze, Fritz (1977): Zur Konstitution von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung. In: Wegner, Dirk (Hrsg.): Gesprächsanalysen. Hamburg: H. Buske, S. 159-274.
- Kant**, Immanuel (1986): Kritik der Urteilskraft. Stuttgart: Reclam. [1790]
- Kaplan**, Dana; Illouz, Eva (2021): Was ist sexuelles Kapital?. Berlin: Suhrkamp-SV; 1. Auflage.
- Keegan**, Warren J.; Schlegelmilch, Bodo B.; Stöttinger Barbara (2002): Globales Marketing-Management. Eine europäische Perspektive. München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag.
- Kelle**, Udo; Kluge, Susann (2010): Vom Einzelfall zum Typus: Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung. Wiesbaden: VS-Verlag; 2. überarbeitete Auflage.
- Keupp**, Heiner (1988): Riskante Chancen. Das Subjekt zwischen Psychokultur und Selbstorganisation. Sozialpsychologische Studien. Heidelberg: R. Asanger.
- Keupp**, Heiner (1994a): Zugänge zum Subjekt: Perspektiven einer reflexiven Sozialpsychologie. Frankfurt/Main: Suhrkamp; 2. Auflage.
- Keupp**, Heiner (1994b): Ambivalenzen postmoderner Identität. In: Beck, Ulrich; Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hrsg.): Riskante Freiheiten. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 336-350.
- Keupp**, Heiner (1997). Von der (Un-)Möglichkeit, erwachsen zu werden - Jugend heute als "Kinder der Freiheit" oder als "verlorene Generation". Journal für Psychologie, Jg. 5, Heft 4, S.36-54. URL: <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-29027> [Stand: 02.08.2022]
- Keupp**, Heiner (1998): Diskursarena Identität: Lernprozesse in der Identitätsforschung. In: Keupp, Heiner; Höfer Renate (Hg.): Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung. Frankfurt/Main: Suhrkamp; 2. Auflage, S. 11-35.
- Keupp**, Heiner (2002): Identitäten in Bewegung - und die illusionäre Hoffnung auf den Körper. Vortrag 2002. URL: https://www.ipp-muenchen.de/ipp/uploads/identitaeten_in_bewegung.pdf [Stand: 01.02.2024]
- Keupp**, Heiner (2005): Patchwork-Identität – Riskante Chancen bei prekären Ressourcen. Vortrag in Dortmund am 20. Mai 2005. URL: https://www.ipp-muenchen.de/ipp/uploads/keupp_dortmund.pdf [Stand: 01.02.2024]
- Keupp**, Heiner; Ahbe, Tomas; Gmür, Wolfgang; Höfer, Renate; Mitzscherlich, Beate; Kraus, Wolfgang; Straus, Florian (2013): Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten der Spätmoderne. Reinbek: Rowohlt; 5. Auflage. [1999]
- Kirpal**, Simone R. (2006): Arbeitsidentitäten in vergleichenden Perspektiven: die Rolle der nationalen und sektoralen Kontextvariablen. In: Europäische Zeitschrift für Berufsbildung; Heft Nr. 39, S. 25-54. URL: <https://www.researchgate.net/publication/237742035> [Stand: 09.06.2023]

- Kohli**, Martin (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufes. Historische Befunde und theoretische Argumente. In: KZfSS. Jg. 37, S. 1-29.
- Krappmann**, Lothar (1982): Soziologische Dimensionen der Identität: Strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen. Stuttgart: Klett Kotta; 6. Auflage. [1969]
- Kretschmer**, Hildegard (2019): Lexikon der Symbole und Attribute in der Kunst. Stuttgart: Reclam; 7. Auflage.
- Kuhn**, Joseph; Lenhardt, Uwe; Moritz, Benjamin; Reusch, Jürgen (2018): Die Arbeitswelt von heute. Daten, Schwerpunkt, Trends. In: Schröder, Lothar; Urban, Hans, Jürgen (Hrsg.): Ökologie der Arbeit – Impulse für einen nachhaltigen Umbau. Gute Arbeit; Ausgabe 2018. Frankfurt/Main: Bund-Verlag, S. 351-382.
- Kumkar**, Nils; Schimank, Uwe (2021): Drei-Klassen-Gesellschaft Bruch? Konfrontation? Eine Auseinandersetzung mit Andreas Reckwitz' Diagnose der Spätmoderne. In: Leviathan, Berliner Zeitschrift für Sozialwissenschaft. Jg. 49, Heft 1, S. 7-32.
- Kuscher**, Thomas (2020): Berufliche Identität als Komponente der Persönlichkeit. Auf dem Weg zu einer Theorie auf der Grundlage von Beiträgen der Selbstforschung. Berichte aus der Berufs- und Wirtschaftspädagogik. Technische Universität Chemnitz; Nr. 17. URL: <https://monarch.qucosa.de/api/qucosa%3A71021/attachment/ATT-0/> [Stand: 01.08.2023]
- Luhmann**, Niklas (1984): Soziale Systeme; Grundriss einer allgemeinen Theorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1. Auflage.
- Mack**, Oliver; Khare, Anshuman; Krämer, Andreas; Burgartz, Thomas (2016) (Hrsg.): Managing in a VUCA World. Heidelberg, New York: Springer.
- Manske**, Alexandra (2016a): Kapitalistische Geister in der Kultur- und Kreativwirtschaft: Kreative zwischen wirtschaftlichem Zwang und künstlerischen Drang. Bielefeld: Transcript-Verlag.
- Manske**, Alexandra (2016b): Zwischen den Welten: Hybride Arbeitsverhältnisse in den Kulturberufen. In: Industrielle Beziehungen. Arbeitswelten und industrielle Beziehungen – zwischen Einfacharbeit und hochqualifizierter Arbeit. Jg. 23, Heft 4, S. 498-516. DOI:10.1688/IndB-2016-04-Manske [Stand: 01.08.2023]
- Marguin**, Séverine; Losekandt, Pobias (2017): Studie zum Berliner Arbeitsmarkt der Kultur- und Kreativsektoren. Berlin: Bildungswerk Berlin der Heinrich-Böll-Stiftung.
- Marx**, Karl (2023): Das Kapital. München: Anaconda; Nachdruck 2. Auflage 1872. [1867]
- Maslow**, Abraham H. (1978): Motivation und Persönlichkeit. Olten: Walter-Verlag. 2. Erweiterte Auflage. [1954]
- Matuschek**, Ingo (2016): Industrie 4.0, Arbeit 4.0 – Gesellschaft 4.0?. Eine Literaturstudie. In: Rosa-Luxemburg-Stiftung (Hrsg.): STUDIEN 02/2016. https://www.rosalux.de/fileadmin/rls_uploads/pdfs/Studien/Studien_02-2016_Industrie_4.0.pdf [Stand: 15.07.2023]
- Mead**, George Herbert (1973): Geist, Identität und Gesellschaft. Frankfurt Main: Suhrkamp; 1. Auflage. [1934]
- Mead**, George Herbert (1980): The Social Self. In: The Journal of Philosophy, Psychology and Scientific Methodes. Volume X. New York: The Science Press, S. 374-380. [1913]
- Mey**, Günter (2023): Kunst und Wissenschaft im Dialog. Zum Verhältnis von performativer Sozialwissenschaft und qualitativer Forschung. In: Zeitschrift für Qualitative Forschung. Jg. 24, Heft 1, S. 73-89.
- Monopol/dpa** (2014): Kommerzielle Raumfähre "Nova-C": Jeff-Koons-Skulpturen auf dem Mond gelandet. In: Monopol – Magazin für Kunst und Leben. Ausgabe 03/24, o.S. URL: <https://www.monopol-magazin.de/jeff-koons-skulpturen-auf-dem-mond-gelandet?slide=0> [24.02.2024]

- Mutz**, Gerd; Ludwig-Mayerhofer, Wolfgang; Koenen, Elmar J.; Eder, Klaus ; Bonß, Wolfgang (1995): Diskontinuierliche Erwerbsverläufe. Analysen zur postindustriellen Arbeitslosigkeit. Opladen: Leske und Budrich.
- Nerdinger**, Friedmann W.; Blicke, Gerhard; Schaper, Niclas (2014): Arbeits- und Organisationspsychologie. Berlin/Heidelberg: Springer; 3. Auflage.
- Oevermann**, Ulrich; Allert, Tilman; Gripp, Helga; Konau, Elisabeth; Krambeck, Jürgen; Schröder-Caesar, Erna; Schütze, Yvonne (1976): Beobachtungen zur Struktur der sozialisatorischen Interaktion. In M. R. Lepsius (Hrsg.), Zwischenbilanz der Soziologie. Verhandlungen des 17. Deutschen Soziologentags (S. 274-295). Stuttgart: Ferdinand Enke. URL: <https://www.ssoar.info/ssoar/handle/document/18741> [Stand: 22.02.2022]
- Oevermann**, Ulrich (2001): Die Struktur sozialer Deutungsmuster – Versuch einer Aktualisierung. Sozialer Sinn. Jg. 2, Heft 1, S. 35-81.
- Oevermann**, Ulrich (2002): Klinische Soziologie auf der Basis der Methodologie der objektiven Hermeneutik – Manifest der objektiv hermeneutischen Sozialforschung. Schrift. URL: https://www.ihsk.de/publikationen/Ulrich_Oevermann-Manifest_der_objektiv_hermeneutischen_Sozialforschung.pdf [Stand: 01.02.2024]
- Oevermann**, Ulrich (2010): Strukturprobleme supervisorischer Praxis. Eine objektiv hermeneutische Sequenzanalyse zur Überprüfung der Professionalisierungstheorie. Frankfurt/Main: Humanities Online; 3. Auflage.
- Ohlbrecht**, Heike (2006): Jugend, Identität und chronische Krankheit: Soziologische Fallrekonstruktionen. Opladen: Budrich.
- Ohlbrecht**, Heike (2013): Soziale Gesetzmäßigkeiten rekonstruieren: Zur Forschungsstrategie der objektiven Hermeneutik. In: Maschke, Sabine; Stecher, Ludwig (Hrsg.): Enzyklopädie der Erziehungswissenschaften. Methoden der empirischen erziehungswissenschaftlichen Forschung, Wissenschaftstheoretische Grundlagen, Methodologie. Weinheim, Basel: Belz-Juventa. DOI: 10.3262/EEO07130298 [Stand: 01.02.2024]
- Ohlbrecht**, Heike (2022): Welche Arbeit braucht der Mensch?. Trotz oder durch Arbeit gesund? Zur Bestimmung der Wechselbeziehung. In: Dick, Michael; Freund, Stephan; Ohlbrecht, Heike; Unger, Thorsten (Hrsg.): Arbeit – Job – Beruf. Interdisziplinäre Perspektiven. Wiesbaden: Springer, S. 261-287.
- Olfert**, Klaus (2021): Einführung in die Betriebswirtschaftslehre. Herne: Kiehl NWB. 13. aktualisierte Auflage.
- Pfeiffer**, Werner; Dörrie, Ulrich; Stoll, Edgar (1977): Menschliche Arbeit in der industriellen Produktion. Göttingen: Vandenhoeck und Rupprecht.
- Pongratz**, Hans J. (2000) Arbeitskraftunternehmer als neuer Leittypus?. Flexibilisierung der Arbeit und Patchwork-Biographien. Online-Artikel. URL: <http://www.diezeitschrift.de/12001/positionen3.htm> [Stand: 15.12.2022]
- Pongratz** Hans J.; Voß, Günther G. (2003). Arbeitskraftunternehmer. Erwerbsorientierungen in entgrenzten Arbeitsformen. Berlin: Edition Sigma.
- Popitz**, Heinrich (2000): Wege der Kreativität. Tübingen: Mohr Siebeck; 2. erweiterte Auflage.
- Precht**, Richard David (2007): Wer bin ich – und wenn ja wie viele?. Eine philosophische Reise. München: Goldmann.
- Preiser**, Siegfried (1976): Kreativitätsforschung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft; 2. Auflage.
- Przyborski**, Aglaja; Wohlrab-Sahr, Monika (2014): Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch. München: Oldenbourg-Verlag; 4. erweiterte Auflage.

- Raithelhuber**, Eberhardt (2008): Von Akteuren und agency – eine sozialtheoretische Einordnung der structure/agency- Debatte. In: Homfeldt, Hans Günther; Schröder, Wolfgang; Schweppe, Cornelia (Hrsg.): Vom Adressaten zum Akteur. Opladen: Verlag Barbara Budrich; S. 17-45.
- Reckwitz**, Andreas (2007): Anthony Giddens. In: Kaesler Dirk (Hrsg.): Klassiker der Soziologie. Von Talcott Parsons bis Anthony Giddens; Band II. 5. überarbeite, aktualisierte und erweiterte Auflage. München: C.H. Beck, 1999, S. 311-337. URL: https://www.kuwi.europa-uni.de/de/lehrstuhl/vs/kulsoz/professur-inhaber/buecher_artikel/reckwitz_2007b.pdf [Stand: 09.12.2023]
- Reckwitz**, Andreas (2008): Unscharfe Grenzen: Perspektiven der Kulturosoziologie. Bielefeld: Transcript.
- Reckwitz**, Andreas (2012a): Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne. Weilerwist-Metternich: 2. Auflage. [2006]
- Reckwitz**, Andreas (2012b): Die Erfindung der Kreativität. Zum Prozess gesellschaftlicher Ästhetisierung. Berlin: Suhrkamp.
- Reckwitz**, Andreas (2015): Ästhetik und Gesellschaft – ein analytischer Bezugsrahmen. In: Reckwitz, Andreas; Prinz, Sohia; Schäfer, Hilmar (Hg.): Ästhetik und Gesellschaft. Grundlagen aus Soziologie und Kulturwissenschaften. Berlin: Suhrkamp; 1. Aufl., S. 13-52.
- Reckwitz**, Andreas (2016): Kreativität und soziale Praxis: Studien zur Sozial- und Gesellschaftstheorie. Bielefeld: Transcript.
- Reckwitz**, Andreas (2017): Die Gesellschaft der Singularitäten: Zum Strukturwandel der Moderne. Berlin: Suhrkamp; 3. Auflage.
- Reckwitz**, Andreas (2019): Das Ende der Illusionen: Politik, Ökonomie und Kultur in der Spätmoderne. Berlin: Suhrkamp; 2. Auflage.
- Reckwitz**, Andreas (2021a): Subjekt. Bielefeld: Transcript; 4. aktualisierte und ergänzte Ausgabe.
- Reckwitz**, Andreas (2021b): Auf der Suche nach der neuen Mittelklasse – Replik auf Nils Kumkar und Uwe Schimank. In: Leviathan, Berliner Zeitschrift für Sozialwissenschaft. Jg. 49, Heft 1, S. 33-61.
- Reckwitz**, Andreas (2021c): Auf dem Weg zu einer Soziologie des Verlusts. In: Soziopolis. Gesellschaft beobachten. URL: <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-80750-2> [Stand: 16.12.2023]
- Reckwitz**, Andreas; Rosa, Hartmut (2021): Spätmoderne in der Krise: Was leistet die Gesellschaftstheorie?. Berlin: Suhrkamp.
- Reischmann**, Jost (1995): Lernen „en passant“. Die vergessene Dimension. In: Grundlagen der Weiterbildung. 6. Jg., Heft 4, S. 200-204. URL: <http://www.reischmannfam.de/lit/1995-Lernenenpassant.pdf> [Stand: 28.06.2023]
- Rosa**, Hartmut (2005): Beschleunigung. Frankfurt Main: Suhrkamp; 1. Auflage.
- Rosa**, Hartmut (2012): Weltbeziehungen im Zeitalter der Beschleunigung. Umriss einer neuen Gesellschaftskritik. Berlin: Suhrkamp.
- Rosa**, Hartmut (2019): Resonanz: Eine Soziologie der Weltbeziehung. Berlin: Suhrkamp; 2. Auflage.
- Rosenthal**, Gabriele (2008): Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung. Weinheim, München: Juventa; 2. korrigierte Auflage.
- Sachse**, Pierre; Specker, Adrian (1999) (Hrsg.): Design Thinking. Analyse und Unterstützung konstruktiver Entwurfstätigkeiten. Mensch Technik Organisation; Band 22. Zürich: vdf Hochschulverlag.
- Sandberg**, Berit; Frick-Islitzer, Dagmar (2018): Die Künstlerbrille - Was und wie Führungskräfte von Künstlern lernen können. Wiesbaden: Springer Gabler.

- Savage, Mike** (2015): *Social Class in 21th Century*. London: Pelican.
- Schäffer, Burkhard; Maes, Jürgen; Dörner, Olaf** (2007): *Weiterbildungsbeteiligung und Altersbilder der Babyboomer (WAB) Zur Bedeutung von Alters- und Alters- und Altenbildern als Regulative der Weiterbildungsbeteiligung*. München: Typoskript.
- Schäffer, Burkhard** (2010): *Abbild, Denkbild, Erfahrungs(Sinn)bild. Methodisch-methodologische Anmerkungen zu Analyse von Alters-, Alters- und Altenbildern*. In: Ecarius, Jutta; Schäffer, Burkhard (Hrsg.): *Typenbildung und Theoriegenerierung. Methoden und Methodologien qualitativer Bildungs- und Biographieforschung*. Opladen: Budrich, S. 207-232.
- Scharfetter, Christian** (1990): *Schizophrene Menschen: Krankheitskonzepte, Geschichte, Diagnostik, Bewusstseinsbereiche und Psychopathologie, Ich-Psychopathologie des schizophrenen Syndroms, Forschungsansätze und Deutungen, Therapiegrundsätze*. München: Psychologie Verlags Union; 3. Neubearbeitete und erweiterte Auflage.
- Schimank, Uwe; Mau Steffen; Groh-Samberg, Olaf** (2014): *Statusarbeit unter Druck? Zur Lebensführung der Mittelschichten*. Weinheim: Beltz-Juventa.
- Schmitz, Christoph; Urban, Hans-Jürgen** (2023) (Hrsg.): *Das Neue Normal – Impulse für Debatten*. Gute Arbeit; Ausgabe 2023. Frankfurt/Main: Bund-Verlag.
- Schuler, Heinz; Görlich, Yvonne** (2007): *Kreativität. Praxis der Personalpsychologie*. Göttingen: Hogrefe.
- Schulze, Gerhard** (1993): *Die Erlebnisgesellschaft: Kultursoziologie der Gegenwart*. Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Schumpeter, Joseph A.** (1987): *Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie*. Tübingen: A. Franke Verlag, 6. Auflage. [1942]
- Schütz, Alfred** (2016): *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt: Eine Einleitung in die verstehende Soziologie*. Frankfurt Main: Suhrkamp; 7. Auflage. [1932]
- Schütze, Fritz** (1995): *Verlaufskurven des Erleidens als Forschungsgegenstand der interpretativen Soziologie*. In: Krüger, Heinz-Hermann, Marotzki, Winfried (Hrsg): *Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung*. Opladen: Leske und Budrich, S. 116-157.
- Sennett, Richard** (1983), *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität*. Frankfurt Main: S. Fischer. [1977]
- Sennett, Richard** (1996): *Etwas ist faul in der Stadt. Wenn die Arbeitswelt bröckelt, wird die Lebenswelt kostbar: Perspektiven einer zukünftigen Urbanität*. Die Zeit. 26.01.1996. S. 27-28.
- Sennett, Richard** (1998): *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*. Berlin: Berlin-Verlag.
- Sennett, Richard** (2012): *Handwerk*. Berlin: Bloomsbury. 4. Auflage [2008]
- Siegrist, Johannes** (2015): *Arbeitswelt und stressbedingte Erkrankungen: Forschungsevidenz und präventive Maßnahmen*. München: Elsevier Urban & Fischer. 1. Auflage.
- Simmel, Georg** (1916): *Rembrandt: ein kunstphilosophischer Versuch*. Leipzig: Wolff.
URL: <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-50414-5> [Stand:01.04.2024]
- Simmel, Georg** (1966): *Über sociale Differenzierung*. Sociologische und psychologische Untersuchungen. Amsterdam: Liberac N.V. Publishers; Nachdruck. [1890]
- Simmel, Georg** (1969): *Soziologie der Geselligkeit*. In: *Verhandlungen des 1. Deutschen Soziologentages vom 19. bis 22. Oktober 1910 in Frankfurt am Main*. Frankfurt am Main: Sauer u. Auvermann, S. 1-16. [1910]. URL: <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-187880> [Stand: 02.02.2022]

- Steinke, Ines** (2019): Gütekriterien qualitativer Forschung. In: Flick, Uwe; von Kardoff, Ernst; Steinke, Ines (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Hamburg: Rowolth; 13. Aufl., S. 319-331.
- Straub, Jürgen** (1991): Identitätsbegriff im Übergang? Über Identitätsforschung, den Begriff der Identität und die zunehmende Beachtung des Nicht-Identischen in subjekttheoretischen Diskursen. In: Sozialwissenschaftliche Literatur Rundschau. Heft 23, S. 49-71.
- Straub, Jürgen** (2000): Identitätstheorie. Empirische Identitätsforschung und die "postmoderne" armchair psychology. In: Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung. Jahrgang 1, Heft 1, S. 167-194. URL: <https://www.ssoar.info/ssoar/handle/document/28075> [Stand: 02.03.23]
- Straus, Florian; Höfer, Renate** (1998): Entwicklungslinien alltäglicher Identitätsarbeit. In: Keupp, Heiner; Höfer Renate (Hrsg.): Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung. Frankfurt/Main: Suhrkamp; 2. Auflage, S. 270-307.
- Strauss, Anselm L.** (1968): Spiegel und Masken. Die Suche nach Identität. Frankfurt/Main: Suhrkamp. [1959]
- Strauss, Anselm L.; Corbin, Juliet** (1996): Grounded Theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim: Beltz Psychologie Verlags-Union.
- Strübing, Jörg** (2006). Wider die Zwangsverheiratung von Grounded Theory und Objektiver Hermeneutik. Eine Replik auf Bruno Hildenbrand. Sozialer Sinn, Jg. 7, Heft 1, S. 147-157.
URL: <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-415109> [Stand:21.12.22]
- Strübing, Jörg** (2014): Grounded Theory: Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung eines pragmatischen Forschungsstils. Wiesbaden: Springer; 3. erweiterte und überarbeitete Auflage.
- Strübing, Jörg; Hirschauer, Stefan; Ayaß, Ruth; Kränke, Uwe; Scheffer, Thomas** (2018): Gütekriterien Qualitativer Sozialforschung. Ein Diskussionsanstoß. Zeitschrift für Soziologie. Jg. 47, Heft 2, S. 83-100.
URL: <https://doi.org/10.1515/zfsoz-2018-1006> [Stand: 01.07.2022]
- Super, Donald E.** (1984): Career and Life Development. In: Brown, Duane; Brooks, Linda (Hrsg.): Career Choice and Development. San Francisco: Jossey-Bass, S. 192-234.
- Syson, Luke** (2008): Zeugnis von Gesichtern, Gedenken an Seelen. In: Campbell, Lorne; Rice, Louise (Hrsg.): Die Porträtkunst der Renaissance. Stuttgart: Belser, S. 14 – 31.
- Taylor, Charles** (1996): Quellen des Selbst: Die Entstehung der neuzeitlichen Identität. Frankfurt am Main: Suhrkamp; 1. Auflage.
- Taylor, Frederick W.** (2005): The Principles of Scientific Management. Fairfield: 1st World Library. [1911]
- Thomas, Melina** (2013): Doing Family in Europe: Untersuchungen über die Formen der Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Gesellschaftswissenschaften, Fachgruppe Soziologie der Universität Kassel. Dissertation. URL: <https://kobra.uni-kassel.de/bitstream/handle/123456789/2014081445891/DissertationMelinaThomas.pdf?sequence=7&isAllowed=y> [Stand: 20.01.2024]
- Tönnies, Ferdinand** (1988): Gemeinschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe der reinen Soziologie. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft; Neudruck der 8. Auflage [1935], 2. Auflage. [1887]
- Turner, Ralph H.** (1962). Role-taking. Process versus conformity. In: Rose; Arnold M. (Hrsg.): Human Behavior and Social Process. London: Routledge and Keegan Paul, S. 20-40.
- Ulrich, Peter; Maak, Thomas** (1996): Ethik in Wirtschaft und Gesellschaft - Eine systematische Einführung für Lehrkräfte. In: Ulrich, Peter (Hrsg.): Ethik in Wirtschaft und Gesellschaft. Aarau: Verlag für Berufsbildung, S. 9-25.
- Ulrich, Peter** (2008): Integrative Wirtschaftsethik; Grundlagen einer lebensdienlichen Ökonomie. Bern/Stuttgart/Wien: Haupt Verlag; 4. Auflage.

- Vicari, Basha** (2018): Der Einfluss strukturierender Eigenschaften von Berufen auf horizontale und vertikale berufliche Mobilität im Kohortenvergleich. IAB Discussion Paper, Heft 25. Nürnberg.
URL: <https://doku.iab.de/discussionpapers/2018/dp2518.pdf> [Stand: 13.07.2023]
- Vosswinkel, Stephan** (2005): Welche Kundenorientierung? Anerkennung in der Dienstleistungsarbeit. Berlin: Edition Sigma.
- Voß, Günther G.** (2001). Der eigene und der fremde Alltag. In: Voß, Günther G.; Wehrich, Margit (Hrsg.): Tagaus – tagein. Neue Beiträge zur Soziologie Alltäglicher Lebensführung. München: Hampp, S. 203-217). URL: <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-345624> [Stand: 20.01.2024]
- Voß, G. Günther** (2010): Was ist Arbeit? Zum Problem des allgemeinen Arbeitsbegriffs. In: Böhle, Fritz; Voß, G. Günther; Wachtler, Günther (Hrsg.): Handbuch der Arbeitssoziologie. Wiesbaden: VS-Verlag, 1. Auflage, S. 23-80.
- Weber, Max** (1980): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss einer verstehenden Soziologie. Tübingen: Mohr Sibeck; 5. rev. Auflage. [1921]
- Weber, Max** (2017): Das Problem. In: Maurer, Andrea (Hrsg.): Max Weber. Die protestantische Ethik und der „Geist“ des Kapitalismus. Stuttgart: Reclam, S. 7-80. [1905]
- Weigert, Andrew J.; Teitge, J.Smith; Teitge, Dennis W.** (1986): Society and identity. Toward a sociological psychology. Cambridge: Cambridge University Press.
- Weischer, Christoph** (2011): Sozialstrukturanalyse. Grundlagen und Modelle. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Wernet, Andreas** (2009): Einführung in die Interpretationstechnik der Objektiven Hermeneutik. Wiesbaden: VS-Verlag; 3. Auflage.
- Wimmer, Rudolf** (2009): Familienunternehmen. In: von Schlippe, Arist; Rüsen, Tom; Groth, Torsten (Hrsg.): Beiträge zur Theorie des Familienunternehmens. Schriften zu Familienunternehmen, Band 1. Lohmar-Köln, Eul-Verlag, S. 1-16. URL: https://www.researchgate.net/publication/329872216_Beitrage_zur_Theorie_des_Familienunternehmens_Band_1_der_Schriften_zu_Familienunternehmen_des_Wittener_Instituts_fur_Familienunternehmen [Stand: 01.08.2022]
- Wöhe, Günter; Döring, Ulrich; Brösel, Gerrit** (2020): Einführung in die Allgemeine Betriebswirtschaftslehre. München: Vahlen; 27. Auflage.
- Wolf, Norbert** (2022): Hans Holbein der Jüngere. Der deutsche Rafael. Köln: Taschen.

Ehrenerklärung

Ich versichere hiermit, dass ich die vorliegende Arbeit ohne unzulässige Hilfe Dritter und ohne Benutzung anderer als der angegebenen Hilfsmittel angefertigt habe.

Verwendete fremde und eigene Quellen sind als solche kenntlich gemacht.

Ich habe nicht die Hilfe eines kommerziellen Promotionsberaters in Anspruch genommen.

Ich habe insbesondere nicht wissentlich:

- Ergebnisse erfunden oder widersprüchliche Ergebnisse verschwiegen
- statistische Verfahren absichtlich missbraucht, um Daten in wissenschaftlich ungerechtfertigter Weise zu interpretieren
- fremde Ergebnisse oder Veröffentlichungen plagiiert
- fremde Forschungsergebnisse verzerrt wiedergegeben.

Mit ist bekannt, dass Verstöße gegen das Urheberrecht Unterlassungs- und Schadensersatzansprüche des Urhebers sowie eine strafrechtliche Ahndung durch die Strafverfolgungsbehörden begründen können.

Die Arbeit wurde bisher weder im Inland noch im Ausland in gleicher oder ähnlicher Form als Dissertation eingereicht und ist als Ganzes auch noch nicht veröffentlicht.

Ich erkläre mich damit einverstanden, dass die Dissertation ggf. mit Mitteln der elektronischen Datenverarbeitung auf Plagiate überprüft werden kann.

Magdeburg, 17.05.2024

Christian Ziems